

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn[illegible] e geschlossen.

Jos. [illegible] hek,



Die Mohicaner von Paris.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

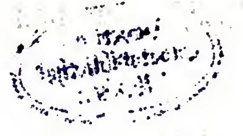
Dr. August Zoller.

Neunzehntes bis fünfundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.





Druck der G. Hasselbrink'schen Buchdruckerei in Stuttgart.



CXIV.

Wo der Leser, der die Paraden nicht liebt, welche Folgen sie auch in der Politik haben mögen, gebeten wird, einen Gang im Foyer zu machen.

Als die mißstimmige Symphonie hinter dem Vorhange im Hintergrunde beendigt war, erschienen Gille und Cassandre, das heißt Fasiou und Copernic, auf der Bühne.

Es war zehn Minuten lang ein ungeheures Gelächter und ein Donner von Beifallklatschen.

Jeder von den zwei Künstlern trat bis an den Lampenkasten vor und verbeugte sich dreimal ehrerbietig; dann lehnte sich Fasiou an den Vorhang im Hintergrunde an, während Cassandre, der, da er das Stück eröffnete, am Lampenkasten geblieben war, mit folgendem Monologe begann, — einem Muster der im Jahre der Gnade 1827 blühenden Literatur in freier Luft, welches von einem unserer Freunde stenographirt worden ist, und das in seiner ganzen Treuherzigkeit unsern Lesern vor Augen legen zu kennen wir uns glücklich schätzen.

Erste Scene.

Cassandre, träumerisch auf der Vorbühne; Gille, im Hintergrunde des Theaters.

Cassandre.

Der Teufel soll mich holen, wenn ich einen zugleich mit Geist, mit Ehrlichkeit und mit einem schlechten Magen begabten Bedienten zu finden weiß, das heißt einen Menschen, der die drei theologischen Tugenden der guten Diener besitzt! Je weiter wir gehen, desto weiter geht die Welt, und sie geht vom Schlimmen zum Schlimmern; die guten Bedienten machen sich selten! . . Wohin des Teufels mögen sie gegangen sein? In ein Land, wo es keine Herren gibt. Ich habe deshalb schon oft an Eines gedacht: meinen Dienst selbst zu versehen; doch ich überlegte es mir: ich bin ein Mann von so zähem Geize, daß ich nie einwilligen würde, mir den Lohn zu geben, den ich verdiene; und da es, wenn ein Diener bei mir eintritt, meine erste Bedingung ist, daß ich ihn nicht zu beköstigen habe, so würde ich unstreitig Hungers sterben. Wir wollen also auf dieses wahnsinnige Project verzichten und einen Diener suchen, der weniger anspruchsvoll ist als ich. (Umherschauend.) Was sehe ich denn dort? . . Ei! das ist gerade ein Bedienter! er läuft wie Einer, der keine Milz hat, beständig in die Luft schauend . . . He! Freund! . . Er hört mich nicht und schaut immer in die Luft . . . He! Freund! . . Hoffen wir, daß er einen Pflasterstein trifft und fällt . . . Plumps! da liegt er auf der Erde! (Auf Gille zugehend und ihn aufhebend.) Mein Freund, was läufst Du noch?

Gille.

Mein Herr, ich laufe nicht mehr: Sie sehen es wohl!

Cassandre, beiseit.

Das ist richtig; dieser Bursche ist voll Verstand, und ich, ich bin im Unrecht. (Laut.) Entschuldige mich,

ich habe eine Zeit statt einer andern genommen. Was liefst Du noch?

Gille.

Ich lief einem Vogel nach.

Cassandre, beiseit.

Das erklärt mir, warum dieser Bursche in die Luft schaute... (Laut.) Und wie ist dieser Vogel entwischt?

Gille.

Ich habe das Thürchen seines Käfichs aufgemacht.

Cassandre.

Und warum hast Du das Thürchen seines Käfichs aufgemacht?

Gille.

Weil der Käfich dieses armen Vögelchens schlecht roch.

Cassandre.

Nach dem, was ich sehe, bist Du im Dienste?

Gille.

Ah! Herr, nach dem Unglücke, das mir widerfahren ist, kann ich mich sicherlich als frei betrachten! und wenn Sie einen Diener brauchen...

Cassandre.

Wetter! ich muß vor Allem wissen, woher Du kommst.

Gille.

Ich komme von einem Hause.

Cassandre.

Das vermuthe ich wohl... Doch wem gehörte dieses Haus?

Gille.

Einem Erzbischof.

Cassandre.

Und welche Geschäfte verrichtetest Du bei Deinem Erzbischof?

Gille.

Ich war Haushofmeister.

Cassandre.

Wetter! Du mußt also tüchtig kochen! Und was wirst Du von mir nehmen?

Gille.

Wofür?

Cassandre.

Um in meinem Dienste zu sein.

Gille.

Oh! seien Sie ruhig, Herr, ich werde Ihnen nehmen, was ich kann.

Cassandre.

Ich frage Dich, auf welchem Fuße Du in meine Dienste einzutreten gedenkest?

Gille.

Auf meinen beiden Füßen, Herr.

Cassandre.

Das ist gut, und ich glaube, daß wir vortrefflich übereinkommen werden.

Gille.

Und ich, ich bin dessen sicher, Herr.

Cassandre, ihn anschauend.

Eh! eh!

Gille, Cassandre anschauend.

Eh! eh!

Cassandre.

Deine Physiognomie gefällt mir; die Farbe Deiner Haare ist nach meinem Geschmacke; Deine Nase verführt mich. Nun wollen wir aber ein wenig sehen, ob Dein Gesang Deinem Gefieder gleicht.

Gille, singend.

Un Suiss' rev'nant d'campagne,
De son pays, d'l'Allemagne . . .

Cassandre.

Was machst Du?

Gille.

Ei! Sie haben meinen Gesang zu sehen verlangt: ich singe.

Cassandre.

Dieser Bursche spricht mich immer mehr an. (Laut.) Das ist es nicht, was ich sagen wollte; ich wollte einige Fragen an Dich richten, um zu sehen, ob es Dir nicht ganz und gar am gesunden Verstande gebreche.

Gille.

Oh! wenn es nur das ist, reden Sie, Herr; fragen Sie. Es gibt Niemand, der Ihnen besser antworten kann, als Ihr Diener.

Cassandre.

Das ist wahr, denn Du sprichst viel. Erkläre mir ein wenig, zum Beispiel . . . Ich habe vergessen, Dich zu fragen, wie Du heißest.

Gille.

Ich heiße Gille, Ihnen zu dienen.

Cassandre, beiseit.

Dieser Bursche ist äußerst einschmeichelnd. (Laut.) Wohl also, mein lieber Gille, erkläre mir ein wenig, wie es kommt, daß die Fische in die Tiefe des Flusses hinabgehen, ohne zu ertrinken.

Gille.

Und wer sagt Ihnen, Herr, daß sie nicht ertrinken?

Cassandre.

Sie kommen ja, nachdem sie auf dem Grunde gewesen sind, an die Oberfläche des Wassers zurück!

Gille.

Es sind nicht die ertrunkenen, die zurückkommen, es sind andere.

Cassandre, nach einem Augenblicke tiefen Nachdenkens:

Wetter! Du könntest Recht haben.

Gille.

Hat der Herr noch andere Fragen an mich zu richten?

Cassandre.

Gewiß! . . Wie kommt es, daß der Mond gerade untergeht, wenn die Sonne aufgeht?

Gille.

Herr, nicht der Mond geht unter, wenn die Sonne

aufgeht, sondern die Sonne geht auf, wenn der Mond untergeht.

Cassandre, erstaunt.

Bei meiner Treue, daran habe ich nie gedacht! Du bist also Astronom, Gille?

Gille.

Ja, Herr.

Cassandre.

Und unter wem hast Du studirt?

Gille.

Unter Herrn Galilée Copernic.

Cassandre.

Ein großer Mann!.. Nun wohl, wenn Du unter diesem berühmten Gelehrten studirt hast, so kannst Du mir wahrscheinlich auf die Frage antworten, die ich an Dich machen werde. Glaubst Du, daß die Vorsehung gerecht gegen mich gewesen ist, indem sie mir nur zwei Hände gegeben hat, während ich fünf Fuß vier Daumen*) habe?

Gille.

Sie ist noch viel ungerechter gegen den Esel gewesen, der vier Fuß und gar keine Hände hat!

Cassandre, erstaunt.

Dieser Bursche hat auf Alles eine Antwort! (Zu sich selbst und sich dem Publicum nähernd.) Ich glaube entschieden, daß ich hier einen Burschen voll Verstand getroffen habe, der ein ergebener Diener sein wird, und aus dem ich vielleicht auch eines Tages einen guten Schwiegersohn machen kann, wenn er ein paar Thaler zurückgelegt hat. (Laut.) Antworte mir, Gille.

Gille.

Ich thue nichts Anderes, Herr.

Cassandre.

Das ist wahr . . . Bist Du Junggeselle, Gille?

---

*) Dieses Wortspiel ist nicht zu übersetzen: quatre pouces heißt eigentlich vier Zoll.

Gille.

Wenn man sich nicht getäuscht hat, als man mich auf der Mairie angab.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche begreift nicht. (Laut.) Ich frage Dich, ob Du ehelos seist.

Gille.

Ehelos wie Jeanne d'Arc.

Cassandre.

Was willst Du damit sagen?

Gille geheimnißvoll.

Ich will damit sagen, ich könnte die Engländer verjagen.

Cassandre.

Das kann Dir bei Gelegenheit nützlich sein. Doch sprechen wir nicht von Politik.

Gille.

Gut, Herr; sprechen wir von Philosophie, Botanik, Anatomie, Literatur, Wissenschaften, Pyrotechnik... (Sich unterbrechend.) Ah! was die Pyrotechnik betrifft, was erblicke ich denn dort?

Cassandre, der Richtung des Fingers von Gille folgend.

Das ist eine Flasche Wein, die ich, um mich zu erfrischen, habe heraufbringen lassen.

Gille.

Sind Sie wie ich, Herr?

Cassandre.

Vielleicht . . . Wie bist Du?

Gille.

Ich bin durstig.

Cassandre.

Oh! ich, ich bin es immer!

Gille.

Ich würde gern einen Schoppen erwürgen.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche ist voll Gewandtheit! (Laut.) Wohl, es sei, Gille, und wir werden bechernd plaudern, oder

plaudernd bechern, wie Du willst. Du hast das Aussehen eines geordneten Jungen.

Gille.

Nun, darin täuschen Sie sich, Herr: seit der letzten Weinlese bin ich ganz . . .

Cassandre, ihn durch eine Geberde unterbrechend, und beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht. (Laut) Ich wollte sagen, Du scheinest mir keine Laster zu haben.

Gille.

Nein, Herr, ich habe nur Nägel, und diese verursachen mir viel Schmerzen!

Cassandre.

Ich meine, Du wissest Dich zu benehmen.

Gille.

Ich war Fiacrekutscher.

Cassandre, beiseit.

Aendern wir das Gespräch: es gibt gewisse Punkte, die mir dieser Bursche ganz und gar nicht begreifen zu können scheint. (Laut.) Hast Du viel gedient?

Gille.

Ja, Herr, was mich nicht abhält, völlig neu zu sein.

Cassandre.

Und wem hast Du gedient?

Gille.

Vor Allem meinem Vaterlande.

Cassandre.

Wie, Du bist Soldat gewesen, mein Braver?

Gille.

Als Rekrut, ja, Herr, drei Monate lang.

Cassandre.

Solltest Du das Unglück gehabt haben, verwundet worden zu sein?

Gille.

So ist es.

Cassandre.

Wo dies, mein Junge?

Gille.

Im Herzen! Ich bin durch das Benehmen meines Generals verwundet worden.

Cassandre.

Was ist denn geschehen?

Gille.

Es ist geschehen, daß uns der General die Ebene in allen Richtungen durchziehen ließ.

Cassandre.

Ei! er hatte vielleicht den Schnupfen.

Gille.

Da wir nicht einem einzigen Feinde begegnet waren, so erlaubte ich mir, zu sagen, der General habe einen großen Sieg davon getragen.

Cassandre.

Welchen?

Gille.

Er habe das Feld geschlagen *). So daß mich der General in den Arrest schickte.

Cassandre.

Er wird Dich nicht verstanden haben. Und wie lange bist Du im Gefängniß gewesen?

Gille.

Drei Jahre, Herr.

Cassandre.

Und in welcher Lage erhob sich Dein Kerker?

Gille.

Er erhob sich nicht, Herr: er vertiefte sich.

Cassandre.

Ich begreife . . . Somit fandst Du Dich . . .

Gille.

Vertieft, ja, Herr.

---

*) Ein Wortspiel, das sich nicht übersetzen läßt: Battre la campagne, wörtlich das Feld schlagen, heißt bildlich umherschweifen.

Cassandre.

Ich wollte Dich fragen, an welchem Orte er gelegen sei.

Gille.

Nahe beim Meere.

Cassandre.

Bei welchem Meere?

Gille.

Beim Mittelländischen.

Cassandre.

Ich kenne beim Mittelländischen Meere eine Stadt, wo ich gewesen bin.

Gille.

Ich auch, Herr.

Cassandre, suchend.

Sie heißt Tou . . . Tou . . . Tou . . .

Gille, vollendend.

Lon, lon, lon.

Cassandre.

So ist es, Toulon . . . Ah! mein armer Junge, und Du bist auch auf den Galeeren gewesen?

Gille.

Es gibt kein so dummes Handwerk, Herr.

Cassandre.

Das ist vollkommen wahr . . . Und wem hast Du noch außer Deinem Vaterlande gedient?

Gille.

Ich habe als Spielzeug einer meiner Landsmänninnen gedient.

Cassandre.

Die Dich hat Land sehen lassen?

Gille.

Ganz richtig, Herr: und ich habe begriffen, daß die Reisen, die einen die Mädchen machen lassen, viel ermüdender sind, als die, welche man zur See macht.

Cassandre.

Du mußtest Dir etwas ersparen während Deiner langen Dienste, Gille?

Gille.

Ja, Herr, ich habe viel Mühe erspart.

Cassandre.

Einverstanden; doch Sorten?

Gille.

Jede Sorte von Mühe.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht. (Laut.) Ich frage Dich, ob Du einige Stücke habest?

Gille.

Ich habe meinen Rock voll davon.

Cassandre.

Fonds?

Gille.

Meine Hose voll.

Cassandre.

Nein, das ist es nicht. Du mußt etwas baar Geld haben?

Gille.

Es wäre mir noch lieber, wenn ich etwas Geld hätte.

Cassandre, beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht. (Laut.) Hast Du etwas zurückgelegt?

Gille.

Ich habe die Thorheiten der Jugend zurückgelegt. Was wollen Sie? man wird alt.

Cassandre.

Wem sagst Du das Gille? Indessen hast Du auf meine Frage noch nicht geantwortet.

Gille.

Ah! bah!

Cassandre.

Ich fragte Dich, ob Du etwas Geld angelegt habest.

Gille.

Warum haben Sie sich nicht sogleich erklärt, Herr!

Ich habe fünfzig Thaler Leibrente nach dem Tode meiner Muhme.

Cassandre, erstaunt.

Wetter! hundertundfünfzig Livres Rente! weißt Du, daß das eine Summe ist?

Gille.

Sicherlich weiß ich es.

Cassandre.

Ich meine eine gute, schöne Summe.

Gille.

Allerdings, ich verstehe wohl: Sie wollen damit sagen, es sei kein dummes Sümmchen.

Cassandre.

Gille!

Gille.

Herr?

Cassandre.

Ich mache Dir einen Vorschlag.

Gille.

Welchen?

Cassandre.

Wirst Du annehmen?

Gille.

Ich werde annehmen, wenn ich nicht ausschlage.

Cassandre.

Ich habe eine Tochter.

Gille.

Wahrhaftig?

Cassandre.

Bei meinem Ehrenworte!

Gille.

Sie gehört Ihnen ganz allein, Herr?

Cassandre.

Ich habe sie von meiner seligen Frau gehabt.

Gille.

Dann ist sie von Ihrer Frau, und nicht von Ihnen.

Cassandre.

Ich bitte um Verzeihung, Gille: sie ist von uns Beiden. (Beiseit.) Der Junge ist so unschuldig, daß er nicht begreift! (Laut.) Ich sagte also, ich habe eine schöne, tugendhafte, keusche Tochter, von sehr freudigem Charakter.

Gille.

Dann ist es ein Freudenmädchen, Herr.

Cassandre.

Ich suche seit einiger Zeit eine passende Partie für sie. Ich finde zufällig Dich hier, und ich mache Dir den Vorschlag: Gille, willst Du mein Schwiegersohn werden?

Gille.

Nun, ich sage nicht nein, Herr.

Cassandre.

Was macht das mir, wenn Du nicht ja sagst?

Gille.

Man müßte den Gegenstand sehen, Herr.

Cassandre.

Ich will ihn Dir zeigen.

Gille.

Ja, doch umsonst.

Cassandre.

Umsonst, allerdings. (Beiseit.) Das ist offenbar ein sparsamer Junge.

Gille.

Und mit welcher Mitgift gedenken Sie dieselbe zu schmücken?

Cassandre.

Mit einer Mitgift der gleich, welche Du selbst bringst: fünfzig gute Thaler, Gille.

Gille.

Eingeschlagen! Das ist abgemacht.

Cassandre.

Also kann ich meine Tochter rufen?

Gille.

Rufen Sie sie.

Cassandre, rufend.

Zirzabelle! (Zu Gille.) Ich glaube, Du wirst zufrieden sein.

Gille.

Sie sagen, sie sei schön?

Cassandre.

Mein natürliches Ebenbild.

Gille.

Teufel! das ist der Mühe werth!

Cassandre.

Verschönert, wohlverstanden.

Gille.

Ah! gut!

Cassandre, stärker rufend.

Zirzabelle! .. Holla! Zirzabelle! .. Man muß sich immer den Hals abschreien, wenn man diese Plaudertasche braucht ... Zirzabelle!

Zweite Scene.

Dieselben, Isabelle.

Isabelle kommt ganz sachte herbei und hält ihren Mund an das Ohr ihres Vaters.

Hier bin ich!

Cassandre.

Die Bestie, die mich vor Angst fast umgebracht hat, soll die Pest holen!

Isabelle.

Ei! mein Vater, Sie schreien auch wie ein Stock, der seinen Blinden verloren hat!

Cassandre.

Warum kommst Du nicht, so oft ich Dir rufe?

Isabelle.

Weil ich, wenn ich ginge, so oft man mich ruft, zu oft gehen würde, und besonders zu weit. Was steht zu Ihren Diensten, mein Vater?

Cassandre.

Schau!

Isabelle.

Was?

Cassandre, auf Gille deutend.

Dieser hübsche Bursche.

Isabelle.

Dieser Bäckerknecht da?

Cassandre.

Wie findest Du ihn?

Isabelle.

Oh! die abscheuliche Fratze!

Cassandre.

Das ist Dein zukünftiger Gatte.

Isabelle.

Wie! mein zukünftiger Gatte?

Cassandre.

Ja, ich habe ihm so eben mein Wort gegeben.

Isabelle.

Wohl, Sie können es wieder zurücknehmen.

Cassandre.

Wie beliebt?

Isabelle.

Ich, diesen Fastnachtsnarren da heirathen? Nie!

Gille.

Ich bin mager, mein Fräulein; doch mit gutem Willen kommt man zu Allem.

Isabelle.

Mit diesem Gesichte kommt man nur ins Spital, verstehen Sie, mein schöner Freund?

Cassandre, zu Gille.

Wie findest Du sie?

Gille.

Anbetungswürdig.

Cassandre.

Nun wohl, alle Bockshörner! sie wird Deine Frau sein. Ich lasse sie mit Dir allein: unterhalte sie.

Gille.

Ei! dann wird sie, wenn sie mich verlassen hat, ein unterhaltenes Frauenzimmer sein!

Cassandre, abgehend.

Der Bursche versteht mich nicht.

Dritte Scene.

Gille, Isabelle.

Isabelle.

Oh! wie unglücklich bin ich in meinem Unglücke! und wie konnte meine Mutter, welche für ihre Tochter die Wahl eines Vaters hatte, mir diesen Vater wählen?

Gille.

Sie haben Unrecht, Fräulein Zirzabelle, solche Beleidigungen gegen den Bürger, der der Urheber Ihrer Tage ist, zu schwatzen. Heißt es denn Sie ins Unglück stürzen und Sie schinden, Ihnen einen galanten Mann zum Gatten anbieten?

Isabelle.

Ich, Ihr Gatte?.. Das heißt Sie, meine Frau?..

Gille.

Verzeihen Sie, ich glaube, Sie täuschen sich, Fräulein Zirzabelle.

Isabelle.

Ja, doch Sie begreifen mich dennoch! — Nie!

Gille.

Wenn ich Ihnen indessen, zwischen beide Augen, die rechte Hand auf meinem Herzen, die linke Hand an

der Naht meiner Hose, gestehen würde, ich habe mich plötzlich verliebt.

Isabelle.

In wen?

Gille.

In Sie! . . . Sehen Sie, nun bin ich gerade in der Position, die rechte Hand auf dem Herzen, die linke Hand an der Naht meiner Hose, schaue ich Ihnen zwischen beide Augen . . . Ich liebe Sie rasend, meine Theure! Was haben Sie hierauf zu antworten?

Isabelle.

Ich werde auf dieses schmeichelhafte Geständniß durch ein ganz ähnliches antworten, nur wird es vollkommen das Gegentheil sein. Ich denke, Sie stammen von einem edlen Geschlechte ab, und ich glaube mit einem französischen Cavalier zu sprechen; ich will also mein Geständniß von mir geben.

Gille.

Ich höre Sie mit Interesse: reden Sie.

Isabelle.

Soll ich offenherzig sein?

Gille.

Seien Sie es.

Isabelle.

Nun wohl, seitdem ich Sie gesehen, habe ich einen Abscheu gegen Sie gefaßt!

Gille.

Oh! Himmel! oh! doppelter Himmel!

Isabelle.

Hören sie einen Augenblick auf zu schwören, und lassen Sie mich den Rest meines Rosenkranzes vor Ihnen abkörnen, edler Herr. Einerseits liebe ich Sie nicht, weil ich Sie hasse, und andererseits bin ich rasend in einen Edelmann von gutem Hause verliebt.

Gille.

Und wie heißt mein gräulicher Nebenbuhler?

Isabelle.

Herr Leandre.

Gille.

Ich kenne ihn, und dieses kann ich damit beweisen, daß ich ihm Ohrfeigen gegeben habe, die er mir nie zurückgegeben hat.

Isabelle, Gille beohrfeigend.

Nun wohl, ich gebe sie Ihnen für ihn zurück; Sie können ihm eine Quittung dafür ausstellen.

Gille, sich aufrichtend.

Alle Hagel! Fräulein Zirza, wissen Sie, daß ich mir nicht auf den Fuß treten lasse?

Isabelle.

Sie haben also ein Hühnerauge?

Gille.

Nein, das ist eine Redensart.

Isabelle.

Oh! machen Sie keine Umstände mit mir! Ich sagte Ihnen vor der Ohrfeige und ich wiederhole Ihnen nach dem Schlage, daß ich Herrn Leandre leidenschaftlich liebe. Wir haben um die Mitte des Augusts angefangen uns den Hof zu machen.

Gille, beiseit.

Das ist ja eine Katze, dieses Mädchen da! (Laut.) Um die Mitte des Augusts von welchem Jahre?

Isabelle.

1820! Sie sehen, das datirt nicht von gestern. Lösen Sie daher unsere Heirath wieder auf, und wäre es nur aus Großmuth.

Gille.

Ah! wischi! dazu bin ich zu sehr in Sie verliebt!

Isabelle.

Nun wohl, dann nach Ihrem Gefallen; und ich habe Ihnen nur ein Wort zu erwiedern: heirathen Sie mich, so mache ich Sie, so wahr ich ein ehrliches Mädchen bin, zum Hahnrei! Mir gleichviel! Sie haben mich gezwungen, dieses unanständige Wort auszu=

sprechen; doch ich bekümmere mich nichts darum: Worte stinken nicht.

Sie geht ab.

Vierte Scene.

Gille, allein.

Wer könnte je glauben, dieses Mädchen sei die eigene Tochter . . . wenn ich sage eigen! des ehrenwerthen Greises, der so eben herbeikommt! . . Machen wir ihm unsere ehrfurchtsvollsten Complimente.

Fünfte Scene.

Gille, Cassandre.

Cassandre.

Nun, Gille?

Gille.

Nun, Herr?

Cassandre.

Was sagst Du zu meiner Frucht?

Gille.

Offenherzig gesprochen, ich glaube, sie ist ein wenig reif.

Cassandre.

Reif?

Gille.

Um nicht zu sagen verdorben.

Cassandre.

Was bedeutet das, Herr Gille?

Gille.

Ich bin verantwortlich für das, was ich gesagt habe.

Cassandre.

Solltest Du es wagen, die Tugend selbst zu verleumden?

Gille.

Kennen Sie einen gewissen Leandre?

Cassandre.

Bei Gott! ob ich ihn kenne!

Gille.

Nun wohl, er hat Ihre Frucht vor mir cultivirt.

Cassandre.

Ich weiß das; da er aber ein Taugenichts ist, so habe ich ihn weit, weit weggeschickt, und er ist gegangen.

Gille.

Das heißt, er hat Sie glauben gemacht, er gehe.

Cassandre.

Gleichviel, Du bist der Mann, den ich geträumt habe, und Du mußt meine Tochter heirathen.

Gille.

Das wäre mir ganz lieb.

Cassandre.

Schwöre mir also, daß Du sie heirathest! und ich schwöre Dir bei den fünfhundert Teufeln und bei ihren tausend Hörnern, sie nur Dir in der Welt, mittelbar oder unmittelbar, zu geben.

Gille.

Ich will schwören wie ein Fuhrmann . . . Oh! Teufel! oh! Hölle! oh! Mord und Elemente! oh! Hagel und Wetter! oh! Pulver und Blei! ich verspreche Ihnen nie eine andere Person zu heirathen, von welchem Geschlechte sie auch sein mag, als Fräulein Zirzabelle, Ihre vermeintliche Tochter!

Cassandre.

Gut geschworen! alle Donner! alle Blitze! alle Gewitter! Es hat mich bei Deinem Schwure ein Schauer überlaufen! Ich schwöre Dir also meinerseits, daß meine Tochter Zirzabelle nie, mittelbar oder un=

mittelbar, die Frau eines Andern als von Dir sein wird. Ich will sie noch einmal rufen und Ihr meinen letzten Willen dictiren.

Gille.

Sie sind also im Begriffe, zu sterben, Schwiegervater?

Cassandre.

Ich will sagen meinen äußersten Willen. (Den Briefträger erblickend.) He! he! was kommt da zu uns?

Gille, sich die Nase zuhaltend.

In jedem Falle ist es nicht der Parfumeur.

Cassandre.

Nein, es ist der Briefträger.

Sechste Scene.

Dieselben, der Briefträger.

Der Briefträger, die Nase in der Luft.

He! Herr Cassandre!

Gille.

Dieser Mensch sieht aus, als ob er Sie suchen würde.

Cassandre.

Glaubst Du?

Der Briefträger, immer in die Luft schauend.

He! Herr Cassandre!

Gille.

Sie sehen wohl, da er Sie ruft.

Der Briefträger, dasselbe Spiel.

He! Herr Cassandre!

Cassandre.

Sie rufen Herrn Cassandre, mein Freund?

Der Briefträger.

Die Pest hole Sie! zweifeln Sie daran, so sind Sie taub!

Cassandre.

Die Pest hole Sie selbst! . . Ich bin es.

Der Briefträger.

Die Pest?

Cassandre, beiseit.

Der Bursche versteht mich nicht. (Laut.) Nein, ich bin Herr Cassandre.

Der Briefträger.

Unmöglich!

Cassandre.

Warum?

Der Briefträger.

Weil auf dem Briefe steht: „Herrn Cassandre, Mondstraße."

Cassandre.

Nun wohl, wir sind in der Mondstraße.

Der Briefträger.

Aber es steht hier: „Mondstraße, im fünften Stocke," und Sie sind auf der Straße.

Cassandre.

Das macht nichts: ich bin Herr Cassandre, Mondstraße, im fünften Stocke, gegenwärtig hier auf der Straße.

Der Briefträger.

Sie werden nur Herr Cassandre sein, wenn Sie im fünften Stocke sind.

Cassandre.

Dann werde ich hinaufgehen. Bleiben Sie hier, um zu sehen, ob ich oben bin.

Der Briefträger.

Es ist gut.

Cassandre, abgehend.

Der Bursche versteht mich nicht.

Siebente Scene.

Der Briefträger. Gille.

Der Briefträger.

Mein Freund, kennen Sie im Quartier vielleicht Einen Namens Gille?

Gille.

Ja, ein hübscher Junge, edles Aussehen, distinguirtes Gesicht?

Der Briefträger.

Das ist möglich.

Gille.

Hier ist er.

Der Briefträger.

Wo?

Gille.

Vor Ihren Augen.

Der Briefträger.

Potz Henker!

Gille.

Wie beliebt?

Der Briefträger.

Sie heißen Gille?

Gille.

Bezweifeln Sie es?

Der Briefträger.

Ei! nach dem Portrait, das Sie von ihm machen ...

Gille.

Zum Glücke habe ich meine Dienstetats bei mir.

Der Briefträger.

Wozu sollen die Dienstetats nützen?

Gille.

Mein Signalement ist darin.

Der Briefträger.

Lassen Sie das Signalement sehen.

Gille, zieht ein Papier aus der Tasche und liest.

„Hafen von Toulon . . . hm! hm! . . . Ich Unterzeichneter, Ober-Galiottenaufseher . . . hm! . . . bezeuge . . . hm! hm! . . . daß der Namens Gille — das ist es! — zweiundzwanzig Jahre alt . . ."

Der Briefträger.

Gut.

Gille, fährt fort zu lesen.

„Größe 5 Fuß 1 Zoll . . ."

Der Briefträger.

Gut.

Gille, dasselbe Spiel.

„Trompetennase . . ."

Der Briefträger.

Gut.

Gille, dasselbe Spiel.

„Gesichtsfarbe bleich . . ."

Der Briefträger.

Sehr gut.

Gille, dasselbe Spiel.

„Haare senffarbig . . ."

Der Briefträger.

So ist es! Ah! Sie sind wirklich Gille.

Achte Scene.

Dieselben. Cassandre.

Cassandre, am Fenster des fünften Stockes.

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt! (Zu Gille.) Geben Sie mir zehn Sous.

Gille.

Warum?

Der Briefträger.

Das ist der Preis Ihres Briefes.

Gille.

Der Preis meines Briefes? Wie! ich muß bezahlen, weil man mir geschrieben hat?

Der Briefträger.

Allerdings.

Gille.

Ei! mir scheint, derjenige, welcher die Ehre hat, an mich zu schreiben, müßte bezahlen.

Cassandre.

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt. (Zu Gille.) Rasch, geben Sie Ihre fünfzig Centimes heraus.

Gille.

Ich mißtraue Ihrem Briefe.

Der Briefträger.

Wie, Sie mißtrauen?

Gille.

Man hat in Briefen verborgene Höllenmaschinen gesehen.

Der Briefträger.

Sie nehmen einen chargirten Brief nicht an?

Gille.

Ich glaube wohl! ein Grund mehr, daß er losgeht, wenn er chargirt ist*).

Der Briefträger.

Desto schlimmer für Sie! das sind Geldnachrichten.

Gille.

Wie? ein chargirter Brief, das bedeutet Geldnachrichten?

---

*) Ein unübersetzbares Wortspiel. Une lettre chargée ist das, was wir einen recommandirten Brief nennen, chargé heißt zugleich aber auch geladen.

Der Briefträger.

Ja.

Gille.

Ich glaubte, der Kreuz=Achter bedeute Geld.

Cassandre.

He! Briefträger!

Der Briefträger.

Man kommt.

Gille.

Hier sind Ihre fünfzig Centimes.

Der Briefträger.

Ich danke.

Gille.

Ei! sagen Sie doch, Ihr Brief hat ein Datum von acht Tagen!

Der Briefträger.

Acht Tage, um von Pantin zu kommen, das ist nicht zu viel.

Gille.

Es steht aber darauf: „Pressant."

Der Briefträger.

Derjenige, welcher ihn schreibt, hat Eile, nie der, welcher ihn trägt.

Gille.

Es ist gut . . . Entferne Dich, denn aus Deiner Lade kommen stinkende Miasmen hervor.

Der Briefträger.

Sie enthält eine Cervelatwurst mit Knoblauch, die ich für mein Frühstück hineingesteckt habe.

Cassandre, mit einer langen Schnur in der Hand.

He! Briefträger!

Der Briefträger, geht unter das Fenster.

Hier bin ich! hier bin ich!

Cassandre.

Bin ich nun Herr Cassandre, Mondstraße, im fünften Stocke?

Der Briefträger.

Ich sage nicht nein.

Cassandre.

So schicken Sie mir meinen Brief.

Der Briefträger.

Schicken Sie mir zuerst meine drei Sous.

Cassandre.

Hier sind sie. *Er wirft sie ihm zu.*

Der Briefträger.

Ich danke. (*Er bindet den Brief an das Ende des Fadens.*) Ziehen Sie.

Cassandre.

Gut! (*Er zieht den Faden; doch in diesem Augenblicke öffnet sich das Fenster des ersten Stockes, eine Hand streckt sich aus und ergreift den Brief unter Weges.*) He! Briefträger.

Der Briefträger.

Nun?

Cassandre.

Sie sehen nicht?

Der Briefträger.

Doch.

Cassandre.

Man stiehlt mir den Brief.

Der Briefträger.

Ihr Brief stahl wohl! Ein Dieb, der einen andern bestiehlt, macht den Teufel lachen.

Er geht ab.

Cassandre.

Der Bursche versteht mich nicht! Ich gehe in den ersten Stock hinab und fordere meinen Brief.

Er schließt sein Fenster wieder.

Neunte Scene.

Gille, allein.

Ah! nun, da ich allein bin, wollen wir im Frieden studiren, was man mir in diesem Briefe meldet. (Er öffnet den Brief und liest.) „Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß die Gesundheit von Benjamin, Ihrem dritten Enkel, völlig wiederhergestellt ist. Er befindet sich zur Stunde wie der Baum genannt Hagebuche; ich vermöchte meinen Gedanken nicht besser auszudrücken . . ." (Sich unterbrechend.) Das ist seltsam! ich glaubte nie in meinem Leben Vater gewesen zu sein; wie kommt es, daß ich Großpapa bin? . . . Gleichviel! es wird sich vielleicht aufklären. Fahren wir fort. (Lesend.) „Wäre es nicht endlich Zeit, daß Sie Ihre Einwilligung zu einer Heirath geben würden, welche seit sieben Jahren ohne Ihr Wissen vollzogen ist, ich muß es Ihnen gestehen, und sollte dieses Geständniß Ihre weißen Haare ausfallen machen . . ." (Hört auf zu lesen.) Gut! nun habe ich weiße Haare! Blaue, grüne, schwarze, gelbe oder rothe, von allen Farben, die man will; doch weiße, — dagegen protestire ich! Lassen wir uns indessen nicht entmuthigen! (Liest weiter.) „Ist es nicht beklagenswerth, daß Sie Ihre Fräulein Tochter, während Sie wissen, daß sie Mutter von drei Kindern ist, an diesen Einfaltspinsel Gille zu verheirathen gedenken? . . ." (Sich unterbrechend.) Von wem spricht er denn? (Lesend.) „Ich erwarte Ihre Antwort, indem ich Ihnen melde, daß ich eine kleine Erbschaft von zweihundert Livres Rente gemacht habe, die uns, Zirzabelle und mir, in einem bescheidenen Wohlstande mit einander zu leben gestatten wird. Antworten Sie mir umgehend! — Ihr ergebenster Leandre." (Nachdenkend.) Nein, nein, es ist nicht

möglich! wäre ich wirklich der Vater meiner Tochter, und folglich der Großvater ihrer drei Kinder, so könnte ich unmöglich daran denken, sie an einen Andern als den Vater dieser drei Unglücklichen zu verheirathen. Mit welchem Rechte erlaubt sich also dieser Leandre zu sagen, ich sei der Vater, und sobald er es sagt, mit welchem Rechte zieht er meine väterliche Zärtlichkeit in Zweifel? . . (Nach einer Pause, und sich vor die Stirne schlagend.) Doch es kommt mir ein Gedanke: wenn mir der Briefträger einen Brief gegeben hätte, der nicht an mich adressirt wäre? . . (Er sieht den Umschlag an.) Alle Teufel! die Depeche war nicht für mich! „An Herrn Cassandre, Mondstraße, im fünften Stocke." An Herrn Cassandre! ha! ha! ha! Der alte Pandur wollte also seine keusche Tochter an mich verheirathen, die Mutter von drei Kindern, von denen das letzte Benjamin heißt! Ei! dieser Greis ist ganz einfach ein Gauner! Lassen wir nichts von unserer Entrüstung merken und sehen wir, wie weit er seine Schurkerei treiben wird.

Zehnte Scene.

Gille. Cassandre.

Cassandre, tritt lesend ein.

„Ich habe die Ehre, Ihnen den schmerzlichen Verlust mitzutheilen, den Sie in der Person von Demoiselle Amenaide Lamponisse, Ihrer vielgeliebten Tante, welche gestern im Alter von sechsundsiebzig Jahren gestorben ist, erlitten haben . . ." (Sich unterbrechend.) Das ist seltsam! ich habe nie eine Tante gehabt, wie kommt es, daß sie gestorben ist, und zwar in der Blüthe ihrer Jahre? . . Nun, es ereignen sich so außerordentliche Dinge! Fahren wir fort. (Lesend.) „Ich melde Ihnen zugleich, daß Sie nicht auf die hundertfünfzig

Livres Rente der Verstorbenen rechnen dürfen; sie hat es für gut gefunden, Sie zu Gunsten des Oberschreibers eines Garkochs in Sainte-Menehould zu enterben ..." (Hört auf zu lesen.) Erstaunlich! erstaunlich! Es scheint, diese Tante, die ich nie gehabt habe, und die ich dennoch hatte, hat mich enterbt zu Gunsten von . . . Welche Schmach! Lassen wir uns indessen nicht entmuthigen! (Liest weiter.) „Es versteht sich nichtsdestoweniger, daß, wenn es Ihnen angenehm wäre, die Schulden von Ihrer Mademoiselle Tante zu bezahlen, welche sich auf die unbedeutende Summe von hundert fünfzig tausend Livres fünfzehn Sous zehn Denirs belaufen, der Oberschreiber des Garkochs von Sainte-Menehould Ihnen ohne Widerrede den Genuß der hundert und fünfzig Livres Rente, die er an Ihrer Stelle erbt, überlassen würde. Wollen Sie mir also bei Empfang des Gegenwärtigen Ihre Einwilligung oder Ihre Verzichtleistung schicken. — Ihr ergebenster Diener Baudin de la Marne, in Sainte-Menehould, San-Giacomo-Street, alte Nr. 9, jetzt 11." Ich verstehe nicht recht, alte Nr. 9 . . . Ja, mit anderen Worten gesagt, die alte Nummer ist 9, und die neue ist 11. (Nachdenkend.) Ah! was sagt mir denn da dieser Notar? Ich erbe und ich erbe nicht, die alte Nummer ist eine neue Nummer, und die neue Nummer ist eine alte Nummer . . . Woher kann er denn Alles das, was er sagt, nehmen, und mit welchem Rechte erlaubt er sich, einen Bürger von Paris auf die Manier von Sainte-Menehould zu behandeln? Ich werde es allerdings nicht versäumen, zu antworten, obschon seine Vertraulichkeit nur meine Verachtung verdient. (Nach einer Pause, und sich vor die Stirne schlagend.) Doch da kommt mir ein Gedanke: wenn mir der Briefträger einen Brief gegeben hätte, der nicht an mich adressirt wäre! . . (Er sieht den Umschlag an.) „An Herrn Gille, Boulevard du Temple, unter dem großen Zeiger des Blauen Zifferblattes." Der Bursche hatte sich also mit einer Leib-

rente geschmeichelt, die er nie besitzen sollte! . . Dieser Gille ist also ein colossaler Intrigant! . . Bewältigen wir uns indessen, und richten wir einige geschickte Fragen an ihn, um zu erfahren, wie weit er die Verstellung treiben wird. (Zu Gille, welcher wartet, bis er geendigt hat.) Nun, lieber Gille?

Gille.

Nun, lieber Schwiegervater?

Cassandre.

Bist Du zufrieden mit den Nachrichten, die man Dir in dem Briefe gibt, welchen Du so eben empfangen hast?

Gille.

Meldet man Ihnen ein glückliches Ereigniß in der Depeche, die man Ihnen so eben zugestellt hat?

Cassandre.

Ja, ich bin ziemlich zufrieden.

Gille.

Ah! desto besser! Und was meldet man Ihnen?

Cassandre.

Man meldet mir von Baugirard, der Weinertrag werde schön sein, denn es regnet seit acht Tagen: es scheint, die Erde hatte Wasser nöthig.

Gille.

Das ist erstaunlich! Man meldet mir dasselbe von Montmartre. Die Kartoffelnernte verspricht vortrefflich zu werden, weil das Wetter seit acht Tagen trocken ist: es scheint, die Erde hatte Sonne nöthig.

Cassandre.

Gille!

Gille.

Herr!

Cassandre.

Kannst Du mir diese atmosphärische Erscheinung erklären? Wie kommt es, daß die Sonne, den Abhängen von Montmartre günstig, den Ebenen von Baugirard feindlich ist?

Gille.

Nichts kann einfacher sein: Vaugirard liegt gegen Süden und Montmartre gegen Norden. Die durch die tropische Sonne ausgetrockneten Ebenen von Vaugirard brauchen Feuchtigkeit, um fruchtbar zu sein, während die Schneeplateaux in der Nähe des Pic von Montmartre Sonne brauchen, um fruchtbar zu sein. Alles ist logisch in der Natur.

Cassandre.

Bewunderungswürdige Ordnung!

Gille.

Unermeßliches Weltall!

Cassandre.

Göttliche Güte!

Gille.

Tiefes Geheimniß!

Cassandre.

Alles ordnet sich zusammen!

Gille.

Alles verkettet sich.

Cassandre.

Wunderbare Harmonie!

Gille.

Erhabene Schöpfung!

Cassandre.

Lies Thales . . .

Gille.

Tales pater, tales filius.

Cassandre.

Lies Eudoxius . . .

Gille.

Ja; doch sprechen wir von etwas Anderem.

Cassandre.

Wovon willst Du sprechen?

Gille.

Sprechen wir von Ihnen, Schwiegervater.

Cassandre.

Sprechen wir von Dir, mein Schwiegersohn. Bist Du sicher, daß Du Deine Tante Amenaide Lamponisse beerbst?

Gille.

Ah! Sie kennen den großen Namen meiner kleinen Tante . . . Nein, ich will sagen, den kleinen Namen meiner großen Tante?

Cassandre.

Ja, ich kenne ihn.

Gille.

Und woher kennen Sie ihn?

Cassandre, feierlich.

Ich werde es Dir in ein paar Minuten sagen; antworte mir aber vorläufig auf meine Frage. Du rechnest auf hundert fünfzig Franken Rente?

Gille.

Und Sie, Schwiegervater, Sie rechnen darauf, daß Sie mich mit Ihrer keuschen Tochter verheirathen werden.

Cassandre.

Solltest Du an der Keuschheit meines einzigen Kindes zweifeln?

Gille.

Pest! ich zweifle ganz und gar nicht daran.

Cassandre.

Was bedeutet?

Gille.

Daß ich Alles weiß, alter Kerl.

Cassandre.

Nun wohl, ich weiß auch Alles, junger Undankbarer!

Gille.

Woher wissen Sie es?

Cassandre.

Es handelt sich nicht darum, hier blinde Kuh zu spielen: Ihre Tante Lamponisse hat Sie völlig enterbt.

Gille.

Ihre Tochter Zirzabelle ist Mutter von drei Knaben, von denen der jüngste, Herr Benjamin, sich viel besser befindet.

Cassandre.

Es geht besser bei ihm?

Gille.

Viel besser, Herr! und ich fühle mich glücklich, Ihnen diese Kunde mittheilen zu können.

Cassandre.

Wer hat Dich von der Wiederherstellung meines Enkels unterrichtet?

Gille.

Dieser Brief . . . Wer hat Sie vom Tode meiner Tante unterrichtet?

Cassandre.

Dieser Brief.

Gille.

Geben Sie mir den meinigen, und ich gebe Ihnen den Ihrigen.

Cassandre.

Das ist nicht mehr als billig: hier ist er.

Gille.

Hier ist er.

Jeder tauscht seinen Brief und liest.

* *
*

Bei dieser Stelle der Parade, als wäre man am Ende eines vierten Actes voll Interesse gewesen, herrschte eine solche Stille in der Menge, daß man kaum das Athmen der Zuschauer hörte.

Man war der Entwicklung nahe, und die Personen in Mänteln, die wir zuletzt haben ankommen sehen, schienen, die Augen auf den Pitre geheftet, diese Entwicklung mit der lebhaftesten Ungeduld zu erwarten.

Mittlerweile lasen die zwei Possenreißer ihre Briefe, wobei sie einander wüthende Blicke zuwarfen.

Alsdann fuhr Cassandre fort:

Cassandre.

Hast Du zu Ende gelesen?

Gille.

Ja, Herr; und Sie?

Cassandre.

Ich auch.

Gille.

Dann müssen Sie sich erklären, warum ich nie Ihr Schwiegersohn werde.

Cassandre.

Dann mußst Du Dir erklären, warum ich Dir nicht ferner die Hand meiner Tochter anbiete.

Gille.

Ja; doch da Sie ein ernster Vater werden, so habe ich keinen Grund mehr, in Ihrem Dienste zu bleiben.

Cassandre.

Ja; doch da ich mich unter das Dach meines Schwiegersohns zurückzuziehen gedenke, und er schon einen Bedienten hat, so begreifst Du, daß ich ihm nicht einen zweiten zuführen kann. Ich jage Dich also nicht fort, Gille; ich schicke Dich nur fort.

Gille.

Ohne mir etwas zu geben?

Cassandre.

Soll ich Dir eine Thräne des Bedauerns schenken?

Gille.

Schickt man die Leute fort, Herr, so schickt man sie mit Etwas fort.

Cassandre.

Ich schicke Dich auch mit allen Deinem Range schuldigen Rücksichten fort.

Gille.

Und Sie schämen sich nicht, daß Sie mich einen Theil meines Tages mit dem Anhören Ihrer Dummheiten verlieren ließen, alter Fuchs?

Cassandre.

Du hast Recht, Gille, und dieses Wort Fuchs erinnert mich an ein Sprüchwort.

Gille.

An welches?

Cassandre.

Daß jede Mühe Lohn verdient.

Gille.

Ganz gewiß!

Cassandre.

Hast Du Münze, Gille?

Gille.

Nein, Herr.

Cassandre, gibt ihm einen Fußtritt auf den Hintern.

So behalte das Ganze.

* * *

Die Parade sollte hier endigen, und schon verbeugte sich Cassandre ehrerbietig vor dem Publikum, als Gille, der auf ein großes Unternehmen zu sinnen schien, da er Cassandre geneigt sah, plötzlich seinen Entschluß faßte und diesem zur Erwiederung einen Fußtritt versetzte, der ihn mitten unter die Zuschauer hinabschleuderte!

Gille.

Bei meiner Treue, nein, Herr! die guten Rechnungen machen gute Freunde!

Im höchsten Maße erstaunt, erhob sich Cassandre wieder und suchte Gille mit den Augen, doch Gille war verschwunden.

In diesem Augenblicke entstand eine große Bewegung in der Menge; die Männer mit den Mänteln flüsterten einander ins Ohr:

„Er hat es ihm zurückgegeben! er hat es ihm zurückgegeben!"

Dann traten sie aus der Menge, gingen an verschiedenen Gruppen vorbei und sagten:

„Heute Abend."

Und dieses Wort heute Abend kreiste wie ein fast unverständliches Gemurmel das ganze Boulevard entlang. Dann sah man die Männer mit den Mänteln, die Einen in die Rue du Temple, die Anderen in die Rue Saint-Martin, Diese in die Rue Saint-Martin, Jene in die Rue Poissonnière eintreten, Alle aber wandten sich nach der Seite der Seine auf verschiedenen Wegen, doch wie Menschen, die sich bald an einem und demselben Orte wiederfinden sollen.

CXV.

Das geheimnißvolle Haus.

Ein Mann, der nichts Besseres zu thun gehabt hätte, als zu beobachten, was sich in der Rue des Postes, von acht bis neun Uhr Abends, das heißt zwei Stunden nach der Vorstellung zutrug, welche wir vielleicht unseren Lesern mit Unrecht so ausgedehnt erzählt haben, hätte sicherlich seine Zeit nicht verloren, und wäre er auch nur ein wenig Liebhaber von nächtlichen und fantastischen Abenteuern gewesen.

Da wir annehmen, daß der Leser, sobald er sich uns anschließt, kein Feind von solchen Abenteuern ist, so bitten wir ihn, uns an den Ort zu folgen, wohin wir unsern Guckkasten versetzen, um vor ihm eine Menge Personen defiliren zu lassen, welche nicht minder geheimnißvoll, als die chinesischen Schattenspiele von Herrn Séraphin.

Die Schaubühne liegt, wie gesagt, in der Rue des Postes, ganz nahe bei der Impasse des Vignes, ein paar Schritte vom Puits-qui-parle; die Decoration stellt ein kleines einstockiges Haus mit einer einzigen Thüre und einem einzigen auf die Straße gehenden Fenster vor. — Dieses Haus hatte vielleicht noch andere Thüren und andere Fenster; doch diese Thüren und diese Fenster gingen ohne Zweifel auf einen Hof oder einen Garten.

Es war halb neun Uhr Abends, und die Sterne, diese Veilchen der Nacht, feierten, vor den Blicken der Menschen glänzender als je wiedererscheinend, wie die Veilchen, die Sterne des Tages, die ersten Stunden des Frühlings. Es war in der That eine schöne Nacht, klar und leuchtend, heiter und mild wie eine Sommernacht, wie die Nacht eines Dichters oder eines Verliebten.

Es gewährte einen unendlichen Reiz, sich in dieser ersten lauen Nacht zu ergehen und es geschah ohne Zweifel, um sich diesem Gefühle zugleich voll idealer und sinnlicher Wollust zu überlassen, daß ein Mann in einen großen braunen Ueberrock gehüllt, seit ungefähr einer Stunde, die Rue des Postes, im Winkel der Häuser oder in den Vertiefungen der Thüren, wenn Jemand vorüberkam, verschwindend, auf und ab ging.

Bei einiger Ueberlegung konnte man sich indessen schwer erklären, daß dieser Liebhaber der Natur, um die ersten Frühlingslüfte einzuathmen, eine so öde und besonders so kothige Straße gewählt hatte, wie es die Rue des Postes war, obschon es seit einer Woche nicht mehr geregnet; denn die Rue des Postes scheint, wie jene Straßen, von denen in dem Buche betitelt Neapel ohne Sonne die Rede ist, — ohne Zweifel durch die Fürsprache der Jesuiten, die sie bewohnten und noch bewohnen, — das Privilegium eines ewigen Schattens und einer schützenden Dunkelheit erlangt zu haben.

Wenn er vor das von uns beschriebene Haus kam, blieb der Spaziergänger einen unberechenbaren Zeitraum stehen, der aber vermuthlich für die Forschung, die er machen wollte, genügte, denn auf dem nämlichen Wege, das heißt gegen das Collége Rollin, zurückkehrend, ging er gerade aus, begegnete einem zweiten Individuum, das wahrscheinlich auch ein Liebhaber der nächtlichen Schönheiten der Natur war, und sagte nur das einzige Wort:

„Nichts."

Das Individuum, an das diese Einsylbe gerichtet worden war, schritt wieder die Rue des Postes hinauf, während der Andere dieselbe hinabging.

Dieses zweite Individuum, nachdem es dasselbe Manoeuvre, wie der zuerst Erwähnte, ausgeführt, das heißt, nachdem es einen raschen Blick auf das Haus geworfen hatte, machte sodann noch ein paar Schritte vorwärts, trat in die Rue du Puits-qui-parle ein, begegnete hier einem dritten Liebhaber der Natur und richtete an ihn halblaut dieselbe Einsylbe:

„Nichts."

Und er ging auf seinem Wege weiter, während der Dritte, ihn kreuzend und an ihm vorüberschreitend, auf das Haus zuwandelte, es anschaute, wie dies die zwei Anderen gethan hatten, und die Rue des Postes bis zur Spitze der Rue d'Ulm hinaufging; hier fand er sich mit einer andern Person zusammen, und er wiederholte ihr das Wort, das wir schon zweimal gehört haben:

„Nichts."

Und diese vierte Person schritt an der dritten vorbei, ging die Rue des Postes hinab, wandelte an dem Hause vorbei, schaute es an, wie dies ihre Vorgänger gethan hatten, und setzte ihren Weg bis zum Collége Rollin fort, wo sie den ersten Liebhaber der Natur traf, den wir unsern Lesern in einem braunen Ueberrocke lustwandelnd gezeigt haben. Nachdem sie ihm dasselbe

Wort gesagt, welches zu wiederholen wir für unnöthig erachten, ging sie an ihm vorbei, und der Erste, der Mann mit dem braunen Ueberrocke, derjenige, welcher der Urheber der geheimnißvollen Einsylbe zu sein schien, — dieser setzte eine halbe Stunde lang dasselbe Manoeuvre fort, bis zu dem Augenblicke, wo er, zwei Männer beisammen erblickend, die Rue des Postes hinabging und dabei die Cavatine aus Joconde pfiff:

J'ai longtemps parcouru le monde*) . . .

Diese Melodie war damals sehr in der Mode; sie wurde auch nach und nach, jedoch immer halblaut, von den vier Männern wiederholt, die sich einander das Wort Nichts gesagt hatten.

Die zwei Männer aber, welche dieses fünfstimmige Notturno veranlaßt hatten, blieben, — wie alle diejenigen, welche wir bis jetzt beobachtet haben, — vor dem kleinen Hause stehen; sie waren von den Andern nur dadurch verschieden, daß sie eine lange Station vor der Thüre machten und dabei so leise plauderten, daß der Mann mit dem braunen Ueberrocke, der an ihnen, ohne daß es absichtlich zu geschehen schien, seine Cavatine pfeifend vorüberging, nicht ein Wort von dem, was sie sagten, erlauschen konnte.

Nach Verlauf von zehn Minuten traten drei andere Männer gefolgt von einem vierten, alle Vier in braune Mäntel gehüllt, auf die zwei Individuen zu, welche vor dem Hause standen.

Der Größere von den zwei Männern, welche zuerst da gewesen waren, nahm nach und nach die Hand von jedem der drei Ankömmlinge; dann sagte er jedem von ihnen ins Ohr die erste Hälfte des samaritanischen Wortes Lamma, von dem sie ihm die zweite sagten, zog aus seiner Tasche einen kleinen Schlüssel, steckte

*) Ich habe lang die Welt durchwandert.

ihn ins Schloß, öffnete sachte die Thüre, ließ seine fünf Gefährten eintreten, schaute nach rechts und nach links in der Straße, und trat sodann selbst ein.

Er schloß die Thüre von innen in demselben Augenblicke, wo der erste und der zweite Spaziergänger jeder an einer Ecke der Straße wiedererschienen, und, in demselben Schritte gehend, vor dem Hause zusammentrafen, wo sie die neue Einsylbe:

Sechs,

wechselten.

Wonach sie jeder auf seiner Seite weiter gingen, und das Wort Sechs den anderen Naturliebhabern wiederholten, welche schon das Wort Nichts gehört und wiederholt hatten.

Sie hatten nicht zwanzig Schritte in der Straße gemacht, der Eine hinaufgehend, der Andere hinabgehend, als sie, derjenige, welcher hinabging, einem Individuum, und derjenige, welcher hinaufging, drei Personen begegneten, die, Individuum und Personen, obgleich sie von zwei entgegengesetzten Seiten kamen, vor dem geheimnißvollen Hause zusammentreffend stehen blieben.

Als die vier Neuangekommenen wie die sechs Anderen ins Haus eingetreten waren, setzten sich die zwei Spaziergänger abermals in Bewegung, begegneten sich und wechselten die neue Einsylbe:

Zehn.

Im Verlaufe von zwei Stunden, das heißt von halb neun Uhr bis halb elf Uhr, sahen die fünf laconischen Spaziergänger in das Haus sechszig Individuen in Gruppen von zwei, drei, vier, fünf, doch nie von mehr als sechs eintreten.

Es war drei Viertel auf elf Uhr, als der Dilettant, der die Cavatine von Joconde geträllert hat, zum zweiten Male trällerte; diesmal gerieth er aber auf die große Arie aus dem Deserteur.

Ah! je respire enfin! je puis reprendre haleine *)!

Der Elleviou war kaum bei seinem vierten Verse, als er von den zwei Seiten der Rue des Postes, von der Impasse des Vignes und von der Rue du Puits-qui-parle, sieben andere Individuen auf sich zukommen sah, welche auf die Frage, die er an sie richtete: „Wie viel waren es?" ohne zu zögern antworteten: „Sechzig."

„So ist es," sprach der Dilettant.

Dann fügte er wie der Obergeneral eines Heeres, der seine Befehle gibt, bei:

„Achtung, Ihr Alle!"

Diejenigen, an welche diese Ermahnung gerichtet war, näherten sich ohne zu antworten.

Der Mann mit dem braunen Ueberrocke fuhr fort.

„Papillon stelle sich hinter das Haus; Carmagnole bewache den rechten Flügel; Vol-au-Vent bewache den linken Flügel. Longue-Avoine und die Anderen werden bei mir bleiben. Ihr habt die umliegenden Terrains gut ausgekundschaftet, nicht wahr?"

„Ja," antwortete man einstimmig.

„Ihr seid wohl bewaffnet?"

„Wohl bewaffnet."

„Nicht faul?"

„Nicht faul."

„Du weißt, was Du zu thun hast, Carmagnole?"

„Ja," antwortete eine provençale Stimme.

„Du hast Deine Instructionen, Vol-au-Vent?"

„Ja," antwortete eine normännische Stimme.

„Du hast Deine Haue, Carmagnole?"

„Ich habe sie."

„Du hast Deine Klammern, Vol-au-Vent?"

„Ich habe sie."

„Dann wollen wir das Pflaster des Königs frei machen: an die Arbeit, und zwar rasch!"

Die drei unter dem Namen Papillon, Carmagnole

*) Ha! endlich kann ich wieder Athem schöpfen.

und Vol = au = Vent bezeichneten Männer verschwanden mit einer Schnelligkeit, welche bewies, daß Vol=au=Vent und Papillon ihres Namens würdig waren, und daß, wenn Carmagnole nicht einen dem ihrigen ähnlichen annahm, dies so war, weil er den Stolz seines Familiennamens hatte.

„Wir, was uns betrifft, Longue=Avoine," sagte der Commandant der kleinen Schaar, „wir gehen wie gute Freunde spazieren und plaudern wie gute Bürger."

Sodann, nachdem er eine Prise Tabak aus einer Rococo=Dose genommen, nachdem er die Gläser seiner Brille mit seinem Foulard abgewischt und die Brille wieder zart auf seine Nase gesetzt hatte, streckte der Naturliebhaber, der Dilettant, der Mann, der wie ein guter Bürger plaudern wollte, seine beiden Hände in die Taschen seiner Castorine und setzte sich mit seiner Patrouille in Bewegung.

Der Marsch war von kurzer Dauer. Der Anführer der kleinen Schaar trat in die Rue du Puits=qui=parle ein, stellte sich so, daß er das geheimnißvolle Haus nicht aus dem Gesichte verlor, bedeutete seinen Begleitern durch einen Wink, sie sollen sich in den Tiefen der Straße verbergen, jedoch in seinem Bereiche bleiben, und behielt nur einen Einzigen von seinen Untergebenen bei sich, einen großen, langen, magern, abgemergelten, bleichen, schieläugigen Unterofficier, — ein wahres Iltisgerippe mit einem Basilskopfe.

„Nun ist es an uns Beiden, Longue = Avoine," sagte er.

„Zu Ihren Befehlen, Herr Jackal," antwortete der Agent.

CXVI.

Die Barbette.

„Höre, Du hast den Rosentopf entdeckt," fuhr Herr Jackal fort; „es ist also billig, daß ich mich an Dich wende, um den ganzen Wohlgeruch einzuathmen. Wie hast Du dieses Abenteuer gewittert? Sei kurz."

„Die Sache verhält sich so, Herr Jackal. Sie wissen, daß ich immer religiöse Grundsätze gehabt habe?"

„Nein, ich wußte das nicht."

„Oh! da habe ich also meine Zeit verloren?"

„Nein, da Du etwas entdeckt hast . . . Wie? ich weiß noch nichts; doch es ist augenscheinlich, daß sich nicht sechzig Personen in der Rue des Postes versammeln und alle in dasselbe Haus eintreten, um Perlen anzufädeln?"

„Ich wäre indessen sehr in Verzweiflung, sollten Sie nicht an meine religiösen Grundsätze glauben, Herr Inspector?"

„Geh' zum Teufel mit Deinen religiösen Grundsätzen!"

„Aber, Herr Jackal . . ."

„Von welcher Bedeutung sind Deine religiösen Grundsätze bei der Sache, die uns beschäftigt, das frage ich Dich," sagte Herr Jackal.

Und er hob seine Brille empor, um Longue-Avoine scharf in die Augen zu schauen.

„Ei! Herr Jackal," erwiederte Longue-Avoine, „meine religiösen Grundsätze haben mich dieser Sache auf die Spur gebracht."

„Nun wohl, so sage ein Wort von Deinen Grundsätzen, doch wenn es möglich ist, sage nicht zwei."

„Vor Allem erfahren Sie, Herr Jackal: ich richte es immer so ein, daß ich nur gute Bekanntschaften habe."

„Das ist schwierig bei dem Handwerk, das Du treibst; doch weiter."

„Ich habe also Freundschaft mit einer Stühlevermietherin von Saint-Jacques-du-Haut-Pas geschlossen."

„Immer durch Religion?"

„Durch Religion, ja, Herr Jackal."

Herr Jackal stopfte sich die Nase mit Tabak voll, mit der Wuth eines Menschen, der durch seine Stellung genöthigt ist, sich den Anschein zu geben, als glaubte er an Dinge, an welche er nicht glaubt.

„Diese Stühlevermietherin wohnt in der Impasse des Vignes, in dem Hause, in welches so eben Carmagnole eingetreten ist."

„Im ersten Stocke, ich weiß es."

„Ah! Sie wissen das, Herr Jackal?"

„Dies und noch viele andere Dinge! Du sagst also die Barbette bewohne ein Zimmer im ersten Stocke?"

„Sie wissen den Namen meiner Stühlevermietherin, Herr Jackal?"

„Ich weiß den Namen aller Stühlevermietherinnen von Paris, mögen sie Stühle auf dem Boulevard de Gand, auf den Champs-Elisées oder in den Kirchen vermiethen. Vorwärts, immer Vorwärts!"

„Nun wohl, eines Tags, oder vielmehr in einer Nacht, da die Barbette eben ihre Gebete sprach, hörte sie hinter der Wand ihres Alcovens, als käme es vom Nachbarhause, ein Geräusch von verworrenen Stimmen und von heftigen Tritten. Dieses Geräusch dauerte von halb neun Uhr bis halb elf Uhr; und als ich gegen elf Uhr zu ihr kam, sagte sie mir, es scheine ihr, sie habe jenseits der Wand ein ganzes Regiment manoeuvriren hören. Ich wollte es nicht glauben und schrieb diese Erzählung einer von den extatischen Träu-

mereien zu, denen sie an gewissen Tagen des Jahres preisgegeben ist . . ."

„Weiter, weiter," sagte verächtlich Herr Jackal.

„Doch eines Abends mußte ich mich in das Augenscheinliche ergeben," fuhr Longue=Avoine fort.

„Laß das hören."

„Ich kam früher als gewöhnlich, da ich an diesem Tage keinen Dienst hatte, und ich sprach meine Gebete mit Opportune, als ich das seltsame Geräusch hörte, welches sie ziemlich richtig charakterisirte, indem sie es mit dem Manoeuvre eines Regimentes verglich. Dann ging ich, ohne ihr etwas zu sagen, nachdem unsere Gebete beendigt waren, hinab, um das Haus zu inspiciren, dessen Wand gemeinschaftlich mit der des Zimmers von Barbette war. Ich schaute nach dem Fenster: keine Spur von Licht; ich hielt mein Ohr an die Thüre: keine Ahnung von Geräusch. Am andern Tage kam ich wieder und stellte mich gerade da, wo wir sind, in Hinterhalt: ich sah nichts. Ich kam am zweiten Tage abermals: noch nichts. Endlich, vierzehn Tage nachher, und es sind heute vierzehn Tage, sah ich, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre gehabt habe, sechzig Männer, in Gruppen von zwei, vier, sechs, eintreten und dies im Zeitraume von ungefähr zwei Stunden, genau, wie wir es heute Abend gesehen haben."

„Und was ist Deine Meinung über dieses Abenteuer, Longue=Avoine?"

„Meine Meinung?"

„Ja, Du mußt nothwendig eine Meinung, so falsch und so albern sie auch sein mag, über das, was in diesem Hause vorgeht, haben."

„Ich schwöre Ihnen, Herr Jackal . . ."

Herr Jackal hob zum zweiten Male seine Brille empor und schaute Longue = Avoine mit seinen eigenen Augen an.

„Longue=Avoine," sagte der Polizeichef, „erkläre mir, warum Du mir in der vorigen Woche Deine

Entdeckung mit so viel Enthusiasmus mitgetheilt hast, und warum Du ihr seit drei Tagen so viel Widerstand entgegenstellst, daß ich Carmagnole und nicht Dich das Haus der Barbette zu besetzen beauftragt habe."

„Ich muß Ihnen also Alles sagen, Herr Jackal?"

„Wofür glaubst Du denn, daß Dich der Polizeipräfect bezahlt, Schlingel?"

„Nun wohl, Herr Jackal, vor acht Tagen hielt ich unsere Leute für Verschwörer . . ."

„Während heute . . .?"

„Heute, das ist etwas Anderes!"

„Was glaubst Du denn?"

„Ich glaube, ohne der Achtung, die ich Ihnen schuldig bin, zu nahe zu treten, daß es eine Versammlung von ehrwürdigen Jesuiten ist."

„Und was bringt Dich zu diesem Glauben?"

„Einmal habe ich Mehrere beim heiligen Namen Gottes schwören hören."

„Solltest Du nach Witzen haschen, Longue=Avoine?"

„Gott behüte mich hievor, Herr Jackal."

„Laß Deinen zweiten Grund hören."

„Der zweite Grund ist, daß sie lateinische Wörter aussprechen."

„Du bist nur ein Dummkopf, Longue=Avoine."

„Das ist möglich, Herr Jackal; doch warum bin ich nur ein Dummkopf?"

„Weil die Jesuiten kein geheimes Haus brauchen, um ihre Versammlungen zu halten."

„Und warum nicht, Herr Jackal?"

„Weil sie die Tuilerien haben, Gimpel."

„Aber wer könnten diese Menschen sein?"

„Ich denke, wir werden es erfahren, denn ich sehe Carmagnole kommen."

Und die unter dem Namen Carmagnole bezeichnete Person kam in der That auf Herrn Jackal zu, ohne daß ihre Tritte mehr Geräusch auf dem Pflaster machten, als wenn ihre Sohlen von Sammet gewesen wären.

Es war ein kleiner magerer Mann mit olivengrünem Teint, mit glühenden Augen, mit schnarrender Sprache und provençalischem Dialekte, eines von den bizarren Wesen, wie man sie an den Ufern des Mittelländischen Meeres trifft, und die alle Sprachen sprechen, ohne ihre Muttersprache zu kennen.

„Nun, Carmagnole," fragte Herr Jackal, „welche Neuigkeit bringen Sie?"

„Ich bringe die Neuigkeit, daß das Loch gemacht ist: noch einen letzten Schlag mit der Haue, und man kann hinein."

Longue=Avoine horchte mit der größten Aufmerksamkeit; denn nach seiner Ansicht war er es, den man mit der Expedition, deren Schauplatz das Haus von Barbette war, hätte beauftragen müssen.

„Und das Loch ist groß genug, daß ein Mann durchschlüpfen kann?" fragte Herr Jackal.

„Ei! ich glaube wohl!" erwiederte Carmagnole; „ein Loch so groß wie eine Thüre; die Stühle=Vermietherin und ich haben es auch schon die Barbette=Thüre genannt."

„Ah!" murmelte Longue=Avoine, „das ist in ihrer Stube! Welche Demüthigung für mich: ich besitze das Vertrauen meines Chefs nicht mehr!"

„Und Sie haben diesen Durchbruch ohne Geräusch gemacht?" fuhr Herr Jackal fort.

„Ich hörte die Fliegen athmen."

„Es ist gut; kehre zur Barbette zurück, rühre Dich nicht, und erwarte mich."

Carmagnole verschwand, wie er gekommen war, das heißt rasch und still wie eine Sternschnuppe.

Er war kaum in die Impasse des Vignes zurückgekehrt, als ein scharfes Pfeifen aus dem Dache des verdächtigen Hauses hervorzukommen schien.

Herr Jackal trat aus seinem Verstecke, machte ein paar Schritte auf der Straße, und erblickte einen Mann rittlings auf der Kante des Daches.

Er hielt seine Hände zusammen, um sich ein Sprachrohr daraus zu machen, und fragte:

„Bist Du es, Vol=au=Vent?"

„Ich selbst in Person."

„Glaubst Du hinein zu können?"

„Ich bin dessen sicher."

„Wodurch?"

„Es ist eine Lücke im Dache: ich springe in den Speicher und warte."

„Du wirst nicht lange warten."

„Wie lange ungefähr?"

„Zehn Minuten."

„Gut, also zehn Minuten! Wenn es in der Saint=Jacques=Kirche elf Uhr schlägt, mache ich den Sprung."

Und er verschwand.

„Trefflich!" sprach Herr Jackal: „Carmagnole überwacht sie links, Pavillon von hinten; Vol=au=Vent wird in das Haus selbst eindringen. Ich glaube, das ist der Augenblick, einzutreten."

Und von dem Orte, wo er war, ließ Herr Jackal, in seinen Mund den Mittelfinger von jeder seiner Hände steckend, einen Pfiff vernehmen, auf den acht bis zehn ähnliche Pfiffe antworteten.

Dann liefen von allen nach der Rue des Postes ausmündenden Straßen Männer herbei, welche mit dem ersten Kerne vereinigt die Zahl fünfzehn erreichten.

Vier von diesen Männern waren mit Knütteln bewaffnet, die sie in der Hand hielten; vier Andere hatten Pistolen im Gürtel; wieder vier Andere hatten bloße Degen unter ihren Mänteln; zwei trugen Fackeln.

Diese fünfzehn Männer stellten sich in folgender Ordnung auf: die zwei Fackelträger nahmen, bereit, ihre Fackeln anzustecken, der eine rechts, der andere links von Herrn Jackal ihren Platz; die acht bewaffneten Männer kamen zu zwei und zwei hinter ihm; Longue=Avoine commandirte die vier, welche die Nachhut

bildeten. Diese Belagerungszurüstungen geschahen nicht ohne ein wenig Geräusch; Herr Jackal aber, als er sich umwendend Jeden an seinem Posten sah, sagte:

„Stille nun! und diejenigen, welche religiöse Gefühle haben, wie Longue-Avoine, mögen ihr Gebet verrichten, wenn sie sich fürchten."

Bei diesen Worten zog er eine Casse-tête aus seiner Tasche, näherte sich der Thüre des geheimnißvollen Hauses, that drei Schläge mit einem der bleiernen Knöpfe, welche an den beiden Enden seiner Waffe angebracht waren, und rief:

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes."

Wonach er sein Ohr an das Schloß hielt.

Kein menschlicher Hauch verhinderte Herrn Jackal, das Geräusch im Innern zu hören; die fünfzehn Alguazils schienen in eben so viele Bildsäulen verwandelt; doch nichts unterbrach die Stille, welche auf den Schall der drei Schläge folgte.

Nach Verlauf von fünf Minuten vergeblichen Horchens hob Herr Jackal den Kopf wieder empor, that drei neue Schläge in gleicher Entfernung und wiederholte die sacramentliche Formel:

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes!"

Und er hielt sein Ohr abermals an die Thüre. Da er dieses zweite Mal eben so wenig etwas hörte, als das erste Mal, so klopfte er zum dritten Male; doch er erhielt keine Antwort.

„Vorwärts, meine Herren," sagte er, „da man uns beharrlich nicht öffnet, so wollen wir selbst öffnen!"

Und er zog einen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in das Schloß, das sogleich nachgab.

Die Thüre öffnete sich.

CXVII.

Vergebliche Mühe.

Zwei Männer blieben auf der Straße mit der Pistole in der Faust, während Herr Jackal, die Hand in die um seinen Casse-tête gerollte doppelte Schnur steckend, die Thüre heftig aufstieß und zuerst eintrat.

Die zwei Fackelträger folgten ihm, und der Rest der Schaar trat in der von uns genannten Ordnung ein.

Der Raum, in den wir mit dem ersten Schlage eingedrungen sind, war eine Art von Vorzimmer; ungefähr drei bis vier Mètres lang und sechs Fuß breit. Dieses Vorzimmer oder vielmehr dieser, von oben bis unten mit Kalk geweißte, Gang mündete gegen eine eichene Thüre, welche so dick und so solid, daß die drei Schläge, die Herr Jackal daran that, nicht stärker schollen, als wenn man an eine Granitmauer geschlagen hätte.

Der Polizeimann schien auch die dreifache Förmlichkeit zu Befreiung seines Gewissens zu erfüllen; als diese Förmlichkeit erfüllt war, versuchte er es, die Thüre zu erschüttern, doch vergebens: die Thüre war taub, stumm, unempfindlich; man hätte glauben sollen, es sei das Thor der Hölle.

„Vergeblich!“ sagte Herr Jackal; „man müßte den Widder von Duilius oder die Catapulte von Gottfried von Bouillon haben! — Wo sind die Dietriche, Brin-d'Acier.“

Ein Mann trat vor und übergab Herrn Jackal einen Bund Schlüssel und Haken; doch die Thüre ließ sich eben so wenig mit einem Diebshaken aufmachen, als sie sich hatte sprengen lassen. Es war klar, daß man sie von innen verbarricadirt hatte.

Einen Augenblick glaubte Herr Jackal, diese Thüre sei keine Thüre, und ein Künstler vom größten Talente habe ganz einfach, in einem Momente der Laune, eine eichene Thüre an die Wand gemalt.

„Zündet alle Fackeln an!" sagte er.

Man steckte alle Fackeln an: es war wirklich eine Thüre.

Ein Anderer würde Ausrufungen von sich gegeben, oder eine Grimasse des Aergers gemacht, oder wenigstens sich an der Nase gekratzt haben: doch die dünnen Lippen von Herrn Jackal rührten sich nicht; sein fahles Auge änderte den Ausdruck nicht; sein Gesicht affectirte im Gegentheile eine fromme Ruhe. Er gab Schlüssel und Dietriche Brin=d'Acier zurück, zog aus der rechten Tasche seiner Weste seine Tabaksdose, nahm eine Prise Tabak, die er zwischen seinem Daumen und seinem Zeigefinger zu sieben und zu verfeinern schien, führte sie an seine Nase und schlürfte sie mit Wollust.

Er wurde mitten in dieser Beschäftigung durch einen Schrei unterbrochen, den man im Dache des Hauses auszustoßen schien, und durch ein seltsames Geräusch, das jenseits der Thüre ertönte: man hätte glauben sollen, es sei das Geräusch des Sturzes eines vom fünften Stocke fallenden Körpers und das eines auf einer Platte zerspringenden Schädels . . . Dann nichts mehr! kein bemerkbarer Ton; eine erschreckliche Stille, die Stille des Todes!

„Teufel!" murmelte Herr Jackal, der diesmal eine Grimasse machte, welche zu analysiren unmöglich gewesen wäre, so complicirt, das heißt gemischt von Aerger, Mitleid, Ekel und Verwunderung war sie; „Teufel! Teufel!" wiederholte er in zwei bis drei verschiedenen Tonarten.

„Was gibt es denn?" fragte erbleichend der empfindsame Longue=Avoine, der das Gesicht des Patrons studirte, jedoch ohne es begreifen zu können.

„Es gibt," antwortete Herr Jackal, „daß der arme Junge wahrscheinlich todt ist."

„Wer, todt?" fragte Longue-Avoine, nach innen schielend, statt nach außen zu schielen.

„Wer dies? . . Vol-au-Vent, bei Gott!"

„Vol-au-Vent todt?" murmelten im Chor die Polizeiagenten.

„Ich befürchte es sehr," erwiederte Herr Jackal.

„Und warum sollte Vol-au-Vent todt sein?"

„Einmal habe ich seine Stimme in dem Schrei, den wir gehört, zu erkennen geglaubt; und wenn er sechzig Fuß herabgefallen ist, wie ich annehme, — denn man kann die Höhe eines Sturzes durch das Geräusch, das er hervorbringt, ermessen, — wenn er sechzig Fuß herabgefallen ist, so sind wenigstens sechzig Chancen bei hundert, daß er auf der Stelle getödtet worden ist, oder daß wir ihn sehr krank wiederfinden!"

Das unheimliche Stillschweigen, welches auf das Geräusch des Sturzes gefolgt war, folgte auch auf die Worte von Herrn Jackal; dann hörte man das Geräusch eines zweiten Falles, doch eines leichteren; man hätte glauben sollen, es sei Jemand mit geschlossenen Füßen von der Höhe eines ersten Stockes auf den Boden des Saales herabgesprungen; wenigstens war dies die Meinung von Herrn Jackal, und troß der Argumente von Longue-Avoine, beharrte er bei dieser Meinung, welche, wie man sehen wird, bewunderungswürdig war.

Fünf Minuten nachher hörte man hinter der Thüre das Gemurmel einer Stimme, welche fragte:

„Sind Sie es, Herr Jackal?"

„Ja . . . Bist Du es, Carmagnole?"

„Ich bin es."

„Kannst Du uns aufmachen?"

„Ich glaube . . . Doch es ist hier so finster wie in einem Ofen: ich will anzünden."

„Zünde an! . . Hast Du die Dietriche?"

„Ich gehe nie ohne meine Vögel, Herr Jackal*)."
Und man hörte das Geräusch eines Schlosses, das man aufhakte; doch die Thüre schien ihren Widerstand zu verdoppeln.
„Nun?" fragte Herr Jackal.
„Warten Sie, ich habe es," erwiederte Carmagnole. „Es sind zuerst zwei Riegel da . . ."
Er zog die zwei Riegel.
„Sodann eine Stange . . Ah! Teufel, die Stange wird durch ein Vorlegschloß gehalten . . !"
„Hast Du eine Feile?"
„Nein."
„Ich will Dir eine unter der Thüre durch zuschieben."
Herr Jackal schob in der That unter der Thüre eine Feile so fein und dünn wie ein Blatt Papier durch.
Man hörte eine Minute lang das Geräusch des Stahles, der in das Eisen einbiß.
Dann rief Carmagnole:
„Es ist geschehen!"
Und die Stange fiel schwer auf die Platte.
Zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre.
„Ah!" sagte Carmagnole, auf die Seite tretend, um seinem Patron Durchgang zu gewähren, „alle Teufel! wir sind nicht ganz ohne Mühe zum Ziele gelangt."
Beim Scheine des Wachsstockes von Carmagnole und der zwei Fackeln warf Herr Jackal einen raschen Blick in das Innere der Stube: sie war leer; nur lag in der Mitte eine formlose Masse ohne Bewegung.
Der Polizeimann machte mit dem Kopfe eine Geberde, welche bedeutete: „Ich sagte es wohl!"
„Ah! ja," rief Carmagnole, „Sie sehen . . ."
„Ja . . . Er ist es, nicht wahr?"
„Ich habe ihn an seinem Schrei erkannt, und das

*) Le rossignol heißt zugleich die Nachtigall und der Dietrich.

trieb mich zur Eile an. „„Ah!““ sagte ich zur Barbette, „„Vol=au=Vent wünscht uns gute Nacht!““

„Er ist todt?“

„Was es nur äußerst Todtes geben kann.“

„Man wird seiner Witwe zweihundert Franken Pension geben,“ sprach feierlich Herr Jackal. „Doch kommen wir nun auf das Wesentliche zurück: untersuchen wir das Terrain.“

Und die Agenten, denen Herr Jackal voranschritt, traten mit ihm in eine Stube, oder vielmehr in einen Saal ein, der eine ganz besondere Beschreibung verdient.

Man stelle sich eine ungeheure Rotunde vor, erbaut in der ganzen Breite und der ganzen Höhe des Hauses, das heißt sechzig Fuß im Durchmesser, bei sechzig Fuß Höhe, wie es nach dem durch den Fall des Körpers von Vol=au=Vent hervorgebrachten Geräusche Herr Jackal so richtig geschätzt hatte; ausgeplattet und mit geweißten Wänden, die sich vom Grunde bis zu dem kuppelförmigen Dache erhoben und erleuchtet durch ein Fenster in Form einer Tabatière.

Unmittelbar unter diesem Fenster lag der Körper von Vol=au=Vent.

Auf einer Seite, — auf der Seite, welche zur Barbette ging, — war die Mauer in einer Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß aufgebrochen; eine alte Frau, mit ihrem Lichte in der Hand, schaute neugierig durch die Oeffnung und machte dabei zahllose Zeichen des Kreuzes.

Das Ganze der Decoration hatte einige Aehnlichkeit mit dem Tempel der Venus, der sich am Ufer des Golfs von Baiä erhebt, oder noch genauer mit unserer Kornhalle, wenn sie von ihren Mehlsäcken entblößt ist. Was diese Aehnlichkeit vervollständigte, war der totale Mangel an allen Meubles, Utensilien oder anderen Gegenständen. Keine Spur von Bewohnern, eine völlige Nacktheit, eine gänzliche Einsamkeit! man hatte sich in

den Ruinen eines cyklopischen Gebäudes geglaubt, das einst von Titanen bewohnt gewesen.

Herr Jackal ging rings im Saale umher, und während er dies that, fühlte er den Schweiß verletzter Eitelkeit auf seiner Stirne perlen. Offenbar war er mystificirt.

Er schaute umher, hinauf, hinab; nichts am Plafond, als das Fenster, durch welches Vol=au=Vent gefallen war; nichts an den Wänden, als die Oeffnung, durch welche Carmagnole gesprungen war.

Nachdem man diesen Hauptpunkt bewahrheitet hatte, kam man zu der secundären Sache, das heißt zum Leichname von Vol=au=Vent, der, wie gesagt, in einer Blutlache schwimmend, die Glieder ausgerenkt, den Schädel geöffnet, unter dem Fenster lag.

„Der Unglückliche!“ murmelte Herr Jackal, weniger aus Mitleid, als um auf irgend eine Art die Leichenrede eines auf dem Felde der Ehre gestorbenen Braven zu sprechen.

„Wie läßt sich das aber erklären,“ fragte Longue=Avoine, „und was ist Vol=au=Vent eingefallen, daß er einen Sprung von sechzig Fuß gemacht hat?“

Herr Jackal zuckte die Achseln, ohne Longue=Avoine zu antworten; Carmagnole nahm aber das Wort, dessen sich zu bedienen sein Chef verachtete, und sagte:

„Was ihm eingefallen ist? Es ist Vol=au=Vent offenbar gar nichts eingefallen: er hat vom Dache in eine Mansarde zu springen geglaubt, und ist vom Dache in ein Erdgeschoß gesprungen. Ich würde keinen solchen Bock schießen.“

„Und was hast Du gemacht?“ fragte Herr Jackal; „denn ich nehme an, Du hast nicht die Unklugheit begangen, welche Barbette in diesem Augenblicke begeht, — mit einem Lichte zu schauen, ehe Du gesprungen bist.“

„Ah! ja wohl!“

„Ich höre,“ sagte Herr Jackal, der gar nicht hörte,

dem es aber nicht unangenehm war, seinen Verdruß unter dem Schleier der Aufmerksamkeit zu verbergen.

„Nun wohl, Sie wissen Eines: daß wir fast alle Fischer oder Matrosen sind in den Städten des Littorals vom Mittelländischen Meere, von Martigues bis Alessandria, und von Alessandria bis Cette."

„Weiter?" sagte Herr Jackal, indeß er mit den Augen nach allen Seiten spähte und seinen Untergebenen nur schwatzen ließ, um Zeit zu gewinnen.

„Nun wohl," fuhr Carmagnole fort, „was machen wir, wenn wir fischen oder sicher in den Hafen einlaufen wollen? Wir sondiren den Grund. Was habe ich gethan? Ich habe meinen Bleifaden hinabgelassen, und als ich sah, daß nur drei Klafter Leere und geplatteter Boden da waren, sprang ich meine Beine biegend, denn ich habe etwas von der Gymnastik bei einem mir befreundeten Pompier gelernt.

„Mein lieber Carmagnole," sagte Herr Jackal, „ein so guter Fischer Du auch sein magst, so befürchte ich doch, daß wir diesmal ohne den geringsten Gründling zurückkehren."

„In der That," erwiederte Carmagnole, „ich möchte wohl wissen, was aus den sechzig Burschen geworden ist, die wir in das Haus haben eintreten sehen."

„Wir haben sie genau gesehen, nicht wahr?" fragte Herr Jackal.

„Bei Gott!"

„Nun denn, sie sind verschwunden, entflogen! Zum Teufel! der Streich ist geschehen!"

„Ho! ho!" entgegnete Carmagnole, „sechszig Menschen verschwinden nicht wie ein Ring, oder wie eine Uhr, oder wie Jean Debry, und wenn der Teufel dabei wäre!"

„Der Teufel ist dabei," versetzte Herr Jackal, „und sie sind nicht mehr da!"

„Ich weiß wohl, daß dieses verdammte große Gewölbe aussieht wie der Becher eines Taschenspielers;

aber sechzig Menschen . . . Es muß etwas wie ein doppelter Boden da sein."

„Wo mögen sie sein, Herr Jackal?" fragte Longue-Avoine seinen Chef, in seinem Vertrauen zum unfehlbaren Scharfsinne von diesem.

Diesmal hatte aber Herr Jackal die Spur völlig verloren.

„Alle Teufel!" sagte er, „Du begreifst wohl, Dummkopf, daß ich es, da ich mir die Sache selbst nicht erklären kann, nicht versuchen werde, sie Dir zu erklären!"

Sodann sich gegen seine Untergebenen umwendend:

„Was macht Ihr da und schaut mich so dumm an, Ihr Leute? Sondirt die Wände mit dem Ende Eurer Stöcke, mit der Spitze Eurer Degen, mit dem Kolben Eurer Pistolen."

Die Knüttelträger, die Degenträger, die Pistolenträger gehorchten sogleich und klopften mit allem Eifer an die Wand; doch die Wand antwortete, so befragt, mit einer männlichen Stimme, nicht mit einer hohlen, wie es Herr Jackal unbestimmt gehofft hatte.

„Meine Kinder," sagte er, „wir haben es mit Leuten zu thun, welche offenbar feiner sind, als wir!.. Noch eine letzte Runde mit den Fackelträgern!"

Die Fackelträger gingen, wie es Herr Jackal befahl, leuchtend dem Zuge voran, dann kam er selbst mit seinem Casse-tête, und ihm folgten die Knüttelträger, die Degenträger und die Pistolenträger.

Wer in diesem Augenblicke eingetreten wäre und diese Leute so mit aller Heftigkeit die Wände bearbeitend gesehen hätte, würde sie sicherlich für Wahnsinnige gehalten haben.

Als die Wände überall nein geantwortet hatten, ging man von den Wänden zu den Platten über, und man führte auf den genannten Platten dieselbe Hämmerungsarbeit aus, die man an den Wänden ausgeführt hatte.

Verlorene Mühe: man fühlte nicht die geringste Leere, man sah nicht den kleinsten Sprung.

Nach Verlauf einer Stunde dieser vergeblichen Uebung mußte man darauf verzichten, wie man auf die erste verzichtet hatte, und in Ermanglung von andern Materien sich an die Stirne schlagen, um etwas daraus zu ziehen, was nützlicher als das, was man aus den Wänden und dem Boden gezogen hatte.

Man hielt also eine große Berathung; da es aber, nach vorläufigen, sowie nach den neusten Erkundigungen, die man eingezogen, erwiesen war, daß dieses Haus keine Keller hatte, und daß es nur aus dem Vorzimmer und dem Saale bestand, so zerbrachen sich alle Agenten nicht länger den Kopf, und fanden es viel einfacher, zu sagen, es stecke dahinter irgend ein Mysterium oder eine Zauberei, als die Auflösung dieses Mysteriums, das Geheimniß dieser Magie zu suchen.

Nur Herr Jackal allein verzweifelte nicht.

CXVIII.

Der Puits-qui-parle *).

Zwei Männer hoben den ausgerenkten Leichnam von Vol-au-Vent auf und trugen ihn aus dem Zimmer nach außen.

Sechs Männer blieben im Saale.

Hienach löschte man die Fackeln aus, und Herr Jackal verließ das Haus, gefolgt von Carmagnole und von Longue-Avoine, dem der Rest des Truppes folgte.

*) Der sprechende Brunnen.

Man ließ auf der Straße die zwei Männer, welche außen Wache gehalten hatten: sie sollten bis Tagesanbruch in der Rue des Postes auf und abgehen.

So nachdenkend, so düster als Hippolyt, den Kopf so gesenkt wie die Renner des classischen Helden, vertieft in einen Gedanken, der nicht minder traurig, als der, welcher den Geist dieser edlen Thiere beschäftigte, wandte sich Herr Jackal nach der Rue du Puits-qui-parle.

Doch in dem Augenblicke, wo er in diese Straße eintrat, blieb Herr Jackal plötzlich stehen.

Carmagnole und Longue-Avoine, als sie sahen, daß ihr Chef stehen blieb, blieben auch stehen: der Rest der Brigade folgte dem Beispiele und machte Halt.

Ein Stöhnen schien unter dem Pflaster hervorzukommen.

Es war dieses Stöhnen, was das geübte Ohr von Herrn Jackal betroffen hatte, und er war stehen geblieben, um zu entdecken, woher es kam.

„Man horche!" sagte Herr Jackal.

Sogleich spitzte Jeder das Ohr, die Einen blieben unbeweglich an dem Orte, wo sie sich befanden, die Anderen hielten ihre Gehörsmündung an die Mauer, wieder Andere drückten, wie die Wilden Americas, dieselbe Gehörsmündung an das Pflaster.

Das Resultat des Horchens war, daß ein Mensch ein fürchterliches Stöhnen von sich gab, und daß dieses Stöhnen aus dem Mittelpunkte der Erde zu kommen schien. Doch an welchem Orte wurde dieses Stöhnen ausgestoßen? Das konnte Niemand genau sagen.

„Ich fange entschieden an zu glauben, daß ich das Spielzeug eines geschickten Zauberers bin!" sagte Herr Jackal. „Sechzig Menschen verdunstet wie eben so viel Seifenblasen, Pflastersteine um Hülfe rufend, ein Stöhnen, das man weiß nicht woher kommt, wie im Befreiten Jerusalem von Tasso, Alles dies, meine Kinder, gibt unserer Forschung die Wichtigkeit eines Kampfes mit einer verborgenen Macht. — Lassen wir

uns indessen nicht entmuthigen und suchen wir den Schlüssel dieser Vorfälle."

Nach dieser Rede, welche bestimmt war, den durch den Tod von Vol-au-Vent und das Verschwinden der sechzig Verschwörer ein wenig niedergeschlagenen Muth wieder zu heben, horchte Herr Jackal aufs Neue; und da Jedermann den Athem an sich hielt, so hörte man genau die Klagen eines menschlichen Geschöpfes, das hundert Fuß unter der Erde begraben zu sein schien.

Herr Jackal wandte sich nach einem Punkte der Straße, klopfte mit der Hand an einen drei bis vier Fuß über der Erde erhöhten Laden und sagte:

„Das Geräusch kommt von hier."

Carmagnole näherte sich und sprach:

„Die Stimme scheint in der That aus diesem Brunnen zu kommen, und ich füge bei, daß dies, wenigstens für mich, nichts Erstaunliches ist, da wir es mit dem Puits-qui-parle zu thun haben."

Viele von unseren Lesern wissen ohne Zweifel nichts von der Existenz des Puits-qui-parle und sogar von der der Straße, die diesen Namen trägt. Sagen wir ihnen schleunigst, daß diese Straße zwischen der Rue des Postes und der Rue Neuve-Sainte-Geneviève liegt, und daß im Winkel dieser Straße ein über dem Randsteine mittelst eines Ladens geschlossener Brunnen ist, der seinen Namen dieser Straße gegeben hat.

Im Mittelalter gingen die Bewohner dieses Quartiers, wenn es einmal finstere Nacht war, nicht ohne zu schauern durch diese Straße, die sich mit einem gähnenden Brunnen schloß.

Mehrere von den muthigsten Bürgern, Mehrere von den am wenigsten furchtsamen Studenten erklärten in der That, sie haben aus dem Schlunde seltsame Geräusche, bizarres Schallen von Stimmen, Gesänge in einer unbekannten Sprache hervorkommen hören; andere Male war es der Ton von Riesenhämmern, welche auf

ungeheure Ambosse fielen; wieder andere Male war es das Klirren von eisernen Ketten, deren Ringe man ganze Stunden lang auf Marmorplatten abzukörnen schien.

Dabei war das Gehör nicht der einzige Sinn, der unangenehm afficirt wurde, wenn man durch die Straße ging oder in der Umgegend dieses Luftloches der Hölle wohnte: es kamen tausend verpestete Gerüche, tausend tödtliche Miasmen, Ausströmungen von Kohle und Schwefel daraus hervor, — lauter in den Augen der Menge genügende Ursachen, um die Pesten, die Fieber zu erklären, welche besonders das vierzehnte und das fünfzehnte Jahrhundert verheerten.

Wer verursachte diesen Lärmen? was verbreitete diese faulen Miasmen? wir wissen es nicht: die Legende beschränkt sich darauf, daß sie die Thatsache bestätigt, ohne zur Quelle hinauf- oder vielmehr hinabzusteigen; nur, — wie dies immer in solchen Fällen geschieht, — beschuldigte man eine Bande von Falschmünzern, sie bewohne die Höhlen, mit denen der Brunnen in Verbindung stehe.

Andererseits sahen die religiösen Seelen hierin zugleich eine erschreckliche Drohung und eine liebreiche Warnung des Herrn, welcher gestatte, daß der Lärm des Geheules der Verdammten bis zur Erde durch diesen furchtbaren Brunnen emporsteige, der ihm als Conductor diente.

Sicher ist, daß ein Brunnen, aus dem solche Geräusche hervordrangen, und der solche Ausdünstungen verbreitete, mit Recht der Puits-qui-parle genannt werden konnte, und, wie Carmagnole so vernünftig bemerkt hatte, dieser Brunnen, welcher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert so gewaltige Schreie ausgestoßen, konnte wohl im neunzehnten einiges Stöhnen von sich geben.

Bemerken wir, daß 1827 schon seit mehreren Jahren der Brunnen für die Bewohner des Quartiers ge-

schlossen war, mochte er nun vertrocknet sein, mochte der Polizeipräfect den Reclamationen gewisser furchtsamer Bürger willfahren zu müssen geglaubt haben.

„Nimm mir diese Thüre da weg!" sagte Herr Jackal zu einem von seinen Leuten.

Derjenige, welchem man den Befehl gegeben hatte, ging mit einer Hebestange hinzu; doch bei der ersten Anstrengung, die er machte, bemerkte er, daß das Vorhängschloß gebrochen war.

Die Thüre gab ohne Widerstand nach.

Herr Jackal streckte seinen Kopf in die Oeffnung, horchte und hörte aus den Eingeweiden der Erde die von einer hohlen Stimme gesprochenen Worte hervorkommen.

„Herr mein Gott! thu ein Wunder für Deinen ganz ergebenen Diener!"

„Das ist eine religiöse Person," sagte Longue-Avoine sich bekreuzend.

„Herr! Herr!" fuhr die Stimme fort, „ich bekenne alle meine Sünden, und ich bereue sie ... Herr! Herr! laß mich durch Deine Gnade das Licht des Himmels wiedersehen, und ich werde den Rest der Tage, die ich Dir verdanke, damit zubringen, daß ich Deinen heiligen Namen preise."

„Das ist seltsam," sprach Herr Jackal, „mir scheint, ich kenne diese Stimme."

Und er horchte noch aufmerksamer.

Die Stimme fuhr fort:

„Ich schwöre meine Irrthümer ab, ich bekenne meine Verbrechen . . . Ich gestehe, daß ich mein Leben lang ein abscheulicher Bösewicht gewesen bin; doch ich rufe um Gnade aus den Tiefen des Abgrunds!"

„**De profundis clamavi ad te!**" psalmodirte Longue-Avoine für den unbekannten Sünder betend.

„Ganz gewiß habe ich diese Stimme schon gehört," murmelte Herr Jackal, der im höchsten Grade das Gedächtniß der Töne besaß.

„Ich auch," sagte Carmagnole.

„Wäre Gibassier in diesem Augenblicke nicht im Bagno von Toulon, wo er es wärmer haben muß als hier," sprach Herr Jackal, „so würde ich sagen, er sei in **extremis** und mache seine Gewissensprüfung."

Derjenige, welcher in der Tiefe des Brunnens war, hörte ohne Zweifel, daß man über seinem Kopfe sprach, denn plötzlich den Ton verändernd, brüllte er mehr, als er rief:

„Zu Hülfe! Mörder! zu Hülfe!"

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Er ruft: Mörder!" sagte er: „das kann nicht Gibassier sein. . . wenn er nicht etwa gegen sich selbst zu Hülfe ruft."

„Zu Hülfe! rettet mich!" schrie die unterirdische Stimme.

„Du wohnst im Quartier, Longue-Avoine?" fragte Herr Jackal.

„Zwei Schritte von hier."

„Du mußt einen Brunnen haben?"

„Ja, Herr."

„Dann ist an Deinem Brunnen ein Seil?"

„Von hundert und fünfzig Fuß."

„Hole Dein Seil."

„Verzeihen Sie, Herr Jackal, aber . . ."

„Es ist noch ein Kloben da: nichts kann leichter sein, als hinabzusteigen."

Longue-Avoine machte eine Mundverziehung, welche bedeutete: „Leicht vielleicht für Sie, doch nicht für mich."

„Nun?" fragte Herr Jackal.

„Man geht," erwiederte Longue-Avoine.

Und er verschwand auf der Seite der Impasse-des-Vignes.

Die Stimme fuhr indessen immer fort, und zwar in den höchsten Tönen, diesmal aber nicht mehr als reumüthiger Sünder, sondern als Gotteslästerer auf die erschrecklichste Art fluchend.

„Rettet mich, tausend Götter! zu Hülfe, Sacrament! man ermordet mich, alle Donner!"

Kurz alle Flüche und Schwüre, welche Galilée Copernic von Fasiou verlangt hatte, um seinen Versprechungen mehr Förmlichkeit zu geben. — Die Flüche, die sich ein Pitre auf der Bühne erlauben darf, sind indessen nicht entschuldbar von Seiten eines Menschen, der provisorisch hundert Fuß unter der Erde begraben ist.

Herr Jackal neigte den Kopf gegen den Brunnen und rief dem ungeduldigen Sünder zu:

„Ei! tausend Donner und Teufel! warte ein wenig, man kommt schon!"

„Gott vergelte es Ihnen!" antwortete der Unbekannte, völlig beruhigt durch dieses Versprechen.

Hienach erschien Longue=Avoine wieder; er trug in seinen Armen das in Form eines 8 aufgerollte Seil seines Brunnens.

„Gut!" sagte Herr Jackal, „schlage Dein Seil um den Kloben . . . Du hast wohl einen soliden Gürtel?"

„Oh! was das betrifft, ja, Herr Jackal."

„Nun wohl! wir wollen Dich am Gürtel anhaken, und Du wirst in die Tiefe des Brunnens hinabsteigen."

Longue=Avoine wich drei Schritte zurück.

„Ei, was erfaßt Dich?" fragte Herr Jackal. „Weigerst Du Dich in diesen Brunnen hinabzusteigen?"

„Nein! Herr Jackal," antwortete Longue=Avoine, „ich weigere mich nicht positiv . . . doch ich willige auch nicht ein."

„Und warum dies?"

„Es ist mir von meinem Arzte förmlich verboten, mich an feuchten Orten aufzuhalten, weil ich so sehr zu Rheumatismen geneigt bin; und ich erlaube mir zu behaupten, daß der Grund dieses Brunnens voll Feuchtigkeit ist."

„Ich kannte Dich als feig, Longue=Avoine," sagte Herr Jackal, „doch nicht in diesem Grade! . . Rasch,

mache Deinen Gürtel los und gib ihn mir . . . Ich werde hinabsteigen."

„Bin ich denn nicht da, Herr Jackal?" fragte Carmagnole.

„Ja, Du bist ein Braver, Carmagnole; doch ich habe es mir überlegt: ich ziehe es vor, wenn ich selbst hinabsteige. Ich weiß nicht warum: ich habe eine gute Meinung von dem, was ich in der Tiefe dieses Brunnens erfahren werde."

„Natürlich!" bemerkte Carmagnole; „sagt man nicht, dort treffe man die Wahrheit?"

„Man sagt es in der That, geistreicher Carmagnole," erwiederte Herr Jackal, während er um seine Lenden den Gürtel von Longue-Avoine befestigte, — ein Gürtel ähnlich dem unserer Pompiers, das heißt ungefähr vier Zoll breit und am Mittelpunkte mit einem Ringe versehen. „Und nun," fuhr Herr Jackal fort, „zwei kräftige Männer, um dieses Seil zu halten."

„Hier bin ich!" rief hastig Carmagnole.

„Nein, nicht Du," entgegnete Herr Jackal eben so lebhaft ausschlagend, als Carmagnole angeboten hatte. „Ich hege ein großes Vertrauen zu Deinen moralischen Kräften, doch ich habe kein Vertrauen zu Deinen physischen Kräften."

Die zwei Fackelträger, kurze, untersetzte, viereckige, wie Eichen knorrige Leute, ergriffen eines der Enden des Seils; einer von ihnen befestigte es um den Leib seines Kameraden, und machte selbst einen Knoten um sein Faustgelenke; wonach Herr Jackal, der den Ring in die am andern Ende des Seiles angebrachte eiserne Klammer hatte einfügen lassen, auf den Randstein des Brunnens stieg und zu seinen Leuten mit einer Stimme, in der sich unmöglich die geringste Veränderung erkennen ließ, sagte:

„Achtung, Kinder!"

CXIX.

Wo bewiesen ist, daß nur die Berge allein nicht zusammentreffen.

Das linke Knie an den Randstein des Brunnens gedrückt, den rechten Fuß ein wenig rückwärts, warteten die zwei Männer auf einen letzten Befehl.

Herr Jackal schaute sie an, indem er seine Brille emporhob, obschon er sie von seiner hohen Stellung aus vollkommen sehen konnte, ohne sich diese Mühe zu nehmen.

Dann schob er einen Augenblick seinen Stock unter seinen Arm und machte:

„Ah!"

Und wie ein Mensch, der zur Stunde der Reise etwas Wichtiges vergißt, störte er in seiner Tasche, zog seine Tabatière heraus, öffnete sie mit Begierde, steckte den Daumen und den Zeigefinger hinein und stopfte sich die Nase mit einer Prise Tabak voll. Wonach er seinen Stock wieder nahm, — ein Zubehör, das nicht ohne Wichtigkeit bei dem Hinabsteigen war, welches er unternehmen wollte.

„Und nun, seid Ihr bereit?" fragte er.

„Ja, Herr Jackal," antworteten die zwei Männer.

„Vorwärts also! und langsam, da die Wände dieses Brunnens nicht genau behauen sind."

Und mit einer Hand das Seil einen Fuß über seinem Kopfe ergreifend, während er mit der andern und mit Hülfe seines Stockes sich in einer angemessenen Entfernung von der Mauer zu halten gedachte, ließ er sich, — den Körper in vollkommenem Gleichgewichte mitten im Raume, — in den Mittelpunkt des Brunnens hinab

„Laßt sachte nach, und von Zeit zu Zeit ein paar Minuten anhalten . . . Vorwärts!"

Die zwei Männer ließen das Seil Zoll um Zoll nach, und Herr Jackal verschwand bald im Brunnen.

„Sehr gut! sehr gut!" sagte er mit einer Stimme, welche durch den ungeheuren Trichter, der ihr als Conductor diente, so kläglich als die des Unbekannten zu werden anfing.

Derjenige, welcher fühlte, daß man ihm zu Hülfe kam, hatte zu lamentiren aufgehört.

„Oh! haben Sie nicht bange," rief er Herrn Jackal zu; „es ist nicht sehr tief; etwa hundert Fuß."

Herr Jackal antwortete nicht. Der Gedanke, er habe noch zwanzig Mètres niederzusinken, um bis nach unten zu kommen, beunruhigte ihn. Vergebens hätte sein Blick in die Tiefe tauchen wollen: er war in einem Schlunde voll Finsterniß.

„Immer vorwärts!" sagte er; „nur ein wenig rascher!"

Und er schloß die Augen.

Sein Hinabsteigen wurde nun rascher, und nachdem man noch acht bis zehn Klafter Seil nachgelassen, setzte er den Fuß auf den Boden, dessen Feuchtigkeit Longue-Avoine so sehr erschreckt hatte.

„Ei!" sagte er zu dem Unbekannten, „Sie machen mich nicht darauf aufmerksam, daß Sie bis an den Hintern im Wasser sind!"

„Ich bin hierüber sehr glücklich, mein Herr," entgegnete der Unbekannte: „dieses Wasser hat mich gerettet; ohne dieses Wasser brach ich den Hals . . . Doch hier, mir gegenüber, ist eine Art von Vorgebirge, auf welchem Sie trockenen Fußes sein werden . . . Ueberdies gedenken Sie sich wohl hier nicht aufzuhalten?"

„Nein, nicht eine unbestimmte Zeit; doch vielleicht ein paar Minuten."

Herr Jackal ging mit Hülfe seines Stockes von

der geraden Linie ab und erreichte das bezeichnete Vorgebirge.

Kaum hatte er seinen Fuß darauf gesetzt, als er seine Beine mit aller Macht von den Armen des Unbekannten umschlungen fühlte; dieser küßte ihm die Füße zum Zeichen der Dankbarkeit und wiederholte ihm in allen Tonarten der Freude und des Glückes:

„Sie retten mir das Leben! Sie befreien mich vom Tode! Von dieser Minute an bin ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben!"

„Gut, gut," erwiederte Herr Jackal, welcher fühlte, daß sich die dankbaren Hände des Unbekannten in die Gegend seiner Uhr verirrten. „Sagen Sie mir vor Allem, wie kommen Sie hierher, mein Freund?"

„Ich bin beraubt, ermordet und in diesen Brunnen geworfen worden, mein lieber Herr."

„Es ist gut; lassen Sie mich los . . . Und seit wie lange sind Sie hier?"

„Oh! Herr, die Zeit scheint sehr lange in einer solchen Lage, und sie haben mir meine Uhr genommen. Uebrigens," fügte der Unbekannte bei, „wenn sie mir dieselbe auch nicht genommen hätten, ich würde doch nicht genug sehen, um die Stunde zu erkennen."

„Was Sie da sagen, ist voll Verstand," sprach Herr Jackal. „Da Sie aber auf der meinigen nicht mehr sehen würden, als auf der Ihrigen, so bitte ich Sie, dieselbe ruhig da zu lassen, wo sie ist . . . oder wo sie vielmehr nicht ist, weil ich sie so eben in Sicherheit gebracht habe."

„Nun wohl, mein Herr," antwortete der Unbekannte, ohne den beleidigenden Verdacht von Herrn Jackal im mindesten übel zu nehmen, „es muß ungefähr halb zwei Uhr gewesen sein, als ich ermordet wurde."

„Und kennen Sie Ihre Mörder?"

„Ja, mein Herr, ich kenne sie."

„Sie können dieselben also den Gerichten überliefern?“

„Nein, im Gegentheile, das ist unmöglich.“

„Warum?“

„Es sind Freunde.“

„Sehr gut! ich kenne Sie nun.“

„Sie kennen mich?“

„Ja; Sie sind sogar einer meiner ältesten Bekannten.“

„Ich?“

„Und obschon Sie sich weigern, mir den Namen Ihrer Freunde zu sagen, bitte ich Sie doch um die Erlaubniß, Ihnen den Ihrigen nennen zu dürfen.“

„Sie sind mein Retter: ich habe Ihnen nichts abzuschlagen.“

„Sie heißen Gibassier.“

„Sie waren noch nicht im Brunnen, als ich Sie erkannt hatte, Herr Jackal . . . Wie man sich wiederfindet!“

„Das ist wahr . . . Und wie lange ist es, daß Sie Toulon verlassen haben, lieber Herr Gibassier?“

„Ungefähr einen Monat, mein guter Herr Jackal.“

„Ohne Unfall, wie ich mir denke?“

„In der That, ohne Unfall.“

„Und Sie haben sich seitdem immer wohl befunden?“

„Ziemlich wohl, ich danke . . . bis diese Nacht wenigstens, wo ich beraubt, ermordet, in diesen Brunnen geworfen worden bin, und in der ich tausendmal beinahe zermalmt worden wäre, ehe ich hierher gelangte.“

„Und wie kommt es, lieber Herr Gibassier, daß ich Sie, während Sie so hoch herabgefallen sind, nicht in einem unglücklicheren Zustande finde? denn Sie haben das Ansehen, als befänden Sie sich vortrefflich.“

„Abgesehen von ein paar Messerstichen, geht es nicht schlecht, ja, mein Herr; und es muß, daß ich nicht zehnmal nach einem solchen Falle gestorben bin, wahrhaftig einen Gott für die redlichen Leute geben.“

„Ich fange in der That an, dies auch zu glauben,“ sagte Herr Jackal. „Ist es Ihnen nun gefällig, mir mit einigen Worten zu erzählen, wie Sie hierher kommen?“

„Mit dem größten Vergnügen . . . Doch warum nicht da oben?“

„Da oben wären wir nicht so frei, als wir hier sind: es gibt Ohren, die uns behorchen würden; und dann, wie Carmagnole richtig sagte . . .“

„Carmagnole, ich kenne ihn nicht!“

„Nun, Sie werden seine Bekanntschaft sogleich machen.“

„Und was sagte Carmagnole, mein guter Herr Jackal?“

„Er sagte, die Wahrheit sei in der Tiefe des Brunnens, und Sie begreifen, lieber Herr Gibassier, wenn etwas Anderes, als die Wahrheit hier wäre . . .“

„Nun?“

„So würden wir es hier lassen.“

„Oh! Herr Jackal, ich werde Ihnen Alles sagen, Alles, Alles.“

„Fangen Sie also an.“

„Womit?“

„Mit der Erzählung Ihres Entweichens, lieber Herr Gibassier. Ich kenne Sie als einen Mann von Einbildungskraft; diese Erzählung muß voll neuer, romanhafter Vorfälle sein, und . . .“

„Ah! in dieser Hinsicht, Herr Jackal,“ sagte Gibassier mit der Miene eines Künstlers, der seines Effectes sicher ist, „in dieser Hinsicht werden Sie zufrieden sein! ich bedaure nur, daß ich Ihnen die Honneurs des Hauses nicht besser machen kann, und daß ich nicht einmal einen Stuhl anzubieten habe.“

„Seien Sie deshalb unbesorgt: ich habe einen,“ erwiederte Herr Jackal.

Und er drückte an einer Feder seines Stockes, der

sich sogleich wie in den Zauberspielen zum Feldstuhle entwickelte.

Dann hob er den Kopf empor und rief:

„He! da oben!"

„Was beliebt, Herr Jackal?" antworteten die Agenten.

„Plaudert von Euren kleinen Angelegenheiten und bekümmert Euch nicht um mich: ich habe die meinigen."

Und sich setzend:

„Fangen Sie an, lieber Herr Gibassier: ich höre. Die Abenteuer, welche einem Manne von Ihrer Bedeutung begegnet sind, interessiren die ganze Gesellschaft."

„Sie schmeicheln mir, Herr Jackal."

„Nein, ich schwöre Ihnen: ich proclamire nur die Wahrheit."

„Dann fange ich an."

„Ich erwarte Sie schon seit mehreren Secunden."

Und man hörte das Geräusch, das Herr Jackal eine ungeheure Prise Tabak schlürfend machte.

CXX.

Der Epheu und die Ulme.

Als diese Erlaubniß von Herrn Jackal gegeben war, fing Gibassier wirklich an.

„Sie erlauben mir, diesem romanhaften Abenteuer einen Titel zu geben, nicht wahr, Herr Jackal? Die Titel haben das Gute, daß sie in ein paar Worten die vorherrschende Idee des Gedichtes, des Romans, oder des Dramas zusammenfassen."

„Sie sprechen von dieser Sache als vollendeter Schriftsteller."

„Mein Herr, ich war geboren, um Literat zu werden."

„Ei! Sie haben Ihren Beruf nicht verfehlt, wie mir scheint: sind Sie nicht einmal wegen eines falschen Wechsels verurtheilt worden?"

„Zweimal, Herr Jackal."

„Geben Sie also Ihrem Abenteuer einen Titel; doch machen Sie geschwinde: der Boden unseres Sprechzimmers ist nicht sehr trocken."

„Ich werde es der Epheu und die Ulme nennen, ein, wenn ich mich nicht irre, dem guten Lafontaine oder irgend einem Fabeldichter entlehnter Titel."

„Gleichviel."

„Ich langweilte mich im Bagno . . . Was wollen Sie? ich liebe das Bagno nicht; ich kann mich nicht daran gewöhnen, mag mir nun die Gesellschaft, die man dort trifft, auf keine Weise zusagen, oder erfüllt der Anblick meiner unglücklichen Brüder meine Seele mit Traurigkeit und Mitleiden; kurz, es ist gewiß, daß der Aufenthalt im Bagno mich nicht anlächelt. Ich bin nicht mehr von der ersten Jugend, und die Illusionen, in denen ich mich vor Kurzem noch bei dem Gedanken wiegte, ich werde in Toulon wohnen, in diesem Kanaan der Galeerensklaven, diese Illusionen sind entflogen. Ich trete ins Bagno nur mit Ueberdruß, mit Ekel, wie ein blesirter Mensch ein; das Bagno hat nichts Verführerisches mehr für meine Einbildungskraft. Das erste Mal, wo man dahin kommt, ist es eine unbekannte Geliebte; das zweite Mal ist es Ihre Legitime, das heißt eine Frau, deren Reize kein Geheimniß mehr für Sie haben, und gegen die Sie in Folge von Uebersättigung einen Abscheu zu fassen auf dem Punkte sind. Ich kam also diesmal nach Toulon voll Melancholie, verdrießlich, fast spleenisch! Wenn man mich nur nach Brest geschickt hätte! ich kenne Brest nicht; der Aufent-

halt in Brest hätte mich verjüngt, vielleicht wiedergestärkt. Doch nein! ich mochte immerhin unter dem Vorwande der Gesundheit eine Petition um die andere an den Justizminister richten: Seine Excellenz war unerbittlich. Ich nahm also wieder meine Kette; und ich würde sie wahrscheinlich apathisch bis zu meiner letzten Stunde geschleppt haben, hätte mich nicht die Gesellschaft eines jungen, naiven, guten Kameraden, wie ich es selbst einst gewesen bin, plötzlich meinen ersten Enthusiasmen der Freiheitsliebe wiedergegeben."

Herr Jackal, der leicht gehustet hatte, als Gibassier seiner ursprünglichen Naivetät und Güte gedachte, benützte den Halt, den als ein geschickter Redner der Erzählende machte.

„Gibassier," sagte er, „verlöre America seine Unabhängigkeit, ich bin fest überzeugt, Sie würden sie ihm wiederfinden."

„Ich bezweifle es eben so wenig, als Sie, Herr Jackal," erwiederte Gibassier. „Ich sagte also, der junge Mensch, mit dem ich zusammengepaart war, mit dem ich zu den Strapazen ging, mit einem Worte mein Kettengefährte, sei ein Knabe von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren gewesen. Er war blond, frisch und rosig wie ein normännisches Bauernmädchen; die Durchsichtigkeit seiner Augen, die Heiterkeit seiner Stirne, die jungfräuliche Reinheit seines Gesichtes, Alles, bis auf seinen Namen Gabriel, machte aus ihm eine Art von Märtyrer und verlieh ihm eine gewisse feierliche Miene, durch welche ihm einstimmig der Beiname der Engel des Bagno zu Theil geworden war. Das war noch nicht Alles: seine Stimme harmonirte mit seinem Gesichte; man hätte glauben sollen, es sei der Ton einer Flöte; dergestalt, daß ich, der ich die Musik anbete, da ich mir dort den Luxus eines Concertes nicht gewähren konnte, ihn sprechen machte, nur um seine Stimme zu hören."

„Mit einem Worte," sagte Herr Jackal, „eine

*unbe*schreibliche Attraction zog Sie zu Ihrem Gefährten hin."

„Attraction, das ist das richtige Wort . . . Einmal wurde ich zu ihm durch meine Kette hingezogen; doch es ist durchaus nicht die Kette, was die Freundschaft macht! es war außerdem eine geheimnißvolle Sympathie dabei, welche für mich ein Räthsel geblieben ist . . . Er sprach wenig; doch, — von den Anderen hierin sehr verschieden, — so oft er sprach, geschah es, um Etwas zu sagen; an einem Tage war es, um eine moralische Sentenz fallen zu lassen; — er konnte seinen Plato auswendig und er zog Sinnsprüche aus ihm, die ihn auf der Erde der Verbannung trösteten; an einem andern Tage überließ er sich Beleidigungen und Schmähungen gegen die Frauen, — Beleidigungen und Schmähungen, die ich ihm, ich bitte Sie, mir dies zu glauben, Herr Jackal, ernsthaft verwies! andere Male dagegen enthusiasmirte er sich laut für das ganze Geschlecht, mit Ausnahme einer einzigen Creatur, von der er sagte, sie sei die erste Ursache seiner falschen Stellung: er verfluchte sie nach Herzenslust.

„Und was war sein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen von Nichts, die Dummheit eines *jungen* Menschen, eine schlechte Fälschung."

„Auf wie viel Jahre war er verurtheilt?"

„Auf fünf Jahre."

„Und er gedachte seine Zeit auszuhalten?"

„Bei seinem Eintritte in das Bagno war es Anfangs sein Gedanke: er nannte dies eine Sühnung; doch gerade weil man ihn den Engel des Bagno hieß, erinnerte er sich eines Tags, daß er Flügel hatte, und er kam auf die Idee, sie auszubreiten und zu entfliegen."

„Sie sind ganz Dichter, Gibassier!"

„Ich war Präsident der Academie von Toulon, Herr Jackal."

„Fahren Sie fort."

„Sobald sich die Idee, seine Freiheit wiederzuer-

langen, in ihm erschlossen hatte, änderte er plötzlich Gesicht und Haltung: von ruhig wurde er ernst; von melancholisch wurde er düster. Er redete mich nur noch ein- oder zweimal des Tags an, und antwortete auf meine Fragen mit dem Laconismus eines Spartaners."

„Und Sie erriethen die Veränderung nicht mit einem so tiefen Geiste, wie es der Ihrige ist, Herr Gibassier?"

„Oh! doch! so daß ich eines Abends, als ich von der Arbeit zurückkam, folgende Worte mit ihm austauschte:

„„Junger Mann, ich bin ein Alter von den Alten; ich kenne die Bagnos wie Meister Galilée Copernic die bedeutendsten Höfe Europas kennt. Ich habe mit Banditen von allen Nuancen, mit Galeerensklaven von allen Gestalten gelebt; ich habe die Materie erprobt, und ich kann beim ersten Blicke sagen: „—Das ist ein College, der drei, vier, fünf, sechs, zehn, zwanzig Jahre Zwangsarbeit wiegt. —"

„„Nun wohl,"" fragte er mich mit seiner sanften Stimme, „„worauf zielen Sie ab, mein Herr?""

„Er nannte mich Herr und duzte mich nie.

„„Nennen Sie mich sogleich Mylord; das ist mir lieber,"" erwiederte ich. „„Nun denn, so vernehmen Sie, worauf ich abziele, mein Herr; das ist ganz einfach. Ich bin ein Physiognomiker von zweiter Stärke . . .""

„Indem ich mir nur den zweiten Rang beimaß, dachte ich an Sie, Herr Jackal."

„Sie sind sehr gut, Herr Gibassier. Doch ich gestehe Ihnen, daß mir für diese Viertelstunde ein Wärmtopf lieber wäre, als Ihre Complimente."

„Glauben Sie mir, Herr Jackal, besäße ich dieses Meuble, ich würde mich desselben zu Ihren Gunsten begeben."

„Ich bezweifle es nicht . . . Fahren Sie fort," sagte Herr Jackal.

Und er nahm eine Prise Tabak, um sich die Nase, da er es bei den Füßen nicht thun konnte, zu erwärmen.

Gibassier fuhr fort:

„„Ich bin also ein Physiognomiker von zweiter Stärke,““ sagte ich zu Gabriel; „„und ich will Ihnen beweisen, mein junger Freund, daß ich weiß, welche Gedanken Sie bewegen.““

„Er horchte aufmerksam.

„„Als Sie hier ankamen, verführte Sie die Neuheit, das Pittoreske, die originelle Seite des Bagno, und Sie sagten sich: — „Nun wohl, mit ein wenig Philosophie und meinen Erinnerungen von Plato und dem heiligen Augustin werde ich mich vielleicht allmälig an dieses einfache, mäßige, naive Leben, an diese Hirtenexistenz gewöhnen.“ — Sie hätten sich in der That vielleicht, wären Sie mit einem lymphatischen Temperamente begabt gewesen, wie ein Anderer daran gewöhnt; doch lebhaft, glühend, leidenschaftlich, wie Sie sind, bedürfen Sie des Raumes und der freien Luft, und Sie denken, fünf Jahre, — von denen eines ein Schaltjahr, — hier zubringen, seien fünf von Ihren schönsten Jahren ohne Wiederkehr verloren. Durch eine ganz logische Deduction dieses Gedankens wünschen Sie sich nun so schnell als möglich dem Geschicke zu entziehen, zu welchem Sie eine stiefmütterliche Justiz verurtheilt hat . . . Ich will ein falscher Gibassier sein, wenn das nicht der Gegenstand Ihrer Meditation ist.““

„„Das ist die Wahrheit, mein Herr,““ antwortete offenherzig Gabriel.

„„Ich finde nichts Tadelnswerthes in einer solchen Meditation, mein junger Freund; nur erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dieselbe seit einem Monat dauert, daß Sie seit einem Monat sehr verdrießlich sind; daß es mich langweilt, einen Schüler des Pythagoras auf der andern Seite meiner Kette zu haben, und daß meiner Ansicht nach der Augenblick gekommen ist,

zu **festinare ad eventum**, wie Horaz sagt. Erklären Sie mir also: was sind Ihre Pläne und Ihre Ausführungsmittel?""

„„Mein Plan ist, meine Freiheit wiederzuerlangen,"" antwortete Gabriel; „„was die Ausführungsmittel betrifft, so erwarte ich sie von der Vorsehung.""

„„Ah! Sie sind noch jünger, als ich dachte, junger Mann.""

„„Was wollen Sie damit sagen?""

„„Ich will damit sagen, die Vorsehung sei eine alte Wucherin, welche nur den Reichen leihe . . .""

„„Mein Herr,"" unterbrach Gabriel, „„blasphemiren Sie nicht!""

„„Gott behüte mich! — Wenn mir das etwas eintrüge, dann würde ich nicht nein sagen. Aber wo Teufels haben Sie gesehen, daß sich die Vorsehung mit den Unglücklichen beschäftigte? Das Auflösungswort unseres Geschickes ist in uns, und ein altes Sprüchwort sagt: „Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen!" Dieses Sprüchwort, mein lieber Herr Gabriel, ist äußerst richtig. Die Vorsehung hat also gegenwärtig nichts hier zu sehen, und in uns selbst müssen wir die Entweichungsmittel suchen; denn es versteht sich von selbst, junger Mann, daß Sie nicht ohne mich gehen: alle Wetter! Sie interessiren mich so sehr, daß ich Sie nicht eine Sohle breit verlasse! Denken Sie nicht daran, einen von Ihren Ringen zu durchfeilen, ohne daß ich es bemerke: ich schlafe immer nur mit einem Auge; überdies haben Sie das Herz am rechten Flecke, und Sie begreifen, daß es zu undankbar wäre, einen alten Kameraden zu verlassen. Versuchen Sie also nichts allein, da wir mit einander verschlungen sind wie der Epheu und die Ulme; — oder ich erkläre Ihnen, mein lieber Freund, bei der ersten halben Wendung nach rechts oder nach links, die ich Sie machen sehe, ohne daß Sie mich zuvor davon in Kenntniß setzen, — ich bin kein Scheinheiliger, — zeige ich Sie an.""

„„Sie haben Unrecht, mir das zu sagen, mein Herr: ich gedachte Ihnen den Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Flucht zu machen.““

„„Gut, junger Mann! nachdem dieser Punkt festgestellt ist, wollen wir methodisch verfahren . . . Zum ersten gefällt mir Ihre Offenherzigkeit, und ich will Ihnen einen Beweis von einer Zuneigung geben, die ich väterlich nennen könnte, indem ich Ihnen meine Pläne anvertraue und Sie mit mir nehme, statt von Ihnen mitgenommen zu werden.““

„„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.““

„„Natürlich, junger Mann; denn verstünden Sie mich, so würde ich mir nicht die Mühe geben, mich zu erklären. Wissen Sie vor Allem, — ich werde sogleich sehen, wie weit Sie sind; — wissen Sie, was das erste Element einer Entweichung ist?““

„„Nein, mein Herr.““

„„Das ist doch das Alpha des Handwerks.““

„„Haben Sie die Güte, es mir zu sagen.““

„„Nun wohl, das ist eine Bastringue.““

„„Was ist das, eine Bastringue?““

„Er wußte nicht, was eine Bastringue ist, Herr Jackal!“

„Ich hoffe, Gibassier, Sie haben ihn nicht in einer solchen Unwissenheit gelassen?“

„„Eine Bastringue, junger Mann,““ antwortete ich ihm, „„das ist ein Etui von Blech, von Tannenholz, von Elfenbein, — der Stoff thut nichts zur Sache, — sechs Zoll lang und zehn bis zwölf Linien dick, das zugleich einen Paß und eine Säge aus einer Uhrfeder gemacht enthalten kann.““

„„Und wo findet sich das?““ fragte Gabriel.

„„Das findet sich . . . Gleichviel, hier ist das meinige.““

„Und zu seinem großen Erstaunen zeigte ich ihm das fragliche Etui.

„„In diesem Falle können wir fliehen?““ rief er naiv.

„„Wir können fliehen,““ erwiederte ich, „„wie Sie mit Ihren leichten Füßen bis zu dem Orte spazieren können, wo die Schildwache auf Sie feuern wird.““

„„Wozu,““ fragte Gabriel entmuthigt, „„wozu dient Ihnen aber dann dieses Geräth?““

„„Geduld, junger Mann! jedes Ding wird kommen, wenn die Reihe an ihm ist. Ich beabsichtige, den Fasching in Paris zuzubringen; sodann habe ich einen Interessen betreffenden Brief bekommen, der mich nöthigt, einen Gang in der Hauptstadt zu machen, und zwar binnen vierzehn Tagen. Ich biete Ihnen an, mich zu begleiten.““

„„Wir werden also fliehen?““

„„Allerdings; doch mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, allzu feuriger junger Mann! Sie haben Muth und Entschlossenheit, nicht wahr?““

„„Ja.““

„„Es wird Sie nicht erschrecken, ein paar Menschen hinter uns auf unserem Wege zu lassen?““

„Der Engel Gabriel faltete die Stirne.

„„Ei! man macht keinen Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen, wie die Köchin des seligen Lucullus sagte; man kann das nehmen, man kann es lassen. Sind ein paar Menschen im Vorübergehen niederzuwerfen, so dürfen Sie mir nur sagen: „„M o n s i e u r Gibassier, oder M y l o r d Gibassier, oder S i g n o r C o n t e Gibassier, ich werde sie niederwerfen.““

„„Wohl! es sei, ich werde sie niederwerfen,““ sprach entschlossen mein Gefährte.

„„Bravo!““ sagte ich, „„Sie sind würdig der Freiheit, und ich werde sie Ihnen wiedergeben.““

„„Zählen Sie auf meine Dankbarkeit, mein Herr.““

„„Nennen Sie mich **m e i n G e n e r a l**, und spre-

chen wir nicht mehr hievon . . . Was die Dankbarkeit betrifft, — wir werden auf glücklicheren Gestaden wieder von ihr reden. Mittlerweile vernehmen Sie, um was es sich handelt. Sie sehen wohl dieses Kraut?""

„„Ja.""

„„Ich habe es von der Hand einer Freundin; ich werde es mit Ihnen theilen.""

„Ich bot ihm die Hälfte davon an und sprach dabei feierlich:

„„So werde meine Seele von meinem Leibe getrennt, wenn ich Ihnen die Freiheit nicht wiedergebe!""

„„Was für ein Kraut ist das?"" fragte Gabriel.

„„Es ist ein Wunderkraut, mit dem Sie Ihren Leib einreiben werden. Kaum wird Ihr Fleisch die Berührung dieses Krautes fühlen, so werden Sie an allen Theilen Hunderte von Knospen von der Nuance der bengalischen Rosen hervorkommen sehen; das wird Sie Anfangs ein wenig beißen, dann viel, dann auf eine unerträgliche Art, und dennoch werden Sie es ertragen müssen.""

„„Welchen Zweck hat aber diese Einreibung?""

„„Mein lieber Freund, das ist, um glauben zu machen, es habe Sie die Nesselsucht, oder eine von den rothlaufartigen Krankheiten ergriffen, deren wissenschaftliche Namen mir nicht einfallen, damit Sie ins Spital geschickt werden. Sind Sie einmal dort, so sind Sie gerettet, mein guter Mann!""

„„Gerettet!""

„„Ja; ich stehe in genauer Verbindung mit den Krankenwärtern des Spitals . . . Verlassen Sie sich auf mich und warten Sie geduldig.""

„Ich weiß viele Dinge, mein lieber Gibassier," unterbrach Herr Jackal; „doch ich weiß noch nicht, wie man mit Hülfe eines Krankenwärters aus einem Spital entweicht, das von einem ganzen Posten bewacht wird."

„Sie sind so ungeduldig als der Engel Gabriel,

Herr Jackal," erwiederte Gibassier. „Haben Sie ein wenig Geduld, und in fünf Minuten werden Sie die Entwicklung erfahren!"

„Immer zu! ich höre Sie," sagte Herr Jackal, während er seine Nase mit Tabak vollstopfte, „und Sie sehen, mit der Geduld, die Sie mir empfehlen, und von der ich, wie mir scheint, einen Beweis gebe, in der Ueberzeugung, daß immer etwas bei Ihnen zu lernen ist, Herr Gibassier."

„Sie sind sehr artig, Herr Jackal," sprach der Erzähler.

Und er fuhr fort:

„Gabriel rieb sich so stark und so gut, daß er nach Verlauf von zwei Stunden mit Knospen vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt war! Man schickte ihn ins Spital. Es war gerade die Stunde der Visitation: der Arzt erklärte, er sei mit einer Nesselsucht der schönsten Art behaftet . . . Am Tage, nachdem Gabriel ins Spital eingetreten war, bekam ich meinerseits einen so erschrecklichen epileptischen Anfall, daß mich die Barbiere zuerst für wasserscheu erklärten und auch ins Spital schickten. Vergebens protestirte ich, vergebens rief ich das Zeugniß meiner Kameraden an, welche bekräftigten, ich habe es nie versucht, sie zu beißen, ich wurde mit Gewalt in die Krankenanstalt geschleppt und als kataleptisch eingerieben. Ich sah wüthend aus, und war darüber entzückt! Mein Freund der Krankenwärter war längst unterrichtet: da ihm das Maul gestopft war, so kam und ging er nach seinem Belieben; das heißt, er ging von meinem Bette zum Bette von Gabriel, und kam vom Bette von Gabriel zu dem meinigen, — Alles, um uns Worte der Ermuthigung zu bringen.

„Eines Morgens meldete mir der brave Mann, Alles sei bereit, und wir können schon an demselben Abend fliehen. Der Tag verging damit, daß wir über unser Thun und Lassen übereinkamen. Sie kennen,

wenigstens vom Hörensagen, die Eintheilung der Säle des Spitals? Am Ende von dem, in welchem man Gabriel und mich untergebracht hatte, war eine kleine Stube, die als Todtenkammer diente. Mein Krankenwärter hatte den Schlüssel dieser Stube in Verwahrung, welche nur geöffnet wurde, um den Leibern hingeschiedener Galeerensklaven Eingang zu gewähren. Wir konnten uns also, wenn die Dunkelheit eingetreten war, in diese Stube schleichen. Die einzigen Meubles, mit welchen sie ausgestattet war, und die sie einem Sections-Amphitheater ähnlich machten, waren Tische von schwarzem Marmor, auf welche man die Leichname legte; unter einem dieser Tische hatten wir, der Krankenwärter und ich, ein Loch gegraben, durch welches wir mit unsern Betttüchern in die der Marine gehörigen Magazine hinabsteigen konnten.

„Als die Stunde gekommen war, und während unsere Zimmerkameraden schliefen, stieg Gabriel, der sich am nächsten bei der Thüre befand, zuerst von seinem Bette herab und wandte sich, einem Schatten ähnlich, langsam und dunstig, nach der Todtenkammer. — Ich folgte ihm von nahe. — Unglücklicher Weise hatte man an diesem Tage auf einen der Tische den Leichnam von einem Veteranen des Bagno gebracht; dem armen Gabriel, der die Todten noch im Ernste nahm, begegnete das Mißgeschick, daß er umhertappend seine Hand auf den Leichnam legte, statt sie auf den Marmor zu legen. Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich seiner, so daß er beinahe Alles entdecken gemacht hätte! . . Zum Glücke errieth ich bei dem Schrei, den er ausstieß, was vorging, und ebenfalls umhertappend, nachdem ich ihm vergebens gerufen hatte, entdeckte ich ihn an der Wand angelehnt und zitternd vor Schrecken.

„„Vorwärts, mein Edelmann,““ sagte ich zu ihm, „„Alles ist bereit! lassen Sie uns gehen.““

„„Oh! das ist gräßlich!““ rief er.

„„Was?““ fragte ich ihn.

„Er erzählte, was vorgefallen war.

„„Oh! keine poetische Rührung,““ sagte ich zu ihm; „„wir haben keine Minute Zeit zu verlieren... Machen wir uns davon!““

„„Unmöglich . . . meine Beine versagen mir den Dienst.““

„„Tausend Donner! Das ist ärgerlich, denn es ist ziemlich schwer für Sie, derselben zu entbehren, wenn Sie fliehen wollen.““

„„Fliehen Sie allein, mein lieber Herr Gibassier.““

„„Nie, mein lieber Herr Gabriel.““

„Und ich ging auf ihn zu, nöthigte ihn, sich dem Loche zu nähern, sich an das Tuch anzuklammern, und ließ ihn hinab wie man Sie selbst so eben hinabgelassen hat. Als er hinabgelassen war, band ich eine von den Ecken des Tuches an den eisernen Fuß des Tisches und stieg auch hinab. Wir waren, wie ich Ihnen gesagt habe, in den Magazinen der Marine, welche im Erdgeschoße des Gebäudes lagen, dessen ersten Stock das Spital einnimmt. Ich zündete einen Wachsstock an und forschte nach einer Platte, auf die mein Krankenwärter einen Buchstaben mit Kreide gezeichnet hatte, und unter welcher er zwei vollständige Verkleidungen hatte verbergen sollen. Ich fand die Platte mit dem Buchstaben G bezeichnet; über diese zarte Aufmerksamkeit meines Krankenwärters vergoß ich eine Thräne der Rührung, welche, wie ein Tribut der Dankbarkeit, auf den Anfangsbuchstaben meines Namens fiel! Dann hob ich den Stein auf und erblickte eine vollständige Gendarmenuniform, Bewaffnung, Equipirung und Perrücke.

„Eine einzige?“ fragte Herr Jackal.

„Ein einzige . . . Hiebei wollte ich meinem Kameraden den Puls fühlen. Ich sah verzweifelt aus.

„„Eine einzige Kleidung!““ rief ich, „„eine einzige.““

„Gabriel war erhaben.

„„Ziehen Sie dieselbe an und gehen Sie!““

„„Gehen? Und Sie?““

„„Ich werde bleiben, um mein Verbrechen zu sühnen.““

„„Ah!““ sprach ich, „„Sie sind ein wackerer Kamerad! Ich hatte zur Vollführung meines Vorhabens nur ein einziges Reisecostume nöthig: zwei hätten mich sehr belästigt; doch ich wollte sehen, bis zu welchem Grade ein Freund auf Sie zählen könnte. Helfen Sie mir, mich ankleiden, wenn Sie es nicht zu sehr demüthigt, der Kammerdiener eines Gendarme zu sein.““

„„Und ich?““

„„Sie, Sie bleiben, wie Sie sind.““

„„In dieser Tracht?““

„„Ja; Sie begreifen also nicht?““

„„Nein.““

„„Lassen Sie mich Ihnen die Hände binden.““

„„Ich begreife immer weniger.““

„„Ich bin ein Gendarme; Sie sind ein Galeerensklave, den man von den Bagnos in irgend ein Gefängniß bringt ... wir werden wohl den Namen eines Gefängnisses finden, was Teufels! es fehlt nicht an Gefängnissen in Frankreich. Bei Tagesanbruch gehen wir ab, und der Eine führt den Andern.““

„Wir blieben in den Magazinen verborgen, und am andern Morgen, bei Tagesanbruch, sobald die Kanone die Oeffnung des Hafens verkündigte, wandten wir uns, mein Gefangener und ich, nach dem Gitter des Arsenals; es war so eben geöffnet worden; die Arbeiter der Marine kamen in Menge herbei. Ich bahnte mir für Gabriel und mich einen Weg mitten durch sie, und wir gelangten ohne Hinderniß durch das Gitter. — Der arme Gabriel zitterte an allen Gliedern! — In weniger als zehn Minuten hatten wir die Stadt durchschritten, und wir schlugen den Weg nach Beausset ein.

„Ein paar Flintenschüsse von Toulon kamen wir

in einen Wald; kaum hatten wir zehn Schritte darin gemacht, als drei Kanonenschüsse, in gleichen Zwischenräumen abgefeuert, den Einwohnern von Toulon und den umliegenden Dörfern verkündigten, es habe eine Entweichung stattgefunden. Wir warfen uns ins Dickicht, bedeckten uns mit Zweigen und Farnkraut, blieben unbeweglich und erwarteten die Nacht, um durch den Flecken Beausset zu gehen.

„Zum Glücke fiel der Regen in Strömen in dem Augenblicke, wo die Gendarmen den Wald zu durchstreifen anfingen: bis auf zehn Schritte zu uns gelangt, fluchten sie so grausam über die schlechte Witterung, daß es uns beinahe sicher schien, sie werden ihre Nachforschungen aufgeben, um sich in die nächste Schenke zu flüchten. Wir hörten in der That den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. — Gegen acht Uhr Abends setzten wir unsern Marsch fort; wir durchwanderten Beausset, und Morgens um vier Uhr hatten wir den unentwirrbaren Wald von Cuges erreicht. Wir waren gerettet! Mein lieber Herr Jackal, ich brauche Ihnen nicht die verschiedenen Vorfälle zu sagen, mit denen unsere Reise besprenkelt war: Sie haben zu viel Erfahrung, um sich vorzustellen, wir seien auf Blumenpfaden gewandelt. Wir kamen indessen gesund und wohlbehalten an, was die Hauptsache ist, und Sie bemerken, daß ich mich abgesehen von einigen Messerstichen und einem Falle von hundert Fuß in einen Brunnen äußerst wohl befinde."

„Das ist wunderbar, lieber Herr Gibassier."

„Nicht wahr?"

„Das heißt, wäre ich Polizeipräfect, so würde ich Ihnen ein Entweichungspatent und eine anständige Belohnung geben; leider bin ich es nicht, und sind meine Künstlersympathien angenehm berührt, so bekämpft sie doch meine Meinung als Inspector der öffentlichen Sicherheit mit solcher Energie, daß ich Ihnen gestehe, ich weiß noch nicht, wem der Sieg bleiben

wird; das wird wahrscheinlich von der Aufrichtigkeit abhängen, die Sie erproben werden . . . Erlauben Sie mir also mein Verhör fortzusetzen, und wäre es nur, um die Erfahrung von dem zu machen, was Carmagnole sagte, und um zu sehen, ob, wie es das Sprüchwort behauptet, die Wahrheit in der Tiefe des Brunnens ist . . . Wollen Sie mir vor Allem erklären, mein lieber Herr Gibassier, wie Sie sich hier finden."

„Ich finde mich sehr schlecht hier," erwiederte Gibassier, der sich im Sinne der Worte des Inspectors täuschte oder zu täuschen sich den Anschein gab; „und wäre es nicht die Ehre Ihrer Gesellschaft . . ."

„Das ist es nicht: ich frage Sie, aus welcher Ursache Sie hier seien."

„Ah! ja, ich verstehe . . . Nun wohl, mein guter Herr Jackal, ich hatte eine Summe von fünftausend Franken geerbt."

„Das heißt, Sie hatten fünftausend Franken gestohlen."

„So wahr als Sie mein Retter sind, Herr Jackal, ich hatte sie nicht gestohlen; ich hatte sie im Gegentheile redlich, durch Arbeit, im Schweiße meines Angesichts verdient."

„So haben Sie bei der Sache von Versailles gearbeitet . . . Ich erkannte Sie an der geschickten Art, wie die Thüre wieder geschlossen worden war."

„Was nennen Sie die Sache von Versailles?" fragte Gibassier die unschuldigste Miene, die er annehmen konnte, zu Hülfe rufend.

„An welchem Tage sind Sie in Paris angekommen?"

„Am Fasching-Sonntag, Herr Jackal, gerade um den Ochsen vorüberziehen zu sehen, der in diesem Jahre herrlich war. Er soll auf den fetten Weiden des Auge-Thales gefüttert worden sein; das setzt mich nicht in Erstaunen: das Auge-Thal ist in einer bewunderungswürdigen Lage, einerseits geschützt durch . . ."

„Lassen wir das Auge = Thal, wenn es Ihnen gleich ist.“

„Sehr gern.“

„Sprechen Sie nun: wie haben Sie den Fasching-Sonntag zugebracht?“

„Ziemlich heiter, Herr Jackal; wir haben mit fünf bis sechs Kameraden, die wir in Paris wiedergefunden, ein paar gute Tollheiten gemacht.“

„Und den Montag?“

„Den Montag? ich habe ihn mit Besuchen zugebracht.“

„Mit Besuchen?“

„Ja, Herr Jackal, einige officielle Besuche, und ein Verdauungsbesuch.“

„Sie sprechen vom Tage?“

„Ja, Herr Jackal, ich spreche vom Tage.“

„Doch den Abend?“

„Den Abend?“

„Ja.“

„Teufel!“

„Was gibt es?“

„Es ist wahr,“ sagte Gibassier, als spräche er mit sich selbst, „ich kann meinem Retter nichts verweigern.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Sie verlangen von mir, daß ich für Sie den dichten Schleier meines Privatlebens lüfte? ich will es thun. Am Montag um elf Uhr . . .“

„Unnöthig! Gehen wir über die Geheimnisse Ihres Privatlebens weg und fahren wir fort.“

„Mit Vergnügen.“

„Was haben Sie am andern Tage, am Fasching-Montag gethan?“

„Oh! ich habe mich einem ganz unschuldigen Vergnügen hingegeben: ich bin auf der Esplanade des Observatoire mit einer falschen Nase spazieren gegangen.“

„Sie hatten aber einen Grund, auf der Esplanade

des Observatoire mit einer falschen Nase spazieren zu gehen?"

„Verachtung! Misanthropie, nichts Anderes. Ich sah am Morgen Masken auf dem Boulevard vorüberziehen, und ich fand sie erbärmlich. Ach! wieder einer von unseren alten Gebräuchen, der bald verschwinden wird, Herr Jackal! Ich bin nicht ehrgeizig, doch wäre ich nur Polizeipräfect . . ."

„Lassen wir das, und kommen wir rasch auf den Abend des Fasching-Montags."

„Auf den Abend des Faschings-Montags? .. Ah! Sie wollen, daß ich aufs Neue den dichten Schleier meines Privatlebens lüfte?"

„Sie sind in Versailles gewesen, Gibassier?"

„Ich verberge mich nicht."

Herr Jackal ließ über seine Lippen ein unbeschreibliches Lächeln schweifen.

„Was gedachten Sie in Versailles zu thun?"

„Spazieren zu gehen."

„S i e, in Versailles spazieren zu gehen?"

„Was wollen Sie, Herr Jackal? ich liebe diese Stadt, welche voll der Erinnerungen vom großen König ist: hier eine Fontaine, dort eine Gruppe . . ."

„Sie waren nicht allein in Versailles?"

„Ei! wer ist denn völlig allein auf der Erde, mein guter Herr Jackal?"

„Ich habe keine Zeit damit zu verlieren, daß ich Ihre Albernheiten anhöre. Gibassier, Sie haben die Entführung des Mädchens aus dem Pensionnat von Madame Desmarets geleitet."

„Das ist die Wahrheit, Herr Jackal."

„Und zur Belohnung haben Sie die fraglichen fünftausend Franken empfangen."

„Sie sehen, daß ich sie nicht gestohlen habe; denn wäre ich nicht auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt, so hätte ich wenigstens auf zwanzig Jahre mehr."

„Was ist aus dem Mädchen geworden, als es in den Händen von Lorédan von Valgeneuse war?“

„Wie! Sie wissen also?“

„Ich frage Sie, was aus diesem Mädchen geworden sei, nachdem es Ihnen Fräulein Susanne überliefert hatte.“

„Ah! Herr Jackal, wenn Herr Delavau Sie verlöre, welch ein Verlust für ihn und für Frankreich!“

„Ich frage Sie noch einmal, Gibassier, was ist aus diesem Mädchen geworden?“

„Was dies betrifft, ich weiß es durchaus nicht.“

„Geben Sie wohl Acht auf das, was Sie sagen.“

„Herr Jackal, so wahr ich Gibassier heiße, wir haben sie in einen Wagen gebracht, der Wagen ist abgefahren, und wir haben nichts mehr davon gehört. Ich hoffe, diese jungen Leute sind glücklich, und ich werde folglich für meinen Theil zum Glücke von zwei Nebenmenschen beigetragen haben.“

„Und Sie, wie ist es Ihnen seitdem gegangen? Wissen Sie das auch nicht?“

„Ich bin ökonomisch geworden, mein guter Herr Jackal, und ich habe mir, da ich wußte, daß der goldene Schlüssel alle Thüren öffnet, einen ehrenhaften Stand in dieser verständigen und arbeitsamen Stadt Paris zu schaffen gesucht. Zu diesem Ende ließ ich alle Professionen die Revue passiren, und ich fand nur eine nach meinem Geschmacke.“

„Darf man wissen, welche?“

„Die eines Wechselagenten . . . Leider hatte ich nicht die nöthigen Kapitalien, um ein Viertel oder eine Hälfte zu kaufen; doch um für jedes Ereigniß bereit zu sein, auf den Fall, daß die Vorsehung, wie der arme Gabriel sagt, ihre Augen auf mich werfen würde, ging ich alle Tage auf die Börse und war bemüht, mich in die Geheimnisse des großen Werkes einzuweihen. Ich begriff die Agiotage, und ich erröthete vor Scham, daß ich mein Leben lang so schlecht gestohlen hatte, als ich

sah, wie es viel leichter ist, seinen Unterhalt auf diese Art zu verdienen! Ich machte also die Bekanntschaft von mehreren ausgezeichneten Agioteurs, welche, in mir einen ungewöhnlichen Scharfsinn erkennend, mir bald die Ehre erwiesen, mich über die Hausse und die Baisse zu Rathe zu ziehen, wobei sie mir einen kleinen Antheil an ihrem Nutzen gaben."

„Und diese Consultationen glückten Ihnen?"

„Das heißt, mein lieber Herr Jackal, in einem Monat realisirte ich dreißig tausend Franken! Das Doppelte, das Dreifache, das Vierfache von Allem dem, was ich in meinem arbeitsamen Leben verdient hatte, und einmal an der Spitze dieses kleinen Vermögens, wurde ich ein ehrlicher Mann."

„Dann müssen Sie unerkennbar sein," sagte Herr Jackal, während er aus seiner Tasche ein phosphorisches Feuerzeug zog und einen kleinen Wachsstock anzündete, den er immer bei sich hatte, und der die Tiefe des Brunnens so erleuchtete, daß er den bußfertigen Gibassier, ganz von Koth beschmutzt, ganz mit Blut bedeckt, zu erkennen vermochte.

CXXI.

Wohin die sechzig Männer gegangen waren, welche Herr Jackal suchte.

Herr Jackal blieb einen Augenblick in Betrachtung vor dem Galeerensklaven. Er fühlte eine sichtbare Befriedigung, eine Künstlerbefriedigung, sich, mit den vier Assen in der Hand, diesem geschickten Spieler gegenüber zu finden.

„In der That," sagte er, „es ist Ihr edles Gesicht, Gibassier. Die Jahre sind über Ihre Stirne, wie leichte Schatten, keine Spur zurücklassend, hingezogen! Und was die Schatten betrifft, thun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie dieses Licht und leuchten Sie mir: ich habe eine pressante Zeile zu schreiben."

Gibassier nahm den Wachsstock; Herr Jackal zog ein Carnet aus seiner unerschöpflichen Tasche, riß ein Blatt Papier heraus, und schrieb auf seinem Knie mittelst eines Bleistifts, während er Gibassier fortzufahren aufforderte.

„Die Folge meiner Geschichte ist traurig," sagte der Galeerensklave; „da ich reich war, so hatte ich Freunde: da ich Freunde hatte, so hatte ich Feinde! Dieses um den Preis meines Schweißes angehäufte Vermögen machte mich zum Zielpunkte aller Enterbten; so daß ich gestern, in dem Augenblicke, wo ich von meinem Banquier zurückkam, beim Kragen gepackt, niedergeworfen, ermordet, beraubt, und endlich in diesen Brunnen gestürzt wurde, in dem ich mit Ihnen zusammenzutreffen die Ehre hatte."

Herr Jackal richtete sich wieder auf, nahm das Ende des Seils, mit dessen Hülfe er in den Brunnen herabgekommen war, befestigte daran mit einer Nadel das Papier, auf das er er seine Instructionen geschrieben hatte, und rief seinen Agenten zu:

„Zieht!"

Das Papier flog wie ein Nachtschmetterling aus der Tiefe des Brunnens zur Erde empor; und das Seil kam, von seiner leichten Last befreit, rasch wieder herab.

Einer von den Agenten ging unter eine Laterne und las:

„Ich werde Euch einen Menschen schicken, den Ihr sorgfältig zu bewachen habt; er ist Goldes werth.

„Ist der genannte Mensch in den Händen von

Vieren von Euch, — die ihn nach dem Hospital führen und scharf bewachen werden, — so werdet Ihr mir das Seil wieder herunter lassen."

„Ihre Geschichte ist sehr rührend, lieber Herr Gibassier," sagte der Inspector; „doch nach den stürmischen Stunden, die Sie erlebt haben, müssen sie der Ruhe bedürfen. Die Nächte sind noch kühl in dieser Jahreszeit: erlauben Sie mir, Ihnen ein sicheres Obdach, eine Wohnung, welche der Gesundheit zuträglicher als diese anzubieten."

„Sie sind tausendmal gut, Herr Jackal!"

„Ganz und gar nicht ... unter alten Bekannten ..."

„Dann geschieht es mit dem Beding der Wiedervergeltung."

„Lastet die Dankbarkeit schon auf Ihnen?"

„Es ist vielleicht schwerer, einen Dienst zu empfangen, als ihn zu erwiedern," sprach Gibassier philosophisch.

„Die Alten haben hierüber sehr schöne Dinge geschrieben, Gibassier. Doch mittlerweile, bis wir anderswo dieses interessante Gespräch wieder aufnehmen, machen Sie sich zurecht, um sich an dieses Seil so fest als möglich anzuhängen. Sie wissen, wo sie der Sattel drückt: es ist Ihre Sache, es sich so bequem als möglich einzurichten."

Gibassier machte eine Schleife unten an das Seil, steckte seine beiden Füße durch das Loch, klammerte sich mit den Händen an das Seil an und rief:

„Zieht!"

„Glückliche Reise, mein lieber Gibassier," sagte Herr Jackal, mit lebhaftem Interesse einer Aufsteigung folgend, die er in wenigen Augenblicken selbst unternehmen sollte. „Gut!" fügte er bei, als der Galeerensklave oben an der Luft verschwunden war.

Sodann die Stimme erhebend, rief er:

„Schickt rasch das Seil zurück! ich fange an den Boden feucht zu finden."

Das Seil kam wieder herab; Herr Jackal steckte den Haken an seinen Gürtel, versicherte sich, daß die Zungen gut eingeschnallt waren, rief aufs Neue: „Zieht!" und fing die Aufsteigung ebenfalls an.

Doch kaum war er bis zur Höhe von zehn Mètres emporgestiegen, da rief er:

„Halt!"

Das gehorsame Seil hielt an.

„Ho! ho!" sagte Herr Jackal, „was Teufels sehe ich denn da?"

Es war ihm in der That schwer, sich Rechenschaft von dem zu geben, was er sah, dergestalt bot sich ihm das, was er sah, unter einem fantastischen Anblick.

Durch einen ungeheuren Spalt von einer der Wände des Brunnens tauchte der Blick von Herrn Jackal unter Gewölbe so düster wie die eines Steinbruchs, durchschnitten von großen Schatten- und Lichttheilen: das Licht kam von ungefähr zehn Fackeln, welche an den Pfeilern von einer Art von Kreuzweg befestigt waren und eine Versammlung von ungefähr sechzig Männern beleuchteten. Die Versammlung fand etwa zweihundert Schritte von Herrn Jackal statt; diese Männer schienen wegen einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit beisammen zu sein, denn sie drängten sich um einen Redner, der mit Feuer sprach und mit Energie gesticultirte.

„Ah! ah! ah!" machte Herr Jackal.

Sodann, nach ein paar Secunden der Betrachtung:

„Wo Teufels sind diese Menschen, und was machen Sie denn da?"

Und in der That, so beleuchtet durch den Reflex der Fackeln hätte man sie, wäre nicht die moderne Tracht gewesen, für die beim Sabbat ankommenden Zauberer der Ballade gehalten.

Herr Jackal zog aus seiner Tasche ein Fernglas,

ein Meisterwerk des Ingenieur Chevalier, das in seiner größten Ausdehnung sechs bis acht Zoll Länge erreichte und immer von ihm mitgenommen wurde, richtete es auf das seltsame Schauspiel, das er vor den Augen hatte, und suchte zu errathen, wovon die Rede war.

Dank sei es dem Reflexe der Fackeln und der Vollkommenheit seines Instruments, konnte Herr Jackal sehen, daß die Physiognomie von jedem der Menschen, welche die nächtliche Zusammenkunft bildeten, das vollste Entzücken ausdrückte. Alle waren in der Haltung, in der die Mitglieder einer Versammlung sind, wenn ein berühmter Redner eine sympathetische Rede hält: die Ohren gespannt, die Lippen halb geöffnet, die Augen auf die sprechende Person geheftet; jedes Gesicht bezeichnete die beharrlichste Aufmerksamkeit, und diese Aufmerksamkeit schien sich, wie gesagt, stufenweise bis zum vollsten Entzücken zu erheben.

Mochte der Redner eine schwache Stimme haben, mochte er absichtlich leise sprechen, mochte die Entfernung, in der sich Herr Jackal von der Gruppe befand, zu groß sein, der Inspector der öffentlichen Sicherheit, wie sehr er auch Acht gab, und so fein und geübt bei ihm der Gehörsinn war, hatte nach einer scharfen Aufmerksamkeit von fünf Minuten noch nicht ein verrathendes Wort von dem, was in der geheimnißvollen Gruppe gesagt wurde, hören können.

Ein Theil von diesen Personen schien übrigens Herrn Jackal nicht ganz fremd zu sein; nichtsdestoweniger wäre er sehr in Verlegenheit gewesen, hätte er einen Namen auf die Gesichter setzen oder sogar irgend ein Gewerbe denjenigen, welche er vor Augen hatte, anweisen sollen. — Beinahe einförmig in große braune oder blaue, bis ans Kinn zugeknöpfte Ueberröcke gekleidet; die Oberlippe fast allgemein [illegible] langen, dichten, ergrauenden Schnu[illegible] wie er sie sah, — war es nicht schwer [illegible]

miker von der Stärke von Herrn Jackal, hier alte Militäre zu erkennen. Diejenigen, welche keinen Schnurrbart hatten, — ihre Zahl war sehr klein, — waren, obschon sie dasselbe Aeußere affectirten, wie ihre Gefährten, ganz einfach friedliche Bürger, und die Gemüthlichkeit ihrer Gesichter welche die Begeisterung, von der sie ergriffen waren, nicht in ein unfreundliches Wesen verwandeln konnte, zeugte hinreichend von ihren wenig kriegerischen Professionen.

Herr Jackal hatte sicherlich den Einen, einen ehrlichen Krämer der Rue Saint-Denis, gesehen, wie er auf der Schwelle seiner Ladenthüre stand, den Vorübergehenden zulächelte, die Kundschaft in sein Magazin durch einen freundlichen Blick, durch eine einnehmende Miene zu locken suchte; er hatte den Andern in irgend einem Vorzimmer gesehen, entweder mit der Kette am Halse als Huissier, oder mit der Kette am Fuße als Bittsteller; kurz, Keiner von diesen Menschen war ihm völlig fremd, obschon Keiner ihm besonders bekannt war.

Was er aber noch weniger kannte, als die Personen, das war die Decoration des Theaters.

Hängen wir uns an das Seil von Herrn Jackal: es ist stark genug, um uns Beide zu tragen, und sogar alle Drei, lieber Leser, — und suchen wir die geheimnißvolle, düstere Localität zu erkennen, wo die Scene vor sich geht, die wir zu beschreiben haben.

„Ah! Mord und Tod! ich habe es!" rief plötzlich Herr Jackal, indem er sich mit einer so ungestümen und so unbedachtsamen Geberde vor die Stirne schlug, daß er beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, und daß der Stoß, den er dem Seile gab, ihn ein paar Secunden lang eine umdrehende Bewegung machen ließ, ähnlich der eines Hühnchens, das am Ende einer Schnur bratet.

Die Bewegung hörte allmälig auf, und Herr Jackal kam mit dem Verluste seines Fernglases davon, das in die Tiefe des Brunnens fiel.

Doch der Polizeimann störte in der schon von uns erwähnten fantastischen Tasche, zog ein Etui heraus und nahm aus diesem Etui eine Brille, die er, nicht auf die Nase, sondern auf die Stirne setzte; nur waren die Gläser dieser Brille, statt blau gefärbt zu sein, grün gefärbt.

„Ich habe es!" wiederholte Herr Jackal, „und das sind meine sechzig Vögel! Ich weiß nun, wohin sie gegangen sind: wir befinden uns in den Katakomben!... Ah! ah! ah! und der Herr Polizeipräfect behauptet, er kenne alle Ausgänge derselben!"

Herr Jackal hatte in der That die Wahrheit getroffen; dieses Gewölbe, das sich vor seinen Augen entrollte, dieser Kreuzweg, der die Perspective desselben begränzte, war ein Winkel von dem ungeheuren düsteren Erdbau, welcher sich von Montrouge bis an die Seine, vom Jardin des Plantes bis Grenelle erstreckt. — Was den Polizeipräfecten betrifft, — er hatte, wie Herr Jackal so vernünftig bemerkte, sehr Unrecht, wenn er behauptete, er kenne alle Ausgänge des weiten Ossuariums: die Ausgänge der Katakomben hängen, der Zahl nach, von der Laune des ersten Bewohners vom linken Ufer ab, da es, um einen neuen Ausgang den tausend Ausgängen, die sie schon haben, beizufügen, genügt, — im Faubourg Saint-Marcel, zum Beispiel, — ein Loch von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß zu graben.

In dem Augenblicke, wo Herr Jackal zu seiner großen Freude, obwohl etwas spät, diese wichtige Entdeckung gemacht hatte, hörte er das schallende Geräusch von Bravos und Beifallklatschen, worauf der, zu jener Zeit ein wenig aufrührerische, Ruf folgte:

„Es lebe der Kaiser!"

„Es lebe der Kaiser?" wiederholte Herr Jackal, der sich ganz unschuldig in den Aufruhr mischte. „Ah! wie einfältig sind sie: er ist seit sechs Jahren todt, der Kaiser!"

Und, als wollte er seine Gedanken aufklären, störte Herr Jackal, mit einer in seiner Lage unerhörten Schwierigkeit, in seiner Tasche, zog seine Tabatière heraus, und stopfte sich voll Wuth eine Prise Tabak in die Nase.

Derselbe Ruf erscholl zum zweiten Male, und zwar noch energischer, als das erste Mal.

„Gern," sagte Herr Jackal, „doch ich wiederhole Euch, daß der Kaiser todt ist . . . Herr von Béranger hat sogar ein Lied darüber gemacht.

Und er fing an zu trällern:

Des Espagnols m'ont pris sur leur navire
Aux bords lointains où tristement j'errais*).

Herr Jackal kannte alle Lieder von Béranger.

Er wurde in seinem Geträller durch einen dritten Ruf: „Es lebe der Kaiser!" unterbrochen.

Einen Augenblick in Bewegung und verworren, nahmen sodann alle Personen ihre Plätze wieder ein, — eine einzige ausgenommen, welcher stehen blieb und eine Rede wie der erste Redner halten zu wollen schien.

„Im Ganzen," sprach Herr Jackal, der von dem, was die seltsame Versammlung sein konnte, zu träumen fortfuhr, „im Ganzen sind diese braven Leute vielleicht harmlose alte Militäre, welche seit 1815 hier leben, und noch nichts von dem Tode des Kaisers wissen. — Welch ein Unglück, daß ich nicht von näher ihrem Zeitvertreibe beiwohnen kann und des Vergnügens ihrer Conversation beraubt bin, die so pittoresk als die von Epimenides sein muß, wenn sie, wie ich annehme, seit zwölf Jahren in diesem Lande leben!"

Plötzlich kam Herrn Jackal ein Gedanke.

---

*) Spanier haben mich auf ihrem Schiffe nach fernen Gestaden genommen, wo ich traurig umherschweifte . . .

„Aber," sagte er, „warum sollte ich nicht hören, was der Redner sprechen wird?"

Er erhob sodann den Kopf gegen die Mündung des Brunnens und rief:

„Haltet Ihr immer noch fest da oben?"

„Oh! seien Sie ohne Furcht, Herr Jackal!"

„Nun wohl, so laßt mich ein paar Fuß hinab."

Der Befehl wurde sogleich vollzogen. Alsdann gab Herr Jackal, vermittelst seines Stockes, mit dem er die Wände des Brunnens berühren konnte, dem Seile eine schwingende Bewegung, der der Unruhe einer Penduluhr ähnlich, welche ihm, als er an einem gewissen Punkte angelangt war, die Spalte des Brunnens zu erreichen, sich an einen Stein anzuklammern, und den Fuß auf dasselbe Terrain, wie die, deren Geheimnisse er erforschen wollte, zu setzen erlaubte.

Sobald er auf festem Boden war, machte er den Haken los und rief, sich gegen den Brunnen neigend, wo abermals das Seil hing, seinen Agenten zu:

„Bleibt auf der Stelle, Kinder, und rührt Euch nicht, wenn ich es Euch nicht sage!"

Mit Schritten so leicht als die des Thieres, dessen Namen mit dem seinigen Aehnlichkeit hatte, rückte er sodann gegen den Kreuzweg vor, wo die Napoleonische Versammlung gehalten wurde.

CXXII.

Das, nach dem Willen des Lesers, einen Theil des Romans bildet oder nicht bildet.

Angelangt, wo wir sind, — nämlich bei dem Augenblicke, wo Herr Jackal völlig verborgen in dem Schatten, den einer der massiven Pfeiler, welche das colossale Gewölbe stützen, verbreitet, den neuen Redner zu behorchen sich anschickt, — mögen uns unsere Leser erlauben, einen Blick auf diese Katakomben zu werfen, in welche wir im Verlaufe dieses Buches mehr als einmal im Gefolge der Verschwörer hinabzusteigen Gelegenheit haben werden.

Wir werden Herrn Jackal an derselben Stelle wiederfinden, und wir werden uns bemühen, unsern Ausflug so kurz sein zu lassen, daß der Redner seine Rede noch nicht einmal angefangen hat.

Gegen das Ende des vorigen Winters äußerten wir, da wir wußten, wir werden die Katakomben zu beschreiben haben, den Wunsch, sie besichtigen zu dürfen. Auf die Bitte von einem unserer größten Mathematiker, Herrn Bertrand, — der übrigens schon einer unserer berühmtesten Gelehrten in dem Alter war, wo man gewöhnlich die ersten Buchstaben des Buches der Wissenschaft stammelt, — schickte uns der Herr Oberingenieur der Bergwerke eine Erlaubnißkarte für den Besuch der Katakomben.

Der für den Besuch festgesetzte Tag kam, und, wie immer oder beinahe immer in solchen Fällen, war es mir unmöglich, die Erlaubniß des Herrn Oberingenieur der Bergwerke zu benützen: diese ewige Arbeit, die mich an meinen Schreibtisch fesselt, weigerte sich, einen Urlaub von ein paar Stunden zu contrasigniren.

Ich rief Paul Bocage, meinen ersten Adjutanten; ich reichte ihm die Erlaubnißkarte und sagte zu ihm:

„Gehen Sie dahin, lieber Freund! ich werde durch Ihre Augen so gut und vielleicht noch besser sehen, als durch die meinigen.“

An demselben Abend kam Paul Bocage zurück.

Er wollte mir erzählen, was er gesehen hatte.

„Ich habe nicht Zeit, Sie anzuhören,“ sagte ich zu ihm. „Nehmen Sie dort Platz und machen Sie mir Ihren Bericht.“

Es folgt also hier der Bericht von Paul Bocage; wir legen ihn unsern Lesern wortgetreu vor Augen.

Die Katakomben,

Bericht an den Maestro.

„Heute am 12. October 1853, Mittags um ein Uhr, gingen wir durch die Barrière d'Enfer an einem von den schönen sonnigen Tagen ab, deren Privilegium der Winter an sich gerissen zu haben scheint. Mit uns war eine junge, große, schöne Person mit blauen Augen, welche heiter herbeikam, um diese unterirdische Nekropolis mit der Sorglosigkeit der Rosen, die um die Gräber blühen, mit dem kühnen Lächeln der Herausforderung der Jugend an den Tod zu besichtigen.

„Als wir zum Pavillon der Barrière d'Enfer kamen, gab man Jedem von uns, — es waren ungefähr sechzig Personen, — eine Kerze und eine Ermahnung: die Kerze war, um hell in den unterirdischen Gewölben zu sehen; die Ermahnung war, die Kerze nicht anzuzünden.

„Diese zwei sich widersprechenden Gaben setzten uns Anfangs in Erstaunen, wurden uns aber bald erklärt.

„Wir warteten hier ungefähr seit einer Stunde, als sich die Thüre der Treppe, die nach den Katakomben führt, plötzlich öffnete und einem Hundert Schatten Durchgang gewährte, welche die Pforten ihres

Grabes gesprengt zu haben schienen, um das Licht des Tages wiederzusehen.

„Die Gesichter von allen Personen, die plötzlich in den Hof einbrachen, wo wir warteten, waren blaß, grün, violettgelb, entstellt und von jenem bleiartigen Tone, den beim Fleische die zehn ersten Stunden des Todes hervorbringen können.

„Diese Schatten oder vielmehr diese Besuche, welche uns vorhergegangen waren, und unter deren Zahl sich ein schöner Aegypter fand, den die Leute, die Alles wissen, um uns her, ich weiß nicht warum, Reschid Pascha nannten; — diese bleichen, hageren Besuche hatten zwei Stunden damit zugebracht, daß sie Gebeine durchstörten, an Schädeln, Schienbeinen, Schenkelknochen, ganzen Skeletten hingingen, und, als wäre es nicht erlaubt, ungestraft die Verlassenschaft der Wesen zu berühren, hatten sie etwas von der leichenartigen Tinte ihrer Wirthe behalten.

„Ich schaute meine Gefährtin an: ihre blauen Augen verdüsterten sich nicht; das Incarnat ihrer Wangen schwächte sich nicht; sie war fröhlich, voll Leben und Stärke; sie stützte sich auf meinen Arm, und als sie sah, daß unsere Gefährten einzutreten anfingen, sagte sie zu mir, als wollten wir der Vorstellung eines Stückes von la Foire beiwohnen.

„„Folgen wir den Leuten.““

„Und wir traten ein.

„Ich wäre sehr versucht, eine gedrängte Geschichte der Katakomben zu machen; doch ich will lieber die Wirkung zeigen, ehe ich die Ursache sage. Ich will also die Katakomben beschreiben, so wie ich sie gesehen habe, — die örtliche Beschreibung von dem vortrefflichen Buche von Herrn Héricart de Thury, Ingenieur der Bergwerke und Inspector der unterirdischen Arbeiter, veröffentlicht 1815, entlehnend. — Abgesehen von einigen seit jener Zeit gemachten Consolidirungswerken, sind diese weiten Todtengewölbe in diesem Augenblicke

in demselben Zustande, in welchem sie Herr Héricart de Thury beschrieben hat.

„Sagen wir beiläufig, daß beim Eintritt in diese unterirdischen Räume unser Herz beklommen und das Gehirn erfüllt war von der Geschichte aller Katakomben der Vergangenheit*), von denen des Landes Kanaan, wo Abraham, ein Fremder in Hebron, die Einwohner Sarah in den Gräbern ihrer Vorfahren niederlegen zu dürfen um Erlaubniß bittet. (Ich bin ein Fremder bei Euch; gebet mir ein Erbbegräbniß bei Euch, daß ich meinen Todten begrabe, der vor mir liegt. Genesis, Kap. **XXIII.**); von den Katakomben von Kanaan bis zu den unterirdischen Höhlen der Mayras-Indianer am Amazonenflusse.

„Drei Treppen führen von der Oberfläche des Bodens in die Katakomben von Paris: die erste liegt im Hofe des westlichen Pavillon der Barrière d'Enfer oder d'Orleans (das ist die, auf welcher wir hinabgestiegen sind); die zweite bei der Tombe-Issoire; die dritte endlich auf der Ebene von Montsouris, am Rande der Creuse-Straße oder der alten Straße nach Orleans, unfern von der unterirdischen Wasserleitung von Arcueil. — Drei Thore schließen die Einfassung der Katakomben: das eine im Westen, und unter diesem Namen bekannt, durch welches man gewöhnlich gelangt; das zweite im Osten, genannt die Pforte du Port-Mahon: dieses ist für das Publicum nicht offen und nur für den Dienst des Monuments bestimmt; das dritte im

---

*) Die Katakomben von Aegypten, von Phönicien, von Paphlagonien, von Capadocien, der Krimm, Persiens, Griechenlands, Klein-Asiens, der Guanchen, vom Innern Africas, Scythiens, der Tartarei, der beiden Buchareien, von Rom, von Toscana, von Neapel, von Sicilien, von Malta, von Gozzo, von der Insel Lipari, von Spanien, von Frankreich, von England, von Schweden, von Deutschland, von Süd- und Nord-America u. s. w.

Süden bei der Tombe-Issoire, von der es den Namen angenommen hat.

„Auf der Treppe der Barrière d'Enfer steigt man fast allgemein hinab; von diesem Punkte aus wollen wir also die Marschlinie des Touristen bezeichnen, wobei wir ihn im Vorübergehen auf die merkwürdigsten Gegenstände und Curiositäten der Route aufmerksam machen werden.

„Der Fuß der Treppe stützt sich auf die Steinmassen, welche man, ehe man die letzten Stufen hinabgestiegen ist, zu erkennen vermag.

„Sechs bis acht Mètres von der Treppe findet man die westliche Gallerie, welche bleirecht mit der westlichen Reihe der Bäume an der Straße nach Orleans ist. Diese Straße war ganz ausgehöhlt: die Inspection hat alle Aushöhlungen mit Schutt ausfüllen lassen, und ihr Consolidirungssystem verfolgend, hat sie, rechts und links, senkrecht von den zwei Reihen Bäume, eine große Dienstgallerie angebracht.

„In der westlichen Gallerie der Straße nach Orleans erkennt man die Bauarbeiten der Alten. Folgt man dieser Gallerie gegen Norden, so sieht man im untern Theile der Quaderbank, welche ihr als Himmel dient, ein merkwürdiges Muster von Ueberwichtigkeit der Lagen.

„Nachdem man ungefähr hundert Mètres der unter der Gegenallee des Boulevard Saint-Jacques, auf der Südseite, unter einem gebrochenen, gespaltenen, zerrissenen, an verschiedenen Stellen niederhängenden, von Wassertropfen, welche wie Diamanten im Scheine der Fackeln schimmern, rieselnden Himmel angebrachten Gallerie gefolgt ist, findet man die großen Consolidirungsarbeiten der Wasserleitung von Arcueil.

„Man läßt zu seiner Linken die wegen des Unterschleifs bei den Octroigebühren gemachten Mauern und Gegenmauern; man folgt der Wasserleitung von Arcueil, einem der Werke, die man der Leidenschaft von

Maria von Medici für die Architektur verdankt. Diese von Jean Loing, Maurermeister, nach einem Vertrage vom 18. October 1612 für die Summe von viermal-hundert und sechzig tausend Livres erbaute Wasserleitung wurde am 11. Juli 1613 angefangen und 1624 vollendet. Sie hatte zum Zwecke, die auf dem Plateau von Rungis und Cachent liegenden Quellen zu sammeln, welche der Kaiser Julian einst nach seinem Palast der Thermen, in der Rue de la Harpe, durch einen Aquäduct hatte führen lassen, von dem man noch merkwürdige Ueberreste hinter den Bauwerken von Maria von Medici sieht. Diese erste Wasserleitung, deren Lauf theilweise in der Ebene von Montsouris und la Glacière, — der allen Schlittschuhläufern von Paris so theuren Prairie, — erkannt worden ist, war durch das Factum der Ausbeutung der Steinbrüche zu Grunde gerichtet worden.

„Die neue Wasserleitung von Arcueil wurde mit einer der Römer wahrhaft würdigen Pracht von Maria von Medici gebaut, welche den Grundstein davon mit Ludwig **XIII.**, in Gegenwart der vornehmsten Herren ihres Hofes, des Gouverneurs, des Prevot und der Schöppen der Stadt Paris am 13. Juli 1613 legte.

„Von Arcueil bis Paris bildet die Wasserleitung eine große unterirdische Gallerie, welche in einigen Theilen der Ebene von Montsouris auf sehr alten und damals unbekannten Steinbrüchen errichtet wurde; die Durchsinterungen, die Verluste an Wasser, die Senkungen, welche eine Folge hievon waren, der Einsturz von einem Theile des Aquäducts, die Ueberschwemmung aller Steinbrüche, und die Unterbrechung des Dienstes der Brunnen von Paris, welche die Wasser von Rungis speisen, nöthigten zu sehr großen Restaurationsarbeiten.

„Die ersten Consolidirungswerke datiren von 1777; sie wurden von großen Quadersteinen gemacht, denen man seitdem eine Maurerarbeit von Bruchsteinen mit Mörtel von Kalk und Sand als weniger kostspielig,

und in den Souterrains leichter ausführbar, und überdies als genügend für den Zweck, den man sich vorsetzte, substituirt hat.

„Der günstigste Ort, um diese Operationen auf dem Wege der Katakomben gut zu beurtheilen und zu erkennen, ist neunzig Mètres vom Boulevard Saint-Jacques. An diesem Orte sieht man entblößt die unter dem Laufe des Aquäducts gemachte Grundmauer, die zwei der Länge nach fortlaufenden Gallerien von Osten nach Westen und die Strebemauern. Eine rothe Linie am Himmel der Gallerie bezeichnet die Mitte des Kanals.

„Der directeste Weg, um sich von diesem Orte nach den Katakomben zu begeben, ist, wenn man dem ganzen Laufe der Wasserleitung in der einen oder der andern von diesen unteren Gallerien in einer Länge von zweihundert und fünfzig Mètres folgt; man wählt aber gewöhnlich den Weg der doppelten Steinbrüche, genannt Port-Mahon, um die durch die Alten gemachten großen Aushöhlungen zu sehen. Dieser ist es also, den wir einschlagen werden.

„Man wendet sich nach Süd-Westen durch eine ungefähr zweihundert Mètres lange in den Lücken und den Schuttdämmen der Alten angebrachte Gallerie. Diese Gallerie mündet, nach einigen Krümmungen, unter dem Viaduct des Kaisers Julian passirend beim äußeren Boulevard der Barrière Saint-Jacques oder d'Arcueil aus.

„Trotz der steinernen Pfeiler und der Schuttdämme haben die Aufschichtungen ihre Macht mit solcher Gewalt bei diesem Theile fühlbar gemacht, daß der große Bau nicht widerstehen konnte, und die benachbarten Pfeiler ebenfalls zusammenstürzten.

„Ferner sieht man eine lange Reihenfolge aus dem Gröbsten behauener steinerner Pfeiler, die sich rechts und links auf den zwei Schuttdammlinien erheben, Arbeiten 1790 ausgeführt auf Befehl von Ludwig **XVI.**

„Nach mehreren Krümmungen im Schutte der alten Steinbrüche findet man eine in den Quadersteinen einer unteren Werkstätte angebrachte Treppe. Einer von den Arbeitern der Inspection der Steinbrüche, Decare genannt Beauséjour, ein alter Veteran vom Militär, erkannte diesen Steinbruch im Jahre 1777 durch einen Einsturz von Steinlagen, die ihn vom oberen Steinbruche trennten. Die Ausdehnung des Locals und seine natürliche Beschaffenheit veranlaßten diesen Mann, eine kleine abgesonderte Werkstätte daraus zu bilden, wo er seine Mahle zu sich nahm, während die andern Arbeiter an die Oberfläche der Erde emporstiegen.

„Kurz nach seiner Niederlassung in diesem doppelten Steinbruche beschloß Decare, sich seiner langen Gefangenschaft in den Casematten des Fort von Port-Mahon erinnernd, einen Plan in Relief hievon in den Schichten der Lambourden-Bänke*) zu machen, welche wirklich, sehr weich, behauen zu werden fähig sind.

„Decare schritt also zum Werke. Er arbeitete ohne Unterlaß fünf Jahre hinter einander, von 1777 bis 1782, an seinem Relief von Port-Mahon. Als er es vollendet hatte, machte er ein Vestibule geschmückt mit einer großen Mosaik von schwarzem Kieselstein.

„Nach Verlauf dieser fünf Jahre in der Dunkelheit, in der Stille und in der Einsamkeit ausgeführter Arbeiten, während welcher Zeit seine Werkstätte fast für jeden Andern als für ihn unzugänglich war, wollte Decare seine Arbeiten durch die Construction einer aus der Masse gehauenen bequemen Treppe vervollständigen. Sobald der Plan gefaßt war, ging er ans Werk. Die Treppe rückte vor; leider ereignete sich, als er den letzten Pfeiler erhob, ein ungeheurer Einsturz, und ge-

*) Unter dem Namen Lambourden versteht man Bänke von kalkartigem, körnigem, weichem Bruchstein. Die Lambourden sind gelblich weiß und bestehen aus einer großen Masse, welche genau genommen nur das Aggregat einer Menge von zerbrochenen Muscheln ist.

fährlich verwundet, starb der muthige Decare bald nachher.

Um das Andenken an diesen großen Arbeiter, an diesen unbekannten Künstler zu erhalten, ließ man folgende Inschrift in eine steinerne Tafel, beim Relief von Porte=Mahon, mit dem Ehrenzeichen des Veteranen graviren:

Cet ouvrage fut commencé en 1777
par DECARE dit BEAUSÉJOUR,
vétéran de Sa Majesté,
et fini en 1782 *).

„Man hatte seinen Tisch und seine steinernen Bänke an einem Orte aufbewahrt, welchen man mit dem Ausdrucke der Steinbrecher Kammer oder Werkstatt nennt, den der unglückliche Decare aber seinen Salon nannte. Im Jahre 1787 frühstückten der Graf von Artois und mehrere Damen von Hofe, welche Porte=Mahon besuchten, auf dem Tische von Decare. Seitdem ist das Relief verschwunden, verstümmelt durch die Hand der Menschen oder ertränkt unter den Thränen der Gewölbe. Es sind indessen noch Spuren genug davon übrig, daß man die Geduld, das Gedächtniß und das natürliche Talent dieses Arbeiters bewundern kann, der vielleicht in der Sonne einer unserer größten Bildhauer geworden wäre.

„Port=Mahon ist nicht die einzige Sehenswürdigkeit, welche dieser Steinbruch den Besuchern bietet: man sieht hier auch noch die Spuren eines Einsturzes von äußerst pittoreskem Effecte in den Steinbänken, welche die zwei Steinbrüche trennten. Die Steine sind gebrochen, zertrümmert, da und dort zerstreut, als hätte der Sturm in diesen unterirdischen Räumen gehaust und Alles durcheinander aufgehäuft. Von ferne gesehen, er=

---

*) Diese Arbeit wurde angefangen 1777 von Decare genannt Beauséjour, Veteran Seiner Majestät, und vollendet 1782.

innert diese Gesammtheit von Felsen an die wildesten Riffe der Küste von Bretagne. Verließe Sie Ihr Führer plötzlich mitten unter diesen Trümmern, so würden sich die Schrecken des Unbekannten Ihrer bemächtigen; denn nirgends findet sich das Wort Chaos in so furchtbaren und unauslöschlichen Charakteren geschrieben.

„Ungefähr hundert und fünfzig Mètres von der Treppe von Decare kommt man zum Vestibule der Katakomben erbaut 1811. Dieses Vestibule, in welches man durch einen sechs Mètres langen Corridor gelangt, ist von achteckiger Form. Zwei steinerne Bänke sind an den zwei großen Seiten aufgestellt worden, und rechts und links von der Thüre sind zwei Pfeiler, welche die Inschrift des Saint-Sulpice-Friedhofes tragen:

Has ultra metas requiescunt,
Beatam spem expectantes *).

„Auf dem Sturze der Eingangsthüre der Katakomben liest man, aus demselben Steine ausgehauen, die Phrase, in zwölf Sylben, des Abbé Delille:

Arrête! c'est ici l'empire de la mort **)!

Und man tritt in das Ossuarium ein.

„Ich schaute meine schöne Gefährtin an: ich hoffte unbestimmt, dieser Vers des Abbé Delille werde eine gewisse Wirkung auf sie hervorbringen; aber mochte nun meine Gefährtin den Tod nicht im Ernste nehmen, oder nahm sie den Vers des Abbé Delille im Scherze, ich sah sie keine Miene verändern; und ich drang mit ihr in die Katakomben ein, diese Macht der Schönheit,

---

*) Sie schlummern über diese Grenze hinaus, selige Hoffnung erwartend.

**) Halt an! hier ist das Reich des Todes!

der Stärke und der Jugend, welche nichts ahnet, beneidend und bewundernd.

„Ich erinnerte mich, daß ich ein paar Monate früher zwei Engländer auf dem alten Rasen der Gräberstraße in Pompeji hatte frühstücken sehen.

„Nachdem man die mineralogische Sammlung, die pathologische Sammlung und die St. Laurent-Gruft besichtigt hat, sieht man den Altar der Obelisken, eine Copie nach einem antiken Grabe, zwischen Vienne und Valence am Ufer der Rhone entdeckt. Rechts und links vom Altar sind zwei aus Gebeinen errichtete Piedestale.

„In weiterer Entfernung erblickt man ein Grabmahl genannt der Sarkophag des Lacrymatoriums oder das Grab von Gilbert wegen folgender Verse, welche als Inschrift dienen:

Au banquet de la vie, infortumé convive,
J'apparus un jour, et je meurs . . .
Je meurs, et, sur la tombe où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs *)!

„Ein paar Schritte von da wird man auf eine Grablampe aufmerksam gemacht, eine Lampe in Form einer antiken Schale, getragen von einem Piedestal; links von der Lampe ist ein großer dreieckiger Pfeiler, oder das dreieckige Kreuz genannt der Pfeiler des Memento, weil er auf seinen drei Seiten die wahren, aber wenig tröstlichen Worte bietet:

Memento quia pulvis es,
Et in pulverem reverteris **)!

---

*) Beim Bankett des Lebens, unglücklicher Gast, erschien ich eines Tags, und ich sterbe; ich sterbe, und auf dem Grabe, wo ich langsam ankomme, wird Niemand Thränen vergießen!

**) Gedenke, daß Du Staub bist, und wieder zu Staub werden wirst!

„Wozu soll es dienen, sich abzumühen, um aus dem Staube herauszukommen, kehrt man früher oder später wieder in denselben zurück?

„Hinter dem Pfeiler des Memento ist der der Nachfolge, welcher seinen Namen von seinen vier Inschriften genommen aus der Nachfolge Jesu Christi erhalten hat.

„Man kommt an eine Stelle genannt der Brunnen der Samariterin; dieser Name wurde einer Quelle gegeben, die im Boden der Katakomben die Arbeiter entdeckten, welche hier ein Reservoir, um das für ihren Gebrauch nothwendige Wasser zu sammeln, eingerichtet hatten. Dieser Brunnen war Anfangs mit dem Namen die Quelle des Lethe oder der Vergessenheit wegen folgender Verse von Virgil bezeichnet worden:

. . . . Animae, quibus altera fato,
Corpora debentur, Laethei ad fluminis undam
Securos latices et longa oblivia potant *)!

welche der (schon erwähnte) Abbé Delille auf folgende mißfällige Art übersetzt hat:

. . . . Tu vois ici paraître
Ceux qui, dans d'autres corps, un jour doivent renaître;
Mais avant l'autre vie, avant ses durs travaux,
Ils cherchent du Léthé les impassibles eaux;
Et dans le long sommeil des passions humaines,
Boivent l'heureux oubli de leurs premières peines **).

---

*) . . . . Die Seelen, welchen vom Schicksale andere Körper gebühren, trinken an des Lethe Wellen sicheres Naß und lange Vergessenheit.

**) Du siehst hier diejenigen erscheinen, welche eines Tags in anderen Körpern wiedergeboren werden sollen; doch vor dem anderen Leben, vor seinen harten Arbeiten, suchen sie des Lethe

„Herr Héricart de Thury, — dessen Buche ich, wie gesagt, alle diese Einzelheiten entnehme, war ohne Zweifel nicht entzückt von diesem traurigen Madrigal des Abbé Delille, denn er ließ an seine Stelle folgende Worte setzen, welche Jesus Christus zur Samariterin am Brunnen Jacobs sprach:

„**Omnis, qui bibit ex aqua hac, sitiet in aeternum. Qui autem biberit ex aqua, quam ego dabo ei, non sitiet in aeternum; sed aqua, quam ego dabo ei fiet in eo fons aquae salientis in vitam aeternam** *).

„Vier Rothfische oder chinesische Goldbrassen wurden in das Bassin der Samariterin am 25. November 1815 geworfen. Seitdem sind die Goldbrassen völlig zahm geworden: sie antworten auf die Zeichen und auf die Stimme des Conservators; sie scheinen einige Fortschritte gemacht zu haben; doch sie haben bis auf diesen Tag noch kein Zeichen von Reproduction gegeben (ich glaube es wohl!); ihre schöne Farbe hat sich erhalten; sie ist so lebhaft wie am ersten Tage bei Dreien von ihnen, doch die Vierte bietet einige Nuancen, die sie von den andern unterscheiden. Die Arbeiter der Inspection glauben bemerkt zu haben, daß die Goldbrassen zum Voraus die Wetterveränderungen anzeigen, und daß sie auf der Oberfläche des Wassers bleiben, oder sich in der Tiefe des Bassin aufhalten, je nachdem sich das Wetter dem Regen oder dem Schönen, der Kälte

---

unempfindliche Gewässer; und in dem langen Schlafe der menschlichen Leidenschaften trinken sie das glückliche Vergessen ihrer ersten Leiden.

*) Wer dieses Wasser trinkt, wird wieder dürsten; wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, der wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird ihm ein Brunnen des Wassers werden, das ins ewige Leben quillet. (Evangelium Johannis Kap. IV. Vers 13 und 14.)

oder der Wärme zuwendet. Das ist im Ganzen möglich, und man hätte einen schlechten Dank davon, wollte man den unglücklichen Fischen die hygrometische Entschädigung streitig machen.

„Man sieht endlich die Gräber der Revolution, die Treppe der unteren Katakomben, den Pfeiler der Clementinischen Nächte, — so genannt wegen der vier Strophen, welche ihn schmücken und aus dem Gedichte über den Tod von Ganganelli (Clemens **XIV.**) genommen sind, und man geht aus den Katakomben durch das östliche Thor oder die Porte de la Tombe-Issoire weg, über der man folgenden Vers von Cato liest:

Non metuit mortem, qui scit contemnere vitam*)!

ein berühmter Vers, der mir immer eine Naivetät geschienen hat, da derjenige, welcher das Leben nicht liebt, keine andere Wahl hat, als den Tod zu lieben.

„Dies ist die Reiseroute, die man gegenwärtig macht. Abgesehen von einigen Arbeiten und einigen Einstürzen sind die Katakomben, ich wiederhole es, in demselben pittoresken Zustande, wie zur Zeit von Herrn Héricart de Thury.

„Wenige Pariser haben sie besichtigt, und es würde doch kein Pariser Neapel verlassen, ohne Herculanum und Pompeji gesehen zu haben. Warum? ich vermöchte nichts hierüber zu sagen, wenn nicht, daß der Pariser den Ehemännern gleicht, welche nur die Frau der Andern besuchen. Sprechen Sie von allen Ländern mit einem Pariser, — von Italien, von der Schweiz, von Deutschland, von ganz Europa; — aber sprechen Sie nicht mit ihm von Paris; über seine Geburtsstadt ist er von einer crassen Unwissenheit. — Ich darf es sagen, ich bin von Paris. Er kennt in der Stadt nur sein

*) Es fürchtet den Tod nicht, wer das Leben zu verachten weiß.

Quartier; in seinem Quartier nur seine Straße; in seiner Straße nur sein Haus, und in seinem Hause nur seinen Stock. Führen Sie ihn von da weg, nichts! . . Ich habe sieben Jahre in der Rue Saint-Jacques gewohnt, auf demselben Boden mit einem Individuum, dessen Namen ich nur im Siècle, den Artikel Sterbefälle lesend, erfahren habe.

„Man darf sich also nicht wundern, daß die Pariser die Katakomben nie besucht haben, und daß über zwei Drittel nicht einmal etwas von ihrer Existenz wissen. Wie dem sein mag, das ist eine der schönsten Decorationen, die ich kenne, und ich habe sie wie ein längst bekanntes Land besucht.

„In diesem Quartier Saint-Jacques, wo einst an den Fenstern der Mansarden die schönen Demoiselles blühten, welche man Grisetten nannte, sind die Katakomben wenigstens vom Hörensagen bekannt. Es gibt nicht einen Hauseigenthümer, der nicht, ein Loch in seinen Brunnen machend, wie Herr Jackal, in diese unterirdischen Gewölbe eindringen kann.

„Zur Zeit, da ich ein Kind war, sah ich am Sonntag von der Porte Saint-Jacques, beim Pantheon, kommend und sich nach der Barrière begebend, die Gruppen der jungen Leute und der Mädchen in verliebter Umschlingung. Wohin gingen sie so, fröhlich, jung, singend, lebendig? . . Lange Zeit wußte ich es nicht. Am Abend, wenn man mich zu Bette zu legen vergaß, sah ich sie zurückkommen, nicht mehr heiter und lächelnd, sondern nachdenkend, die Mädchen schmachtend, die jungen Männer träumerisch.

„Später erfuhr ich, sie kommen von den Katakomben zurück.

„Wie! diese schönen jungen Leute, die sich so eng umschlungen hielten, daß sie wie Brüder und Schwestern zu sein schienen; wie! sie hatten aus diesen Grabgewölben Liebeszufluchtsorte gemacht? aus diesen Gräbern Lager von freudigen Hochzeitsfesten? Ja, für

dreißig bis vierzig Sous öffnete der Wächter der Treppe die Thüre . . . sie traten heiter ein, hörten auf keine der Ermahnungen des Wächters, vertieften sich jeder in eines dieser unterirdischen Gewölbe, welche so groß wie Städte, — wohl ans Sterben denkend, sie jung, stark, verliebt! und der Anblick dieser Tausende von Gebeinen hielt sie nicht zurück!

„An einem der Pfeiler am Eingange der Gruft von Légouvé lesen Sie den Vers von Ducis:

Nos jours sont un instant: c'est la feuille qui tombe *)!

„Und sie entblätterten diese Blume des Lebens, die man die erste Liebe nennt, ohne Ehrfurcht vor der Vergangenheit, ohne Sorge um die Zukunft; währt die Gegenwart des Verliebten nicht ewig?

„Eines Abends wartete der Wächter vergebens auf die letzte Gruppe . . . Vergebens rief er, vergebens stieg er hinab, vergebens durchlief er die zahllosen unterirdischen Gewölbe dieser Nekropolis: Nichts!

„Steigt heute noch in diese Katakomben hinab, geht länger, als Eure Fackel währt, und vergebens werdet Ihr tausend Merkpunkte genommen haben, Ihr werdet Euch nicht wiederfinden, Ihr werdet eben so wenig mehr von dort zurückkommen, als ein in einen Abgrund geworfener Kieselstein!

„So verschlangen die Katakomben die zwei Liebenden.

„Der Wächter weinte bitterlich; doch die Mutter des Mädchens war zu beklagen! Ihr Kummer überschritt unsere ganze Straße; ihr Schluchzen gelangte bis an mein Fenster. . . Eines Tages werde ich Ihnen dieses Drama umständlich erzählen, und Sie werden schaudern!

---

*) Unsere Tage sind ein Augenblick: das ist das Blatt, das fällt.

„Die Klagen dieser Mutter und vieler Anderer nöthigten die Regierung, für das Publicum den Eintritt in die Katakomben zu schließen, und man brauchte außerordentliche Erlaubniß, um sie besuchen zu dürfen.

„Ich habe sie fünf- oder sechsmal besucht, und es ist, wie gesagt, ein bekanntes Land für mich; nur unterscheidet es sich für mich von bekannten Ländern dadurch, daß ich es immer größer gefunden habe, so oft ich es wiedergesehen. Eine geschriebene Erzählung (diese ist schon zu lang) würde Ihnen keinen genauen Begriff von den Eindrücken geben, welche auf den Besuchenden das Land der Katakomben macht. Wie Sie so richtig sagen: die geschriebene Erzählung ist todt; die gesprochene Erzählung ist lebendig.

„Ich endige damit, daß ich Ihnen eine gedrängte Geschichte der Katakomben gebe.

„Man vermöchte nicht genau zu bestimmen, bis zu welcher Epoche der Ursprung dieser großen unterirdischen Wege zurückgeht, — das heißt dieser Steinbrüche, welche im achtzehnten Jahrhunderte den Namen Katakomben erhalten haben; man findet die ersten Spuren der Förderung von Steinen unten am Sainte-Geneviève-Berge, an den Ufern des alten Bettes der Bièvre, auf der Stelle der Saint-Victor Abtei, des Jardin des Plantes und des Faubourg Saint-Marcel.

„Bis zum zwölften Jahrhundert wurden die Paläste, die Tempel und die andern öffentlichen Monumente von Paris von Steinen, die man aus den Brüchen dieser Vorstadt bezog, erbaut, sowie aus denen, welche man sodann im Süden der Wälle von Paris, bei den Places Saint-Michel, de l'Odéon, du Panthéon, des Chartreux, der Barrières d'Enfer und de Saint-Jacques öffnete.

„Im Jahre 1774 erregten mehrere Einstürze und schwere Unfälle die Aufmerksamkeit der Regierung und machten den Umfang und die Größe einer bis dahin unbekannten Gefahr bekannt: das linke Ufer war ein-

sach bedroht, früher oder später auf ein Hundert Mètres von diesen unterirdischen Räumen verschlungen zu werden.

„Uebrigens wird Ihnen die, beinahe geschichtliche, Legende, die ich einst im Quartier Saint-Jacques habe erzählen hören, eine Idee von diesen Unfällen geben.

„Gerade am Tag, wo der Staatsrath, von der allgemeinen Besorgniß in Kenntniß gesetzt, sich Bericht über den Zustand der Steinbrüche von den Herren Soufflot und Brebion, Mitgliedern der Academie der Architectur, hatte erstatten lassen, wo er die General-Administration erschaffen hatte, zu deren erstem General-Inspector Charles Axel Guillaumot ernannt worden war, an diesem Tage wurde sein Amtsantritt durch ein Ereigniß bezeichnet, das Bestürzung in Paris verbreitete.

„Man war im Mai 1777. Ein Mann von einem gewissen Alter und eine Frau von einem gewissen Alter athmeten an ihrem Fenster der Rue d'Enfer, ungefähr wo unser Freund Bertrand wohnt, (wir wollen wünschen, es möge ihm nichts Aehnliches begegnen!) ein Paar athmete also an seinem Fenster die erste Sonne des Frühlings ein.

„Der Mann sagte:

„„Ein schöner Morgen!““

„Die Frau antwortete:

„„Nicht gar so schön!““

„Der Mann sprach:

„„Du bist nie meiner Meinung!““

„„Das ist wahr,““ erwiederte die Frau, „„und nicht nach Verlauf einer achtundzwanzigjährigen Ehe werde ich Dir beipflichten, in was es auch sein mag!““

„„Wir sind also achtundzwanzig Jahre verheirathet?““

„„Gerade achtundzwanzig Jahre... Das hat Dir kurz geschienen?““

„Der Mann zuckte die Achseln und senkte die Augen

auf die Pflastersteine, die er so zu Zeugen der Mißgeschicke zu nehmen schien, deren Opfer er während dieser achtundzwanzigjährigen Ehe gewesen war.

„Die Frau sagte:

„„Gestehe, daß Du sehr glücklich wärest, wenn Du von mir befreit würdest.““

„„Das ist wahr,““ antwortete offenherzig der Mann.

„„Daß Du viele Livres gäbest, um mich hundert Fuß unter der Erde zu sehen,““ fuhr die Frau mit herbem Tone fort.

„„Das heißt,““ erwiederte der Ehemann, „„ich gäbe mein ganzes Vermögen, mein Leben sogar, wenn Dich die Erde dreimal so viel Fuß, als wir Jahre mit einander gelebt haben, verschlingen würde.““

„Als er diese Worte sagte, schwebte der Engel der Ehe über den zwei Lebensgefährten; er entfaltete seine fahlbraunen Flügel, beschrieb um ihre Köpfe riesige Kreise, berührte mit einem Flügelschlage das Haus, und dieses sank geräuschvoll achtundzwanzig Mètres tief unter den Boden des Hofes, — das heißt dreimal so viel Fuß, als ihre Ehe Jahre gedauert hatte! Und so lösten sich im Tode diese zwei im Leben unauflösbar verknüpften Seelen!

„Dieses bürgerliche Drama erregte in hohem Grade, obgleich ein wenig spät die Aufmerksamkeit der Regierung, und man begann eine Reparaturarbeit nach einem Systeme, das ungefähr dasselbe ist, welches man noch heute befolgt.

„Den Gedanken, eine Nekropolis aus diesen Steinbrüchen zu machen, verdankt man dem Polizeipräfecten Herrn Lenoir; er rief die Maßregel hervor, indem er die Aufhebung der Kirche des Innocents und die Ausgrabung ihres Kirchhofes verlangte, dessen Leichen tödtliche Miasmen den Einwohnern dieses Quartiers zusandten. Man begreift in der That, welche üblen Gerüche dieser Friedhof verbreiten mußte, der die irdische Hülle von Tausenden von Menschen enthielt, und

den mit einer Mauer zu umgeben Philipp August schon beabsichtigt hatte.

„Im Jahre 1780, das heißt nach zwei oder dreihundert Jahren von Reclamationen, — denn schon 1554 hatten Aerzte der Facultät die Aufhebung der Cloac verlangt, — im Jahre 1780 dachte man daran, diesem hundertjährigen Ansuchen zu entsprechen, — in Betracht, daß die Zahl der Leiber, jedes Maß überschreitend und unberechenbar, den Boden um mehr als acht Fuß über die Straßen und die benachbarten Häuser erhöht hatte.

„Die Zahl der in jedem Jahre begrabenen Körper war in der That so erschrecklich, daß der letzte Todtengräber, François Poutrain, für seine Rechnung allein hier neunzigtausend niedergelegt hatte.

„Man ließ sich noch fünf Jahre zum Mitleiden hinsichtlich der Unglücksfälle bewegen, welche diese Fäulniß veranlaßte, und am 9. November 1785 beschloß endlich der Staatsrath die Aufhebung des Friedhofes des Innocents.

„Die unter der Ebene von Montsouris, an der Stelle der Tombe-Issoire oder Isouard, — so genannt nach dem Namen eines berüchtigten Räubers, der in der Nachbarschaft hauste, — liegenden alten Steinbrüche schienen durch ihre Nähe bei der Stadt, durch ihren Umfang und ihre geheimnißvolle Stille ein für die Gründung eines unterirdischen Friedhofes günstiger Ort zu sein.

„Diese Operation fand in drei verschiedenen Epochen statt; vom Monat September 1785 bis zum Monat Mai 1786; vom Monat December 1786 bis zum Monat Februar 1787, und vom Monat August 1787 bis zum Monat Januar 1788.

„Einer Gesundheitsmaßregel verdankt man also die Gründung dieser wunderbaren Stadt, genannt die Ka-

takomben und errichtet zum Andenken an die Voreltern:

Memoriae majorum!

„Als wir, meine Gefährtin und ich, von dort weggingen, priesen wir die Sonne wie die Indianer.

„Ich schaute das Gesicht dieser schönen Person an: es schien mir unmöglich, daß sich nicht irgend eine Gemüthsbewegung beim Weggehen aus dem Innern dieser Grüfte verrathe . . . Nichts! durchaus nichts! Die Stirne hatte ihren ganzen Glanz; das Auge seine ganze Heiterkeit. Der Mund allein drückte etwas aus: eine gewisse Falte, die nicht gewöhnlich bei ihr war, ein Zusammenziehen der Unterlippe enthüllte klar den Gedanken:

„„Pfui, es ist häßlich, was wir da gesehen, und ich begreife nicht, daß Liebende einen solchen Altar für ihr Opfer gewäblt haben! . .““

Das ist der Bericht von Paul Bocage, ein getreuer Bericht, darauf wollte ich die Hand ins Feuer legen, — denn Paul Bocage hat Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören.

Nun, da man die Decoration kennt, wollen wir die Personen in Bewegung setzen.

CXXIII.

Wo Herr Jackal einzusehen anfängt, daß er sich irrt, und daß der Kaiser nicht todt ist.

Der Anblick dieser Oertlichkeiten hatte auf Herrn Jackal einen gewissen nervösen Eindruck hervorgebracht, den er nicht zu bemeistern im Stande gewesen war.

Herr Jackal war, wie gesagt, muthig, und schon bei mehr als einem Umstande hat der Leser seine Beherztheit zu würdigen vermocht; nur gibt es gewisse Bedingungen der Oertlichkeit, der Finsterniß, der Atmosphäre, welche mit einem Schauer das Herz der Muthigsten ergreifen.

Der Schauer drang in das Herz von Herrn von Jackal ein; doch das war ein Mann, der in die Ausübung seines Standes jene Eitelkeit der Ausführung und jenen Stolz des Gelingens setzte, wodurch ein Handwerk zu einer Kunst wird. Sodann war Herr Jackal neugierig: er wollte durchaus wissen, wer die Menschen waren, die sich hundert Fuß unter der Erde versammelten, um zu rufen: „Es lebe der Kaiser!"

Indessen, da Herr Jackal den Muth nicht bis zur Verwegenheit trieb, so nahm er vollends alle für seine Sicherheit nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, schlich sich in eine Vertiefung, die ihm mehr Schutz zu gewähren schien, als der Schatten des Pfeilers, hinter welchem er sich Anfangs verborgen hatte, ließ für jeden Fall den Dolch, den er immer bei sich trug, in seiner Scheide spielen, und da er an der Geberde des Redners wahrnahm, daß er zu sprechen im Begriffe war, und an den Geberden der Zuschauer, daß sie zu hören sich anschickten, so that er seine Augen und seine Ohren so weit auf, als er sie aufthun konnte.

Gedehnte St! und Bst! ließen sich vernehmen, und der Redner begann mit einer ernsten, sonoren Stimme, so daß Herr Jackal schon bei den ersten Worten erkannte, er werde nicht eine Sylbe von seiner Rede verlieren.

„Brüder," sprach er, „ich will Euch Rechenschaft über meine Reise nach Wien geben. Ich bin in der vergangenen Nacht [eingetroffen, und um Euch eine Kunde von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen, habe ich Euch auf heute Abend durch das Dienstpersonal unseres Chefs zu einer außerordentlichen Versammlung berufen lassen! . ."

„Eine außerordentliche Versammlung!" murmelte Herr Jackal. „In der That, die Versammlung, die ich vor Augen habe, gleicht keiner anderen, welche ich bis jetzt gesehen."

„Zwei Männer, deren Namen man nur aussprechen darf, um in Euch Erinnerungen des Ruhmes und der Ergebenheit zu erwecken, der Herr General Lebastard de Prémont und Herr Sarranti sind vor zwei Monaten in Wien angekommen . . ."

„Laß doch ein wenig sehen!" sagte Herr Jackal; „mir scheint, ich kenne diese Namen auch! Sarranti, Lebastard de Prémont . . . Ah! ja, Sarranti! er ist von Indien zurückgekehrt . . . Wenn der redliche Herr Gérard nicht todt ist, so wird es ihn sehr glücklich machen, Nachricht vom Mörder seiner Neffen zu erhalten! Teufel! das wird interessant."

Und auf die Gefahr, sich durch das Geräusch des Einathmens zu verrathen, stopfte sich Herr Jackal eine ungeheure Prise Tabak in die Nase.

Der Redner fuhr fort; doch während er sich seiner wollüstigen Beschäftigung überließ, verlor Herr Jackal nicht ein Wort von dem, was Jener sprach.

„Sie haben Beide die Meere durchschifft und sind herbeigekommen, um uns in unseren Plänen zu unterstützen. Der General Lebastard de Prémont stellt zur Verfügung der Sache sein ganzes Vermögen, das heißt

Millionen, und Herr Sarranti, bekleidet mit dem ganzen Vertrauen des Königs von Rom, ist von diesem beauftragt, seine Flucht zu organisiren."

Ein Gemurmel der Freude kreiste in der Versammlung.

„Ho! ho!" machte Herr Jackal; „hören wir! hören wir!"

„Vernehmt nun, was beschlossen worden ist, und worüber ich der hohen Venta Mittheilung zu machen beauftragt bin . . ."

„Ah!" sagte Herr Jackal, — der es nicht unterlassen konnte, und war es nur für ihn selbst, auf seine Weise Witz zu machen, — „ich erkläre mir nun, warum es hier so schwarz ist: wir sind mitten in der Köhlerei *)! Ich glaubte, diese Mine sei seit der Affaire von la Rochelle entdeckt! . . Folgen wir dem Gange!"

„Unser Plan ist," fuhr der Redner fort, „den Prinzen zu entführen, ihn nach Paris zu bringen, seine Ankunft mit einem Aufstande zu combiniren, plötzlich seinen so mächtig volksbeliebten Namen auf die Plätze und die Kreuzwege zu werfen und mit diesem Namen alle dem alten französischen Ruhme treu gebliebene Herzen zu empören."

„O weh!" sagte Herr Jackal, „diese Leute waren also nicht so närrisch, als ich glaubte, da sie: „Es lebe der Kaiser!" riefen.

„Der Prinz wohnt, wie Sie wissen, im Schlosse Schönbrunn, wo er allen Arten von Plackereien von Seiten der österreichischen Polizei ausgesetzt ist . . ."

Ein Gemurmel der Entrüstung durchlief die Versammlung.

„Gut!" sagte Herr Jackal, „nun schmähen Sie die Polizei von Herrn von Metternich! Diese Leute achten doch gar nichts!"

„Er bewohnt den rechten Flügel des Schlosses,

*) Carbonari, Köhler, Kohlenbrenner.



genannt der Meidlinger Flügel. Jede nächtliche Annäherung ist ausdrücklich verboten und überdies verhindert: eine Schildwache steht unter den Fenstern des Herzogs, nicht um dem Sohne Napoleons die gebührende Ehre zu erweisen, sondern um den Gefangenen Oesterreichs zu bewachen."

Etwas wie ein Gebrülle des Zorns erhob sich aus der Gruppe der sechzig Verschwörer.

„Von dieser Seite war es also unmöglich, zu ihm zu gelangen. Meine Brüder, Ihr kennt alle unsere bis heute fruchtlosen Versuche. Es mußte gewisser Maßen der Schatten unseres großen Kaisers über diesem Gefängnisse schweben, um uns die Thüren vom Kerker seines Sohnes zu öffnen . . ."

Es erscholl geräuschvolle Beistimmung.

Der Redner bedeutete durch einen Wink, man möge hören.

„St! Stille!" wiederholte man von allen Seiten.

„Versehen mit einem vom Kaiser selbst gezeichneten Plane, konnte also Herr Sarranti bis zum Erben des großen Mannes gelangen. Nachdem man nun fast einen Monat lang alle Fluchtmittel gesucht hatte, ist man bei folgendem stehen geblieben. Der Herzog hat die Erlaubniß, jeden Tag ein paar Stunden spazieren zu reiten; zuweilen ist es ihm begegnet, daß er erst bei Nacht zurückkam. Es ist mit Herrn Sarranti beschlossen worden, er werde an einem Nachmittag Schönbrunn verlassen, um seinen gewöhnlichen Spazierritt zu machen, und statt zurückzukehren, werde er diesmal mit Herrn Lebastard de Prémont zusammentreffen, der ihn mit Wagen, Pferden und zwanzig wohl bewaffneten Leuten am Fuße des Grünen Berges zu erwarten hätte. Relais werden an der ganzen Straße für den Gesandten von Rundschit-Sing bereit stehen; das Gold wird den Pferden Flügel geben. Der Tag der Flucht ist dem Willen der hohen Venta unterworfen. Herr Lebastard de Prémont wird Nachricht hierüber erhalten und sie dem Her-

zog zukommen lassen; am Tage vor der Flucht wird Herr Sarranti abreisen, um dem Prinzen in Paris wenigstens vierundzwanzig Stunden zuvorzukommen.

„Die Gegenwart von Herrn Sarranti wird also das Signal zu einem Aufstande in Paris und in den bedeutendsten Städten Frankreichs unter dem Volke und in der Armee sein. Das Signal soll dem Prinzen auf folgende Art zugebracht werden . . ."

„Oh!" murmelte Herr Jackal, dergestalt in Anspruch genommen, daß es ihm nicht einfiel, seine Tabaksdose zu ziehen.

„Hört! hört!" riefen die Verschwörer.

Der Redner fuhr fort:

„Zwischen dem Gitterthore von Meidling und dem Grünen Berge ist eine Villa, an deren Fronton als Inschrift das griechische Wort *Χαιρε* steht. Man ist übereingekommen, der Tag, an welchem der letzte Buchstabe von diesem Worte fehle, würde der Tag der Flucht sein. Sobald die ersten Stationen zurückgelegt sind, wird man sich um nichts mehr zu bekümmern haben: die Relais sind an der ganzen Straße, von Baumgarten bis zur Grenze, aufgestellt. Hegen wir also keine Besorgniß auf dieser Seite; fassen wir nur so rasch als möglich einen Entschluß.

„Noch ein paar Monate, und das königliche Kind wird vielleicht die zur Vollführung nothwendigen Kräfte verloren haben: obschon es in diesem Augenblicke eine vortreffliche Gesundheit genießt, trägt es doch auf seiner Stirne die Spuren des Märtyrthums, welches es seit Jahren erduldet."

Die Verschwörer schienen ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln; Herr Jackal athmete nicht.

„Auf einem der Kreuzwege dieser unterirdischen Gewölbe ist eine Centralventa versammelt," fuhr der Redner fort. „Ich bitte Euch, noch während wir versammelt sind, einen Abgeordneten an sie zu schicken, um sie von unseren Plänen zu unterrichten. Ein Tag, eine

Stunde, eine Minute Verzug kann Alles fehlschlagen machen. Ehe acht Tage vergehen, wird Herr Sarranti ohne Zweifel in Paris sein. Wollet Euch also rasch entscheiden: die Zukunft Frankreichs, die der Welt hängen von dieser Entscheidung ab, da Jeder von uns eine Venta und jede Venta Millionen von Menschen vertritt."

Alle Mitglieder der Versammlung drängten sich um den Redner, wie Officiere, welche, um die Parole zu empfangen, herbeikommen.

„Teufel! Teufel!" sagte Herr Jackal, „diese Katakomben sind also eine Kohlengrube. Ich gestehe, ich möchte gern hören, was in der Centralventa geschwätzt wird; doch wie ist das zu machen?"

Herr Jackal schaute umher.

„Das Land ist groß, wenn auch nicht luftig . . . Bei meiner Treue, sie haben da ein hübsches Oertchen gewählt, sehr ruhig, sehr abgelegen! Und ich behandelte sie als Narren . . . Ah! man setzt sich wieder: sie haben einen Entschluß gefaßt, wie mir scheint.

Herr Jackal horchte mit einer so tiefen Aufmerksamkeit, daß er so unbeweglich erschien, als der Granitpfeiler, an den er angelehnt war.

Derjenige, welcher zuerst gesprochen, der, den Herr Jackal nicht gehört hatte, und der, auf einem hohen Steine sitzend, der Präsident der Gruppe zu sein schien, die der Zufall dem Polizei=Inspector vor die Augen gebracht hatte, dieser stand allein, winkte dem Redner, — der sich mit den Anderen wieder gesetzt hatte, — zu sich, und sagte ihm leise ein paar Worte, die Herr Jackal zu seinem großen Bedauern nicht hören konnte. Doch die Bewegung, welche sogleich in der Versammlung entstand, machte ihm den Sinn dieser Worte begreiflich.

Der Redner, nachdem er seinen Brüdern durch ein Zeichen mit dem Kopfe gedankt hatte, — was bewies, daß man ihm etwas Wichtiges zugegeben, — nahm in

der That eine Fackel und wandte sich nach einer Art von Grotte, wo er alsbald, zur wachsenden Verzweiflung von Herrn Jackal, verschwand.

Dieser Abgang war indessen sehr leicht zu erklären, und Herr Jackal kannte zu gut den Carbonarismus, um nicht zu begreifen, daß der Redner zum Abgeordneten bei der Centralventa ernannt worden war.

Da aber unsere Leser vielleicht nicht so gut unterrichtet sind als Herr Jackal, so mögen sie uns erlauben, ihnen mit ein paar Worten zu sagen, was die Organisation des Carbonarismus war.

Die Republicaner des Königreichs Neapel unter der Regierung von Murat hatten sich, beseelt von einem gleichen Hasse gegen die Franzosen und gegen König Ferdinand, in die tiefen Schluchten der Abruzzen geflüchtet und einen Bund unter dem Namen Carbonari gebildet.

Im Jahre 1819 nahm der italienische Carbonarismus eine große Entwicklung durch die Verbrüderungen mit den französischen Patrioten. Dieser Zuwachs erregte die Aufmerksamkeit und den Argwohn der Regierung der Restauration.

Ein Factum besonders setzte in Erstaunen.

Der Carbonaro Querini wurde criminell wegen eines Mordversuches verfolgt: bei der Untersuchung zeigte es sich, daß er einen Carbonaro schlagend, der das Geheimniß der Verbindung verrathen zu haben bezüchtigt war, nur ein Urtheil der Alta Vendita vollstreckt hatte.

Durch die Behörden von diesem Umstande unterrichtet, ließ der Justizminister den Lauf des gerichtlichen Verfahrens hemmen. „Eine Untersuchung und zu strenge Maßregeln," schrieb er, „würde eine Furcht offenbaren, welche solche Gesellschaften nicht unter einer Regierungsform einflößen können, wo die Rechte des Volks anerkannt und gesichert sind." Der Minister verbarg seinen

eigenen Gedanken: der Carbonarismus war damals im Gegentheile der Gegenstand der hartnäckigsten Nachforschungen; doch er befürchtete, mit zu viel Eclat vollzogene gerichtliche Verfolgungen könnten eine Warnung für die zahlreichen Vente von Paris und den Departements sein, behutsamer als je zu Werke zu gehen.

Die Wiege des französischen Carbonarismus war ein Kaffeehaus der Rue Copeau; und seine Stifter waren Joubert und Dugier, welche, nach dem Fehlschlagen des Complottes vom 19. August 1820, — in dessen Folge Herr Sarranti Frankreich verlassen hatte, — ihrerseits nach Italien gegangen waren, um dort eine Zuflucht gegen die Polizei der Restauration zu suchen. Während ihres Aufenthaltes in Neapel unter die Carbonari aufgenommen, hatten sie bei ihrer Rückkehr mehrere von ihren Freunden mit der Organisation des neapolitanischen Carbonarismus bekannt gemacht.

Bei einer Zusammenkunft, welche in der Rue Copeau, an der Ecke der Rue de la Clef bei einem Studenten der Medicin Namens Buchez stattfand, und der Herr Rouen der Aeltere, Advocat, die Rechtsstudenten Limperani, Guinard, Sautelet und Cariol, der Student der Medicin Sigond und die zwei Angestellten Bazard und Flottard beiwohnten; — in dieser Zusammenkunft, sagen wir, theilte Dugier die Statuten und Reglements des Carbonarismus mit.

Die an diesem Tage versammelten zehn junge Leute beschlossen, alle die zerstreuten Mitglieder der Verschwörungen, die sich bis dahin gebildet hatten, zu vereinigen und, eine französische Carbonari-Gesellschaft constituirend, einer und derselben Direction zu unterwerfen.

Drei von ihnen, Bazard, — der große Organisator dieser Gesellschaft, — Buchez und Flottard, übernahmen es, in die Reglements des italienischen Carbonarismus die letzten Modificationen zu bringen, welche die Sitten des Landes, wo er eingeführt wurde, nothwendig machten.

Man ging sogleich ans Werk, und Folgendes waren die Hauptdispositionen des Carbonarismus in Frankreich.

Die ganze Gesellschaft bestand aus drei Vente: die hohe Venta, die Centralventa, die besondere Venta. — Die hohe Venta, die oberste, unumschränkte, souveraine, unsichtbare, unbekannte Behörde, war einzig; die Zahl der Centralvente und der besondern Vente war unbegränzt.

Jeder Verein von zwanzig Carbonari bildete eine besondere Venta.

Drei besondere Vente fanden sich also vor den Augen von Herrn Jackal versammelt.

Jede von dieser isolirten Vente wählte aus ihrem Schooße einen Präsidenten, einen Censor, einen Secretär-Cassier, der die Beiträge empfing, und einen Abgeordneten.

Der Zweck jeder besondern Venta war der Umsturz der Monarchie, — ein gemeinschaftlicher Zweck, in welchem der Carbonarismus gegründet worden war. Man bekümmerte sich wenig um das Wiederaufbauen, um das Reconstituiren: die Jesuiten fortjagen, den König fortjagen, das Joch brechen, darauf zielte vor Allem jeder Carbonaro ab, welche Sympathieen er auch für diese oder jene Regierungsform haben mochte.

Bonapartisten, Orleanisten, Republicaner fanden sich also vermengt, und hätte Herr Jackal die hundert Augen von Argus gehabt, er würde ohne Zweifel in irgend einem dem der Bonapartisten entgegengesetzten Winkel die Fackeln der Orleanisten und der Republicaner haben strahlen sehen.

Jede besondere Venta hatte, wie gesagt, einen Abgeordneten: dieser von ihr bestellte Abgeordnete bildete die Centralventa.

Die Centralventa bestand, wie die besonderen Vente, aus zwanzig Mitgliedern, welche Mitglieder keine andere waren, als die zwanzig von zwanzig besonderen

Vente gewählten Abgeordneten. Die Centralventa war organisirt wie die besonderen Vente: sie wählte ebenfalls einen Präsidenten, einen Censor und einen Abgeordneten.

Der Abgeordnete dieser Venta war zur hohen Venta delegirt, welche aus allen militärischen und parlamentarischen Notabilitäten jener Zeit bestand; sie bildete keinen Verein, und der Abgeordnete der Centralventa wurde immer nur zu einem von ihren Mitgliedern delegirt.

Die Affilirten selbst wußten auch beinahe keinen der Namen der Mitglieder der obersten Venta, und man kennt kaum heute mit Sicherheit die Hälfte davon.

Die Bedeutendsten waren: Lafayette, Voyer d'Argenson, Lafitte, Manuel, Buenarotti, Dupont (de l'Eure), von Schonen, Merilhou, Barthe, Teste, Baptiste Rouer, Boinvilliers, die zwei Scheffer, Bazard, Couchois=Lemaire, von Corcelles, Jacques Köchlin u. s. w.

Endigen wir mit der Wiederholung, daß die Elemente, aus denen der Carbonarismus bestand, durchaus nicht denselben politischen Doctrinen angehörten, und daß Bürger, Studenten, Künstler, Militäre, Advocaten, obgleich auf verschiedenen Wegen gehend, doch von derselben Sache geleitet wurden, das heißt von einem glühenden Hasse gegen die Bourbonen der älteren Linie.

Wir werden übrigens bemüht sein, sie bei der Arbeit zu zeigen.

Und nun da unsere Leser so gut als Herr Jackal wissen, daß der Redner an die Centralventa als Abgeordneter delegirt worden ist, wollen wir unsere Erzählung wieder aufnehmen.

Nach dem Abgange des Deputirten entstand ein erschrecklicher Lärm; jedes der Mitglieder wollte sprechen, ohne zu warten, bis die Reihe an ihm wäre; die Einen, um sich verständlich zu machen, stießen wilde Schreie aus; die Anderen schwangen ihre Fackeln, als ob es Degen und Säbel gewesen wären; kurz, es war eine entsetzliche Verwirrung, und die Strahlen der geschwunge=

nen Fackeln wurden, sich in tausend verschiedenen Richtungen bewegend, das Bild der verworrenen und divergirenden Gedanken aller Mitglieder dieser geheimnißvollen Versammlung.

„Ho! ho!" murmelte Herr Jackal, „man sollte glauben, sie seien schon an der Spitze der Regierung: sie verstehen sich nicht mehr."

Nach Verlauf einer halben Stunde dieses Tumultes sah man in der Tiefe der Grotte, hinter dem Präsidenten, das Licht einer Fackel emportauchen, und der Redner oder vielmehr der Abgeordnete bei der Centralventa erschien.

Er sprach nur ein Wort; doch dieses Wort, wie das **quos ego** von Neptun, genügte, um die stürmischen Wogen wieder zur Ruhe zu bringen.

„Einverstanden!" sagte er.

Jedermann klatschte Beifall, und aufs Neue erscholl dreimal der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" den Herr Jackal bei seinem Eintritte in die Katakomben gehört hatte.

Nun wurde die Sitzung aufgehoben.

Alsdann stiegen alle Verschwörer nach einander auf den Stein, der dem Präsidenten als Fauteuil gedient hatte, und vertieften sich in die Grotte, wo wir den Redner haben eintreten sehen.

Fünf Minuten nachher herrschten die Stille und die Finsterniß des Todes allein noch unter diesen massenhaften Gewölben.

„Ich glaube, ich habe nichts mehr hier zu thun," sagte Herr Jackal, den diese Stille und diese Finsterniß nicht gerade mit Heiterkeit erfüllten. „Kehren wir auf das feste Land zurück; es wäre nicht guter Ton, unsern Busenfreund Gibassier länger warten zu lassen."

Und nachdem er sich versichert hatte, daß er ganz allein war, zündete Herr Jackal seinen Wachsstock wieder an und wandte sich nach der Spalte des Brunnens, welche so unvermuthet den geübten Augen des Polizei-

chefs die aufrührerische Versammlung, bestehend aus Männern, von denen er geglaubt, sie seien verdunstet, verflüchtigt, verschwunden, verrathen hatte.

„He!“ rief Herr Jackal, „sind wir immer noch da oben?“

„Ah! Sie sind es,“ erwiederte Longue=Avoine; „wir fingen an unruhig zu werden.“

„Ich danke, kluger Ulysses,“ sagte Herr Jackal. „Ist das Seil solid?“

„Ja, ja,“ antworteten im Chore die Stimmen der fünf bis sechs Agenten, welche die Oeffnung des Brunnens bewachten.

„So zieht!“ rief Herr Jackal, der während dieser Zeit den Haken am Ringe seines Gürtels festgemacht hatte.

Sobald dieses letzte Wort gesprochen war, fühlte Herr Jackal, daß man ihn von der Erde mit einer Kraft und einem Willen aufhob, wodurch zugleich der Wunsch der Agenten, ihren Chef zu sich zurückzubringen und ihr Verlangen, ihn ohne Unfall zurückzubringen, bezeichnet wurden.

„Ah! es war Zeit!“ sagte Herr Jackal, während er den Fuß wieder auf das Pflaster von Seiner Majestät König Karl **X.** setzte; „eine Viertelstunde später wurde ich von den Ratten zernagt, welche diesen reizenden Ort emailliren.“

Die Agenten drängten sich um Herrn Jackal.

„Es ist gut, es ist gut,“ sagte dieser, „ich fühle den Werth Eures Eifers; doch wir haben keine Zeit zu verlieren. Wo ist Gibassier?“

„Im Hotel=Dieu mit Carmagnole, der beauftragt ist, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren.“

„Gut,“ sprach Herr Jackal. „Trage das Seil zu Dir zurück, Longue=Avoine; schließe sorgfältig die Thüre des Brunnens wieder, Maldaplomp, und Ihr Anderen, vorwärts, wenn's beliebt! . . . In einer halben Stunde Alle Rendez=vous auf der Präfectur.“

Und der kleine Trupp begab sich in der Stille auf den Weg, durch die Rue des Postes und die Rue Saint-Jacques sich nach dem Hotel-Dieu wendend.

Man kam auf der Schwelle des Hospitals gerade in dem Augenblicke an, wo Herr Jackal, geräuschvoll eine Prise Tabak schlürfend, sich folgenden humoristischen Reflexionen überließ.

„Wenn ich bedenke, daß wir, gefiele es mir, Jackal, nicht, gute Ordnung in die Sache zu bringen, wahrscheinlich in der nächsten Woche das Kaiserreich hätten . . . Und diese einfältigen Jesuiten halten sich für die absoluten Herren des Königreichs! Und dieser ehrliche Mann der König, der auf der Erde jagt, indeß man im Begriffe ist, ihn unter dieselbe zu jagen!"

Während dieser Zeit hatte sich das Hotel-Dieu auf das Geräusch der von einem der Agenten gezogenen Klingel geöffnet.

„Es ist gut," sagte Herr Jackal, indem er seine Brille auf seine Nase niederdrückte, „erwartet mich auf der Präfectur."

Und der Chef der Sicherheitspolizei trat in das Hospital ein, dessen Thüre man hinter ihm schloß.

Es schlug vier Uhr auf Notre-Dame.

CXXIV.

Wo bewiesen ist, daß das Glück noch im Schlafe kommt.

Im Hintergrunde von einem der großen Schlafsäle des Hotel-Dieu, neben dem Stübchen der Schwester Wärterin, in einem Cabinet, das ein Seitenstück zu diesem Stübchen bildete, ruhte seit ungefähr zwei

Stunden der Galeerensklave, den wir unsern Lesern unter dem Namen Gibassier vorgestellt haben.

Nachdem man seine Wunden verbunden hatte, — und bemerken wir schleunigst, um unsere Leser zu beruhigen, daß diese Wunden keine Gefahr boten, — war er eingeschlafen, — niedergedrückt durch die Müdigkeit, und dem Bedürfnisse, zu schlafen, nachgebend, das der Mensch fühlt, wenn er ein gewisses Quantum Blut verloren hat.

Seine Stirne drückte indessen entfernt nicht die Ruhe und die Heiterkeit aus, welche die Schutzengel des Schlafes der redlichen Leute sind. Es ließen sich leicht auf seinem Gesichte die Wirkungen eines inneren Kampfes lesen: die Sorge um seine Zukunft war in großen Buchstaben auf seine hohe, breite, leuchtende Stirne geschrieben, deren Proportionen die Naturforscher und die Phrenologen irre gemacht hätten.

Bedeckt das Gesicht mit einer Maske, um den gemein gierigen Ausdruck desselben zu verbergen, und diese Stirne wird einem Göthe oder einem unbekannten Cuvier gehören können.

Er war mit dem Gesichte der Eingangsthüre zugekehrt und mit dem Rücken dem Gefährten, der, in der Ecke der Stube und im Bettgange sitzend, in einem in Kalbsleder gebundenen Buche las und Gebete für das ewige Heil oder wenigstens für die augenblickliche Ruhe des entschlummerten Galeerensklaven zu murmeln schien.

Es waren indessen keine Gebete, was dieser Krankenwärter murmelte, der — unsere Leser haben ihn ohne Zweifel schon erkannt, — kein Anderer war, als der Südländer Carmagnole.

Herr Jackal hatte, wie man sich erinnert, Gibassier ganz besonders empfohlen; und mit seiner Bewachung beauftragt, hatte Carmagnole, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, vor seinem Schlafe, und sogar seitdem er schlief, mit der ergebenen Zärtlichkeit

eines Bruders, oder mit der nicht minder aufmerksamen Sorgfalt eines Handelsaufsehers gewacht.

Diese Ueberwachung war indessen nicht schwer zu üben gewesen, da Gibassier schon seit beinahe zwei Stunden schlief und noch eine gewisse Zeit schlafen zu müssen schien; ohne Zweifel gegen die Wahrscheinlichkeiten eines langen Schlafes des Gefangenen, hatte auch Carmagnole aus seiner Tasche einen kleinen Band mit rothem Schnitte in Kalbsleder gebunden und betitelt: Die sieben Wunder der Liebe, gezogen.

Wir wissen nicht, was dieses in provençaler Sprache geschriebene Buch enthalten mochte; bemerken wir indessen, daß es auf den poetischen Carmagnole einen angenehmen Eindruck zu machen schien: seine Unterlippe hing wie die eines Satyrs, sein Auge funkelte vor Begierde, und sein Gesicht strahlte vor Seligkeit vom Schädel bis zum Kinn.

In diesem Augenblicke öffnete die Schwester Wärterin die Thüre des Cabinets, streckte sachte den Kopf heraus, betrachtete ihren Kranken mit einem Ausdrucke von ganz christlicher Liebe, und zog sich zurück, als sie sah, daß Gibassier noch schlief.

Welche ängstliche Vorsicht die gute Nonne auch gebraucht hatte, das Geräusch, das sie die Thüre wieder schließend machte, weckte Gibassier auf, der den Schlaf des Hasen hatte; er öffnete das linke Auge und schaute zuerst auf die rechte Seite; dann öffnete er das rechte Auge und schaute auf die linke Seite.

Sodann, da er sich allein glaubte, sprach er, indem er sich die Augen rieb und sich aufsetzte:

„O weh! ich träumte eben, ich werde vom Rade der Fortuna zermalmt . . . Was kann dieser Traum bedeuten?"

„Das will ich Dir sagen, Meister Gibassier," antwortete hinter ihm Carmagnole.

Gibassier wandte sich rasch um und erblickte den Provençalen.

„Ah!“ sagte er, „ich glaube, so weit die Verwirrung meiner Ideen mich zu erinnern mir erlaubt, ich habe das Vergnügen gehabt, heute Nacht in Gesellschaft Eurer Excellenz zu segeln?“

„Ganz richtig,“ antwortete Carmagnole mit einem Accente, der über seine Abstammung keinen Zweifel ließ.

„Es ist ein Landsmann, mit dem ich zu sprechen die Ehre habe?“ fragte Gibassier.

„Ich glaubte, Eure Herrlichkeit sei vom Norden,“ erwiederte Carmagnole.

„Oh!“ sprach philosophisch Gibassier, „ist nicht das Vaterland der Winkel der Erde, wo meine Freunde sind? Ich bin vom Norden, das ist wahr; doch mein Lieblingsland ist der Süden. Toulon ist in Wirklichkeit mein Adoptivvaterland.“

„Und warum haben Sie es dann verlassen?“

„Was wollen Sie?“ erwiederte Gibassier schwermüthig, „das ist immer die Geschichte des verlorenen Sohnes! Ich wollte die Welt wiedersehen, das Leben genießen; mit einem Worte, mir ein paar Monate Ergötzlichkeit geben.“

„Ihr Debut scheint mir indessen nicht sehr ergötzlich.“

„Ich bin das Opfer meiner Redlichkeit gewesen: ich glaubte an die Freundschaft; man wird mich nicht wieder hiebei bekommen!.. Doch Sie behaupteten vorhin, Sie werden mir meinen Traum erklären; sollten Sie der Verwandte eines Magiers sein?“

„Nein; aber ernste Studien, die ich selbst mit einem Akademiker von Montmartre gemacht habe, der sich viel mit Chiromantie, Geomantie und andern abstracten Wissenschaften beschäftigte, — eine natürliche Disposition zum somnambulen Schlafe und ein nervöses Temperament haben mich in den Stand gesetzt, die Träume auszulegen.“

„So sprechen Sie, mein Freund, und deuten Sie den meinigen. Ich sah die Fortuna mit einer solchen

Geschwindigkeit auf mich zukommen, daß ich nicht auf die Seite treten konnte. Sie stieß an mich, warf mich zu Boden und war nahe daran, mir über den Leib zu fahren und mich zu zermalmen, als die gute Schwester Sainte-Barnabée die Thüre öffnete und mich aufweckte ... Was bedeutet das?"

„Nichts kann einfacher sein," erwiederte Carmagnole, „und ein Kind würde die Sache so gut erklären, als ich. Das bedeutet gar nichts Anderes, als von heute werde Ihr Glück zermalmend werden." —

„Ho! ho!" rief Gibassier, „darf ich Ihnen glauben?"

„Wie Pharao Joseph glaubte, wie die Kaiserin Josephine Mademoiselle Lenormand glaubte."

„Aber wenn dies so ist," sagte Gibassier, „so erlauben Sie mir, Ihnen einen Theil vom Nutzen anzubieten."

„Ich schlage dies nicht aus," sprach Carmagnole.

„Nun, wann fangen wir an zu theilen?"

„Wann Fortuna Ihnen beweisen wird, daß ich Recht habe."

„Wann wird sie mir dies aber beweisen?"

„Morgen, heute Abend, in einer Stunde vielleicht; wer weiß?"

„Warum nicht auf der Stelle, lieber Freund? und ist Fortuna zu unserer Verfügung, so wären wir wohl Narren, wenn wir eine Stunde verlieren würden!"

„Verlieren wir sie also nicht!"

„Gut! und was ist zu thun?"

„Rufen Sie Fortuna, und Sie werden sie eintreten sehen."

„Wahrhaftig?"

„Bei meinem Ehrenworte!"

„Sie ist also da?"

„Das heißt, sie ist vor der Thüre."

„Oh! mein lieber Herr, ich bin so gerädert von meinem Falle, daß ich ihr nicht selbst zu öffnen ver-

möchte; thun Sie mir den Gefallen und gehen Sie für mich."

„Gern," erwiederte Carmagnole.

Und er stand mit dem größten Ernste auf, verließ seinen Platz, steckte die Sieben Wunder der Liebe wieder in seine Tasche, öffnete halb die Thüre, durch welche die barmherzige Schwester ihren Kopf heraus gestreckt hatte, und sprach ein paar Worte, welche Gibassier nicht hörte und für cabbalistische hielt.

Wonach Carmagnole eben so ernst wieder in die Stube zurückkehrte.

„Nun?" fragte Gibassier.

„Es ist geschehen, Eure Ehren," antwortete Carmagnole, indem er seinen Platz wieder einnahm.

„Die Fortuna ist berufen?"

„Sie wird in Person kommen."

„Oh! wie bedaure ich, daß ich ihr nicht entgegengehen kann!"

„Die Fortuna ist ohne Umstände, und es ist unnöthig, sich ihretwegen zu bemühen."

„Somit werden wir sie geduldig erwarten!" sagte Gibassier, der, da er den Ernst von Carmagnole wahrnahm, zu glauben anfing, er trete aus der Fantasie heraus.

„Sie werden nicht lange auf sie warten: ich erkenne ihren Tritt."

„Ho! ho! mir scheint, sie hat starke Stiefel!"

„Sie hat auch einen weiten Weg zu machen, um zu uns zu kommen . . ."

Die Thüre öffnete sich bei den letzten Worten von Carmagnole, und Gibassier sah Herrn Jackal, in einem Reisecostume, das heißt, mit einer Polonaise und gefütterten Stiefeln bekleidet, eintreten.

Gibassier schaute Carmagnole mit einer Miene an, welche bedeutete: „Ah! das nennst Du die Fortuna?"

Carmagnole begriff, denn er antwortete mit einer

Entschiedenheit, welche Gibassier zweifeln zu machen anfing:

„Fortuna selbst."

Herr Jackal ließ Carmagnole durch einen Wink sich entfernen, und diesem Winke gehorchend, bewerkstelligte Carmagnole seinen Rückzug, nachdem er seinem Associé einen liebreichen Blick zugeworfen hatte.

Sobald er mit Gibassier allein war, schaute Herr Jackal umher, um sich zu versichern, es sei in der Stube kein anderer Bewohner als Gibassier; dann nahm er einen Stuhl, setzte sich oben an das Bett des Kranken und begann das Gespräch mit folgenden Worten:

„Sie erwarteten ohne Zweifel meinen Besuch, lieber Herr Gibassier?"

„Dies leugnen hieße frech lügen, mein guter Herr Jackal; überdies hatten Sie mir denselben versprochen, und wenn Sie etwas versprechen, so weiß ich, daß Sie es nicht vergessen."

„Einen Freund vergessen wäre ein Verbrechen," erwiederte Herr Jackal sententiös.

Gibassier antwortete nicht, er verbeugte sich nur zum Zeichen der Beistimmung.

Er fürchtete offenbar Herrn Jackal und hielt sich im Vertheidigungsstande.

Herr Jackal seinerseits hatte die väterliche Miene, die er so gut anzunehmen wußte, wenn es sich darum handelte, das, was er einen Kunden nannte, Beichte zu hören oder zu beschwatzen.

Es war Herr Jackal, der zuerst das Wort nahm.

„Wie befinden Sie sich, seitdem wir uns nicht gesehen haben?"

„Ziemlich schlecht; ich danke."

„Sollte man für Sie nicht jede Sorge, die ich empfohlen, gehabt haben?"

„Im Gegentheile: ich habe mir nur Glück zu

wünschen zu Allem, was mich umgibt, und zu Ihnen zuerst, mein guter Herr Jackal."

„Und während Sie sich zu Allem, was Sie umgibt, Glück zu wünschen haben, während Sie sich in einem guten trockenen Cabinet, in einem guten warmen Bette befinden, — und zwar aus der Tiefe eines feuchten, ungesunden Brunnens kommend, — sind Sie so undankbar, daß Sie das Glück anklagen!"

„Wir sind nun hier," sagte Gibassier.

„Ah! mein lieber Herr Gibassier," fuhr der Polizeichef fort, „was muß man denn thun, um Ihnen zu beweisen, daß man Ihr Freund ist?"

„Herr Jackal," erwiederte Gibassier, „ich wäre unwürdig der Theilnahme, die Sie mir bezeigen, gäbe ich Ihnen nicht auf der Stelle die Erklärung meiner Worte."

„Geben Sie mir dieselbe," sagte Herr Jackal, indem er mit Geräusch und Wollust eine ungeheure Prise Tabak nahm. „Ich höre."

„Als ich sagte, ich befinde mich schlecht, wußte ich vollkommen, was ich sagte."

„Theilen Sie mir Ihre Gedanken mit."

„Ich befinde mich wohl für die gegenwärtige Stunde, mein guter Herr Jackal."

„Was brauchen Sie dann mehr?"

„Ich möchte gern ein wenig Sicherheit für die Zukunft haben."

„Ei! mein lieber Gibassier, wer ist der Zukunft sicher? Die Secunde, welche so eben abgelaufen ist, gehört uns nicht mehr; diejenige, welche nun kommen wird, gehört uns noch nicht."

„Nun wohl, um die Secunde, welche kommen wird, bin ich besorgt, — ich verberge es Ihnen nicht."

„Und was befürchten Sie?"

„Ich finde den Ort, wo ich bin, köstlich . . . In Beziehung auf den Ort, von dem ich herkomme, ist er

ein irdisches Paradies! Doch Sie kennen meinen launenhaften Charakter . . .

„Sagen Sie übersättigt, Gibassier."

„Uebersättigt, wenn Sie wollen."

„So gut ich auch hier bin, so kann ich mich doch nicht rühren, wenn mich die Lust erfaßt, wegzugehen."

„Nun?"

„Nun wohl, ich befürchte in dem Augenblicke, wo mich diese Fantasie ergreifen wird, ein unerwartetes Hinderniß zu finden, das mich zwingt hier zu bleiben, oder einen brutalen Willen, der mich nöthigt, ganz anderswohin zu gehen, als es meine Absicht wäre."

„Ich könnte Ihnen antworten, da Sie sich hier wohl befinden, so wäre es das Beste, wenn Sie hier bleiben würden; doch ich kenne Ihre veränderliche Laune, und ich will nicht mit Ihren Neigungen streiten. Ich ziehe es also vor, offenherzig zu antworten."

„Oh! mein guter Herr Jackal, Sie haben keine Idee, mit welchem Interesse ich Sie anhöre."

„So lassen Sie mich Ihnen Eines sagen: Sie sind frei, mein lieber Herr Gibassier."

„Wie?" rief Gibassier, indem er sich auf seinem Ellenbogen aufrichtete.

„Frei wie der Vogel in der Luft, frei wie der Fisch im Wasser, frei wie der Ehemann, wenn seine Frau todt ist!"

„Herr Jackal!"

„Frei wie der Wind, wie die Wolke, kurz, wie Alles, was frei ist."

Gibassier schüttelte den Kopf.

„Wie!" sagte Herr Jackal, „Sie sind noch nicht zufrieden? Ah! bei meiner Treue, Sie sind anspruchsvoll!"

„Ich bin frei? ich bin frei?" wiederholte Gibassier.

„Sie sind frei."

„Ich höre wohl, doch . . ."

„Was?"

„Unter welchen Bedingungen, mein' guter Herr Jackal?"

„Unter welchen Bedingungen?"

„Ja."

„Bedingungen, Ihnen, lieber Herr Gibassier?"

„Warum nicht?"

„Ich, Ihnen die Freiheit um einen niedrigen Preis verkaufen?"

„Das hieße in der That die Lage mißbrauchen!"

„Mit der Unabhängigkeit eines zwanzigjährigen Freundes ein Gewerbe treiben, ich, ich, Jackal, der ich bis jetzt so viel Theilnahme für Sie gehegt habe, daß es meine Absicht war, Sie nie aus dem Gesichte zu verlieren; so daß ich, als ich Sie vor einem Monat aus dem Gesichte verlor, in Verzweiflung gerieth! ich, der ich Alles gethan habe, um Ihre verschiedenen Gefangenschaften zu mildern; ich, der ich Sie seitdem gerettet habe."

„Aus dem Brunnen wollen Sie sagen?"

„Ich, der ich über Sie mit einer ganz brüderlichen Fürsorge habe wachen lassen!" fuhr der Polizeimann fort, ohne sich bei der unpassenden Antwort von Gibassier aufzuhalten; „ich die Lage mißbrauchen, — Sie haben diesen Satz gesagt, Gibassier! — die Lage eines Freundes im Unglück! Ah! Gibassier, es thut mir leid um Sie!"

Und Herr Jackal zog aus seiner Tasche ein rothes Foulard, und hob es bis zur Höhe seines Gesichtes empor, nicht um Thränen abzuwischen, deren Quellen eben so verfiegt zu sein schienen, als die des Manzanares, sondern um sich geräuschvoll zu schneuzen.

Der weinerliche Ton, mit dem Herr Jackal Gibassier seinen Undank vorgeworfen, hatte diesen gerührt. Er antwortete auch mit kläglicher Stimme und mit der Richtigkeit der Betonung eines Schauspielers, dem man die Replique gibt:

„Ich an Ihrer Freundschaft zweifeln, mein guter

Herr Jackal? ich die Dienste vergessen, die Sie mir geleistet haben?.. Ei! wäre ich zu einem solchen Undanke fähig, so wäre ich ein elender Skeptiker ohne Herz und Gemüth; ich würde ja dann die heiligsten Dinge, die heiligsten Tugenden leugnen! Nein! Gott sei Dank! Herr Jackal, sie blüht noch in meinem Busen, diese himmlische Pflanze, welche man die Freundschaft nennt! Klagen Sie mich also nicht an, ehe Sie mich gehört haben; und wenn ich Sie fragte, unter welchen Bedingungen ich meine Freiheit wiedererlangen sollte, — glauben Sie, es geschah weniger aus Mißtrauen gegen Sie, als aus Mißtrauen gegen mich."

„Nun, so wischen Sie Ihre Thränen ab und sprechen Sie klar, Herr Gibassier."

„Ah!" erwiederte der Galeerensklave, „ich bin ein großer Sünder, Herr Jackal."

„Ei! mein Gott! sagt nicht die Schrift, der größte Heilige sündige siebenmal an einem Tage?"

„Es gibt Tage, an denen ich vierzehnmal gesündigt habe, Herr Jackal."

„Sie werden nur halb heilig gesprochen werden."

„Oh! dazu müßte ich gar keine Sünde begangen haben."

„Ja, Sie haben Fehler begangen."

„Ah! hätte ich nur Fehler begangen . . ."

„Sie sind ein größerer Sünder, als ich vermuthete, Gibassier!"

„Leider!"

„Sollten Sie zufällig Bigamist sein?"

„Wer ist nicht ein wenig Bigamist und sogar Polygamist?"

„Sie haben vielleicht Ihren Herrn Vater getödtet und Ihre Frau Mutter geheirathet, wie Oedipus?"

„Alles dies kann durch Zufall geschehen. Herr Jackal, und zum Beweise dient, daß Oedipus sich darum nicht schuldig glaubt, denn Herr von Voltaire läßt ihn sagen:

Inceste, parricide, et pourtant vertueux *)!"

„Während es bei Ihnen ganz das Gegentheil ist, Sie sind n'cht tugendhaft, obgleich Sie weder Blutschänder, noch Vatermörder sind."

„Herr Jackal, ich habe Ihnen gesagt, es ist weniger die Vergangenheit, was mich beunruhigt, als die Zukunft."

„Aber woher des Teufels kommt denn bei Ihnen dieses Mißtrauen gegen Sie selbst, mein lieber Herr Gibassier?"

„Nun denn, wenn ich es Ihnen sagen muß, ich befürchte meine Freiheit zu mißbrauchen, sobald sie mir wiedergegeben sein wird."

„Auf welche Art?"

„Auf alle Arten, Herr Jackal."

„Doch unter Anderem?"

„Ich befürchte, mich in eine Verschwörung einzulassen."

„Ah! wahrhaftig? . . Teufel, das ist ernst, was Sie mir da sagen, Gibassier."

„Aeußerst ernst."

„Erklären Sie sich doch," sprach Herr Jackal.

Und er machte es sich auf seinem Stuhle auf eine Art bequem, welche andeutete, daß die Conferenz eine gewisse Zeit dauern sollte.

---

*) Blutschänder, Vatermörder, und dennoch tugendhaft!

CXXV.

Die Sendung von Gibassier.

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Jackal?“ fuhr Gibassier mit einem Seufzer fort, „ich bin nicht mehr im Alter, um mich in vagen Jugendillusionen zu wiegen.“

„Gut: wie alt sind Sie denn?“

„Beinahe vierzig Jahre, mein guter Herr Jackal; doch ich vermöchte mein Gesicht so einzurichten, daß ich im Nothfalle fünfzig oder sechzig scheinen würde.“

„Ja, ich kenne Ihr Talent in dieser Hinsicht: Sie spielen die Grimassen ganz angenehm. Ah! Sie sind ein großer Schauspieler, ich weiß das, und darum habe ich Absichten mit Ihnen.“

„Sollten Sie mir ein Engagement anzubieten haben, mein guter Herr Jackal?“ fragte Gibassier mit einem Lächeln, welches andeutete, mit Recht oder mit Unrecht glaube er etwas von den Geheimnissen des Polizeimannes ergründet zu haben.

„Wir werden sogleich hievon reden. Mittlerweile nehmen wir das Gespräch wieder auf, wo wir es gelassen haben, nämlich bei Ihrem Alter.“

„Nun wohl, ich sagte also, ich sei bald vierzig Jahre alt. Das ist das Alter des Ehrgeizes bei den großen Seelen.“

„Ja, und Sie sind ehrgeizig?“

„Ich gestehe es.“

„Sie möchten wohl Glück machen?“

„Oh! nicht für mich . . .“

„Einen Platz im Staate einnehmen?“

„Meinem Vaterlande dienen war immer mein glühendster Wunsch.“

„Sie haben die Rechte studirt, Gibassier; das führt zu Allem.“

„Ja, doch ich habe das Unglück gehabt, meine Licenz nicht zu nehmen.“

„Das ist unverzeihlich von Seiten eines Mannes, der seinen Codex an den Fingerspitzen herbeten kann wie Sie.“

„Nicht nur unsern Codex, Herr Jackal, sondern den Codex aller Länder.“

„Und wann haben Sie diese Studien gemacht?“

„Während der Mußestunden, die mir die Regierung bewilligte.“

„Und das Resultat Ihrer Studien? . .“

„Ist gewesen, es gebe in Frankreich viel zu reformiren.“

„Ja, die Todesstrafe, zum Beispiel.“

„Leopold von Toscana, ein philosophischer Herzog, hat sie in seinen Staaten reformirt.“

„Es ist wahr, und am andern Tage hat ein Sohn seinen Vater getödtet, ein Verbrechen, das seit einem Vierteljahrhundert nicht vorgefallen war.“

„Das ist aber nicht das Einzige, was ich studirt habe.“

„Ja, Sie haben auch die Finanzen studirt.“

„Speciell. Nun wohl, bei meiner Rückkehr habe ich die Frankreichs in einem beklagenswerthen Zustande gefunden. Ehe zwei Jahre vergehen, wird die Schuld eine exorbitante Summe betragen!“

„Ah! sprechen Sie mir nicht hievon, mein lieber Gibassier.“

„Nein, mein Herz bricht, wenn ich nur hieran denke; indessen . . .“

„Was?“

„Wenn man mich zu Rathe ziehen wollte, so wären die Kassen voll, statt leer zu sein.“

„Mein lieber Herr Gibassier, ich glaubte, ein Kaufmann, der Ihnen seine Kasse anvertraut, habe sie im Gegentheile leer statt voll gefunden.“

„Mein guter Herr Jackal, man kann ein sehr schlechter Kassier sein und dennoch ein vortrefflicher Speculant."

„Kommen wir auf die Kassen des Staates zurück, mein lieber Herr Gibassier."

„Wohl, ich kenne ein Mittel gegen das brennende Uebel, das die unsern leert. Ich weiß, wie dieser nagende Wurm der Nationen, den man Budget nennt, auszureißen ist; ich weiß, wie der wie Sturmwolken über der Regierung angehäufte Haß abzuziehen ist."

„Und dieses Mittel, tiefer Gibassier?"

„Ich wage es nicht recht, es Ihnen zu sagen."

„Ist, das Ministerium zu ändern, nicht wahr?"

„Nein, es ist, die Regierung zu ändern,"

„Ah! Seine Majestät wäre sehr glücklich, wenn sie Sie würde so sprechen hören."

„Ja, und am Tage, nachdem ich meine Meinung mit der Freiheit eines gewissenhaften Mannes ausgedrückt hätte, würde man mich bei nächtlicher Weile verhaften, man würde meine Correspondenz durchsuchen, man würde in den Geheimnissen meines Privatlebens wühlen."

„Bah!" machte Herr Jackal.

„Man würde das thun, und darum werde ich mich nie mit einem Complotte verbinden . . . Indessen . . ."

„Mit keinem Complotte, lieber Herr Gibassier?" sagte Herr Jackal, indem er seine Brille emporhob und den Galeerensklaven fest anschaute.

„Nein, und es sind mir doch herrliche Anträge gemacht worden, wie ich mich wohl rühmen darf."

„Sie sind voller Verschweigungen, Gibassier."

„Ich möchte gern, daß wir uns begreifen würden."

„Ohne einander zu compromittiren, nicht wahr?"

„Ganz richtig."

„Nun wohl, lassen Sie uns plaudern, wir haben Zeit . . . Wenn ich sage, wir haben Zeit . . ."

„Ah! Sie haben Eile?"

„Ein wenig."

„Ich halte Sie hoffentlich nicht zurück?"

„Im Gegentheile, nur Sie halten mich zurück. Fahren Sie also fort."

„Wobei waren wir?"

„Sie waren bei Ihrem zweiten indessen."

„Ich befürchte indessen, einmal frei . . ."

„Einmal frei?"

„Da bei mir die Freiheit nicht eine alte Gewohnheit ist . . ."

„Sie befürchten, die Ihrige zu mißbrauchen?"

„Ganz richtig . . . Nehmen Sie also an, ich lasse mich hinreißen, — ich bin ein Mensch der Hinreißung . . ."

„Ich weiß es, Gibassier: gerade das Gegentheil von Herrn von Talleyrand, ist Ihre erste Bewegung die schlechte; doch Sie geben ihr nach."

„Nun wohl, nehmen Sie an, ich trete in irgend eines von den Complotten ein, welche gegenwärtig sich um den Thron des alten Königs anzetteln; was würde dann geschehen? Ich wäre zwischen zwei Klippen: schweigen und meinen Kopf risquiren, oder meine Genossen anzeigen und meine Ehre risquiren!"

Herr Jackal schien mit seinen Augen jedes Wort aus dem Munde von Gibassier zu reißen.

„So daß Sie," sagte er, „so daß Sie beharrlich an der Zukunft zweifeln, mein lieber Gibassier?"

„Ah! mein guter Herr Jackal," erwiederte der Galeerensklave, der zu befürchten schien, er habe zu viel gesagt, und wieder umkehrte, „hätten Sie für mich ein Viertel von der Freundschaft, die ich für Sie hege, wissen Sie, was Sie thun würden?"

„Sprechen Sie, Gibassier, und wenn es in meiner Macht liegt, so werde ich es thun, so wahr als uns die Sonne leuchtet."

Herr Jackal wandte diesen Ausdruck vielleicht aus

Gewohnheit an, thatsächlich ist es aber, daß in diesem Momente die Sonne die Sandwichsinseln beschien.

Gibassier drehte auch seine Augen gegen das Fenster, und sein Blick war eine beredte Ironie; die Sonne war abwesend bis zu der Secunde, wo Herr Jackal sie requirirte, um ihm als Zeuge zu dienen! Doch er gab sich den Anschein, als bemerkte er es nicht, und hatte das Aussehen, als hielte er die Anrufung des Inspectors für gut.

„Nun wohl," sprach Gibassier, „sind Sie geneigt, etwas für mich zu thun, so lassen Sie mich reisen, mein guter Herr Jackal. Ich werde erst in angenehmer Stimmung sein, wenn ich mich außer Frankreich fühle."

„Und wohin möchten Sie gern gehen, lieber Herr Gibassier?"

„Ueberallhin, nur nicht in den Süden."

„Ah! Sie hassen also Toulon?"

„Und in den Westen."

„Ja, wegen Brest und Rochefort . . . Bestimmen Sie also selbst Ihre Route."

„Ich ginge gern nach Deutschland . . . Sollten Sie glauben, daß ich Deutschland nicht kenne?"

„Und das macht, daß man Sie dort auch nicht kennt. Ich begreife, welchen Vortheil Sie dabei fänden., wenn Sie in einem Urlande reisen würden."

„Ja, man erforscht . . ."

„Das ist es!"

„Es gewährt mir eine Freude, zu erforschen, das alte Deutschland besonders."

„Das Deutschland der Burgen!"

„Ja, das Deutschland der Burggrafen, das Deutschland der Hexenmeister, das Deutschland von Karl dem Großen, **Germania mater**!"

„Es würde Sie also glücklich machen, wenn Sie eine Sendung an die Ufer des Rheins bekämen?"

„An dem Tage, wo ich sie bekomme, werden alle meine Wünsche erfüllt sein."

„Sie sprechen offenherzig?"

„So wahr als die Sonne uns nicht leuchtet, mein guter Herr Jackal."

Diesmal war es Herr Jackal, der den Kopf nach dem Fenster umwandte, und, da er die Abwesenheit des vom Galeerensklaven zum Zeugen genommenen Gestirnes wahrnahm, den Behauptungen von Gibassier Glauben schenken konnte.

„Ich glaube Ihnen," sagte Herr Jackal, „und ich will es Ihnen beweisen."

Gibassier horchte mit allen seinen Ohren.

„Sie sagen also, mein lieber Gibassier, der Gegenstand aller Ihrer Wünsche wäre eine Sendung an die Ufer des Rheins?"

„Ich habe es gesagt, und ich widerrufe es nicht."

„Nun wohl, die Sache ist nicht unmöglich."

„Ah! mein guter Herr Jackal!"

„Nur sage ich Ihnen nicht, ob die Sendung diesseits oder jenseits des Rheins sein wird."

„Sobald ich mich unter Ihrem unmittelbaren Schutze befinde . . . und dennoch verberge ich Ihnen nicht, daß es mir lieber wäre . . ."

„Mißtrauen, Gibassier?"

„Oh! nein; denn Sie haben am Ende keinen Grund, mich zu täuschen . . ."

„Keinen, ich kenne Sie."

„Ihre Zeit mit mir zu verlieren, wenn Sie mir nichts zu sagen haben."

„Ich verliere nie meine Zeit, Gibassier, und sobald Sie mich im Reisecostume und zur Abreise bereit sehen, und ich reise nicht ab, so ist dies der Fall, weil ich während dieses Verzugs etwas Nützliches thue, oder weil man es für mich thut."

„In Rücksicht auf mich?" fragte Gibassier mit einer gewissen Besorgniß.

„Ich vermöchte nicht nein zu sagen. Ich habe eine so große Schwäche für Sie, mein lieber Gibassier, daß

ich mich, seitdem ich Sie wiedergefunden, nur mit Einem beschäftige: mit dem, was man aus Ihnen machen kann."

„Herr Jackal, man kann Vieles aus mir machen."

„Ich weiß es, doch jeder Mensch hat einen Beruf. . . . Sie sind kein Mann von großem Wuchse, Gibassier, doch Sie sind stark gebaut."

„Ich habe bis zehn Franken täglich als Modell verdient."

„Nun, sehen Sie! Sie sind überdies von sanguinischem Temperamente, von energischem Charakter."

„Zu sehr! davon kommen alle meine Mißgeschicke her."

„Weil Sie sich von Ihrem Pfade abgewandt haben; auf einer anderen Straße hätten Sie das Ziel erreicht."

„Ich hätte es überschritten, Herr Jackal."

„Sehen Sie, das ist meine Meinung. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie von dem Holze sind, aus dem man große Feldherren macht, Gibassier, und was mich längst wundert, ist, daß Sie die Laufbahn der Waffen nicht verfolgt haben."

„Das wundert mich noch viel mehr als Sie, Herr Jackal."

„Nun, was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen gegenüber die Vernachläßigungen des Glückes gut machte?"

„Ich würde nichts sagen, Herr Jackal, so lange ich nicht wüßte, auf welche Art Sie dieselben gut machen."

„Wenn ich Sie zum General machen würde?"

„Zum General?"

„Ja, Brigade-General."

„Und welche Brigade hätte ich zu commandiren die Ehre, Herr Jackal?"

„Eine Sicherheits-Brigade, mein lieber Herr Gibassier."

„Das heißt, Sie machen mir ganz einfach den Antrag, Mouchard zu werden?"

„Ja, ganz einfach."

„Auf meine Individualität zu verzichten?"

„Das Vaterland verlangt von Ihnen, daß Sie ihm dieses Opfer bringen."

„Ich werde thun, was das Vaterland verlangt; doch was wird es seinerseits für mich thun?"

„Sprechen Sie Ihre Wünsche aus."

„Sie kennen mich, mein lieber Herr Jackal . . ."

„Ich erfreue mich dieser unschätzbaren Ehre."

„Sie wissen, daß ich große Bedürfnisse habe."

„Man wird hiefür besorgt sein."

„Uebermäßig kostspielige Launen!"

„Man wird sie befriedigen."

„Mit einem Worte, ich kann Ihnen große Dienste leisten."

„Leisten Sie dieselben, mein lieber Gibassier, und man wird Sie bezahlen."

„Lassen Sie mich Ihnen nur ein paar Worte sagen, die Ihnen beweisen sollen, wozu ich fähig bin."

„Oh! ich glaube, daß Sie zu Allem fähig sind, General."

„Und noch zu vielen anderen Dingen, das werden Sie sehen."

„Ich höre."

„Wovon hängen die Größe und das Wohl eines Staates ab? . . Von der Polizei, nicht wahr?"

„Das ist wahr, General!"

„Ein Land ohne Polizei ist ein großes Schiff ohne Compaß und ohne Steuerruder."

„Das ist zugleich richtig und poetisch, Gibassier."

„Man kann also die Mission des Polizeimannes als die zugleich heiligste, zarteste und nützlichste von allen Missionen betrachten."

„Ich werde Ihnen nicht das Gegentheil sagen."

„Woher kommt es dann, daß man, um diese wich-

tige Function zu versehen, um diese erhaltende Mission zu erfüllen, gewöhnlich blödsinnige Menschen von der häßlichsten Art wählt? woher kommt dies? ich will es Ihnen sagen: davon, daß die Polizei, statt sich mit den großen Regierungsfragen zu beschäftigen, in die geringfügigsten Details eingeht und sich ängstlichen Anstrengungen hingibt, die ihrer ganz unwürdig sind."

„Fahren Sie fort, Gibassier."

„Ihr gebt Millionen aus, um politischen Complotten nachzuforschen, nicht wahr? Nun wohl, wie viel habt Ihr seit 1815 entdeckt?"

„Seit 1815," sagte Herr Jackal, „haben wir entdeckt . . ."

„Nicht ein einziges," unterbrach Gibassier, „denn Ihr habt sie alle gemacht."

„Das ist wahr," antwortete Herr Jackal, „und nun da Sie Einer der Unsern sind, werde ich es nicht versuchen, etwas vor Ihnen zu verbergen."

„Verschwörung Didier, Polizei-Angelegenheit; — Verschwörung Tolleron, Pleignies und Carbonneau, Polizei-Angelegenheit; Verschwörung der vier Sergenten von la Rochelle, Polizei-Angelegenheit! Warum habt Ihr Euch hierauf beschränkt? Weil Ihr es nicht wagt, offen die vier bis fünf Complotthäupter anzugreifen, mit denen Ihr alle Tage in den Straßen von Paris mit den Ellenbogen zusammenstoßt. Ihr schneidet den Baum aus, und Ihr habt nicht den Muth, die Axt an den Stamm zu legen, und warum dies? Weil die unglücklichen Agenten, die Ihr verwendet, Augen haben, um nicht zu sehen, Ohren, um nicht zu hören; weil Ihr ihren Auftrag entehrend, unpopulär gemacht habt; weil Ihr das Wort Polizei dadurch erniedrigt habt, daß Ihr Elite-Intelligenzen die Bestimmung gabet, nicht über die Sicherheit des Staates zu wachen, sondern Diebe zu verhaften."

„Es ist Wahres an dem, was Sie sagen, Gibas-

fier," erwiederte Herr Jackal, indem er eine Prise Taback nahm.

„Was haben Sie Euch aber gethan, diese unglücklichen Diebe? Könnt Ihr sie nicht im Frieden arbeiten lassen? Plagen Sie Euch? beklagen sie sich über das Gesetz gegen die Presse? machen sie Satyren gegen Euch? schreien sie über die Jesuiten? Nein! sie lassen Euch ruhig Euer kleines politisches Ultra machen. Habt Ihr je einen Einzigen bei einem Complott gefunden? Statt ihnen Hülfe und Schutz zu gewähren wie friedlichen, harmlosen Leuten, — statt väterlich die Augen über ihre kleinen Streiche zu schließen, sitzt Ihr ihnen mit aller Erbitterung auf dem Nacken, und das nennt Ihr Polizei machen! Pfui! Herr Jackal, das ist armselige, gemeine Knickerei, das ist die Kindheit der Kunst, das ist die Polizei, wie sie im irdischen Paradiese getrieben wurde, wo man Adam und Eva wegen eines unglücklichen Apfels verhaftete, statt die Schlange, welche conspirirte, gefänglich einzuziehen. Hören Sie, Herr Jackal, nicht später als vorgestern hat man verhaftet . . . wen? das frage ich Sie: den Engel Gabriel!"

„Ihren Freund? . . Oh!"

„Das entrüstet Sie . . ."

„Man hat ihn also wiedererkannt?"

„Nicht einmal; er hatte Hunger, der ehrliche Junge, und er trat, der arme Unschuldige, bei einem Bäcker ein, um ein Brod zu verlangen. Der Bäcker war übler Laune, weil man ihn auf der That des Verkaufs mit falschem Gewichte ertappt hatte, und er zu zwölf Franken Buße von der Zuchtpolizei verurtheilt worden war. Er verweigerte brutaler Weise das Brod, das der arme Ausgehungerte von ihm forderte: da nahm er das Brod, biß darein, und trotz des Geschreis des Bäckers hatte er es verzehrt, ehe Ihre Agenten ankamen: die Agenten kamen wirklich, und statt den Bäcker zu verhaften, verhafteten sie Gabriel!"

„Ja," sagte Herr Jackal, „ich weiß wohl, daß sich Fehler in unserer Gesetzgebung finden; doch mit Ihrem Rathe wird man sie bekämpfen, redlicher Gibassier!"

„Während nun Ihre Agenten dieses abscheuliche Geschäft trieben, wissen Sie was ungefähr hundert Schritte unter ihnen vorging?"

„Man conspirirte, nicht wahr?"

„Und wissen Sie, was das Losungswort der Verschwörung war?"

„Es lebe der Kaiser! Ah! ich sehe wohl, daß der Puits-qui-parle für Sie gesprochen hat, wie für mich, Gibassier. Und welche Consequenzen haben Sie aus diesem Rufe gezogen?"

„Daß wir, ehe ein Monat, drei Wochen, vierzehn Tage vielleicht vergehen, eine andere Regierungsform haben werden."

„Nun wohl, dieses Geständniß macht, daß ich Ihnen nur noch wenig zu sagen habe!"

„Doch ich, ich habe Ihre Befehle zu erwarten, mein Marschall," sagte Gibassier, indem er die Geberde eines Officiers machte, der die Hand vor einem Obern an seinen Hut legt.

„Wann werden Sie sich auf Ihren Beinen halten können?"

„Wann es sein muß," erwiederte Gibassier.

„Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden."

„Das ist mehr als ich brauche."

„Morgen früh werden Sie nach Kehl abreisen. Longue-Avoine wird Ihnen Ihre Pässe übergeben. In Kehl werden Sie im Gasthause zur Post absteigen. Ein von Wien kommender Mann wird in einer Postchaise passiren. Achtundvierzig Jahre, schwarze Augen, ergrauender Schnurrbart, bürstenartig geschnittene Haare, Größe fünf Fuß sieben Zoll. Er wird unter irgend einem Namen reisen; sein wahrer Name ist Sarranti. Sobald er vor Ihren Augen erschienen ist, werden Sie

ihn nicht mehr aus dem Gesichte verlieren. Die Mittel, das ist Ihre Sache. Bei meiner Rückkehr hieher wünsche ich zu wissen, wo er wohnt, was er thut, was er thun wird. Hier ist eine Anweisung auf tausend Thaler zahlbar in der Rue de Jerusalem. Sie bekommen zwölftausend Franken, wenn Sie glücklich meine Instructionen erfüllen."

„Ah!" sagte Gibassier, „ich wußte wohl, das Verdienst werde früher oder später belohnt."

„Was Sie da sagen, ist um so wahrer, Gibassier, als ich, kennete ich ein Verdienst, das größer, als das Ihrige, die Sendung ihm anvertrauen würde, mit der ich Sie betraue. Und nun, mein lieber Gibassier, wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen eine gute Gesundheit und glücklichen Erfolg."

„Ah! was die gute Gesundheit betrifft, so bin ich schon geheilt. Das Verlangen, Seiner Majestät nützlich zu sein, hat diese wunderbare Cur gemacht. Was den glücklichen Erfolg betrifft, so verlassen Sie sich auf mich."

In diesem Augenblicke trat Longue-Avoine ein und sprach leise mit Herrn Jackal.

„Sie kennen das Wort von König Dagobert, mein lieber Gibassier," sagte Herr Jackal: „„So gut auch eine Gesellschaft sein mag, man muß sie am Ende verlassen;"" doch die Pflicht vor dem Vergnügen, die Tugend vor der Freundschaft. Gott befohlen, und viel Glück!"

Hiernach verließ Herr Jackal rasch Gibassier.

Als er auf den Vorhof von Notre-Dame kam, fand er hier eine Reiseberline bespannt mit vier Pferden nebst zwei reitenden Postillons.

„Bist Du da, Carmagnole?" fragte Herr Jackal, während er den Wagenschlag halb öffnete.

„Ja, Herr Jackal."

„So bleibe hier."

„Sie nehmen mich mit nach Wien?"

„Nein, ich lasse Dich unter Weges."

Alsdann, sich gegen Longue-Avoine umwendend:

„Man hat vorgestern, in der Rue Saint-Jaques, einen Unglücklichen verhaftet, der ein Brod gestohlen hatte; man verwahre ihn mir abgesondert: ich habe bei meiner Rückkehr mit ihm zu sprechen; er antwortet auf den Namen Engel Gabriel."

Hienach sprang er in den Wagen, nahm in aller Breite im Fond Platz, während Carmagnole bescheiden auf dem Vordersitze blieb, und rief dem Postillon, der den Wagenschlag schloß, zu:

„Straße nach Belgien! und sechs Franken Trinkgeld!"

„He! hörst Du, Jolibois?" rief der Postillon seinem Kameraden zu; „sechs Franken Trinkgeld!"

„Doch man wird rasch fahren!" fügte Herr Jackal seinen Kopf durch den Schlag steckend bei.

„Daß die Funken davon fliegen," erwiederte der Postillon, während er sich in den Sattel schwang.

Und der Wagen verschwand in dem Augenblicke, wo die Sonne erschien.

CXXVI.

Mignon.

Lassen wir Herrn Jackal und Carmagnole in aller Eile auf der Straße nach Deutschland hinfahren; setzen wir zwischen sie und uns die Gränze Frankreichs, und kehren wir nach dem Hause der Rue de l'Ouest zurück, vor welchem wir eines Morgens den mit Wappen ge-

schmückten Wagen der Prinzessin von Lamothe-Houdan haben halten sehen.

Machen wir es wie sie, treten wir unter das Gewölbe des Thorweges; doch statt uns hier aufzuhalten, wie sie, steigen wir die drei Stockwerke eines neu gebauten Hauses hinauf, und bleiben wir vor einer mit Nägeln versehenen und wie eine arabische Thüre geschnitzten Thüre stehen.

Handeln wir nun als Freunde, drehen wir den Knopf ohne anzuklopfen, und wir werden uns auf der Schwelle unseres alten Bekannten Petrus Herbel befinden.

Es war ein anbetungswürdiges Atelier, das Atelier von Petrus; ein Maleratelier vor Allem, doch auch das eines Musikers, eines Dichters, eines Fürsten, denn der große Haufe irrt sich, wenn er denkt, die Maler haben das ausschließliche Privilegium der Ateliers. Alles, was denkt, Alles, was componirt, alle Arbeiten des Geistes mit einem Worte fühlten sich schon damals beengt in jenen Rattenfallen, die man Arbeitscabinete nannte. Es scheint, um sich zu seiner wahren Höhe zu erheben, hat der Gedanke, dieser königliche Sklave, wie die großen Adler, Raum und Luft nöthig. Es wird aber, wie wir hoffen, eine Zeit kommen, wo die Hauseigenthümer, selbst Leute von Geist geworden, die Wohlthat der Ateliers begreifen und die Miethsleute, die sie nicht begreifen, zwingen werden, dieselben aus Ton zu bewohnen, wenn nicht, weil sie ihnen den Vorzug geben, oder weil sie zum Bedürfnisse geworden sind.

Zu einer Zeit, wo das pittoreske Atelier kaum auf das classische Atelier folgte, konnte das von Petrus als ein Typus der Wohnung eines Raphaels der neuen Schule angesehen werden.

Wir haben übrigens gesagt, daß es ein Atelier war, welches eben sowohl einem Maler, einem Musiker, einem Dichter und einem Prinzen anstehen konnte.

Der Leser ist unser Zeuge, daß wir den Prinzen zuletzt genannt haben, denn der Adel des Genies ist unserer Ansicht nach viel älter, als der des Herrn Grafen von Merode, welcher von Merovig abzustammen behauptet, sogar als der des Herrn Herzogs von Levis, welcher mit der Jungfrau verwandt zu sein betheuert. Wir bestreiten diese zwei Abstammungen nicht; doch der Adel von Shakespeare und von Dante ist nach unserer Meinung viel älter und ehrwürdiger. Der Eine stammt von Homer ab, der Andere von Moses.

Trat man bei Petrus ein, so war man erstaunt, überrascht, entzückt. Alle Sinne bebten, denn alle Sinne waren zugleich ergriffen: das Gehör durch das Seufzen der Orgel; der Geruch durch Benzoe und Aloe, die auf türkischen Räucherpfännchen brannten; das Gesicht durch den Anblick der tausend Gegenstände, welche das Auge nach allen Seiten zogen.

Es waren Betpulte aus dem vierzehnten Jahrhundert mit Schnitzwerk mit Glöckchen, steife Gemälde mit lebhaften Farben, Meisterwerke aus der Regierungszeit von Karl **IV.**, Ludwig **XI.** und Ludwig **XII.**, deren Meister man eben so wenig kennt, als man die Architekten und die Bildhauer unserer schönsten Kathedralen kennt; es waren Truhen von der Renaissance, von Heinrich **III.** und Ludwig **XIII.**, mit Incrustationen von Schildpatt, Perlmutter und Elfenbein; es waren Statuetten von den Gräbern der Herzoge von Burgund oder von Berry losgemacht, betende Mönche, schwermüthige heilige Frauen, heilige George und heilige Michaele Drachen bändigend, die Einen angemalt wie die Apostel der Sainte-Chapelle, die Anderen vergoldet wie die Evangelisten von Mont-Réal; es waren, am Plafond hängend, holländische Käfiche, wie man sie an den Fenstern der Frauen von Miéris sieht, kupferne Lampen mit gebogenen Schnäbeln, wie man in den Stillleben von Gérard Dow findet; es waren Waffen

von allen Arten, von allen Zeiten, von allen Ländern, von den Framea der langhaarigen Könige bis zu den schönen, guten Stutzbüchsen, welche damals aus den Werkstätten von Devisme hervorzugehen anfingen, von der ursprünglichen Mordkeule, dem Bogen und den vergifteten Pfeilen der Wilden von Neu-Seeland, bis zu den Krummsäbeln der türkischen Paschas und den Pistolen mit ciselirten Kolben der arnautischen Soldaten; es waren, mitten unter Allem dem, gehalten von unsichtbaren Fäden, die ihnen das Ansehen gaben, als flögen sie mit eigenen Flügeln, See- und Landvögel von Europa, Africa, America und Asien, von allen Größen und allen Farben, von dem riesigen Albatros, der aus den Wolken auf seine Beute wie ein Meteorstein niederfällt, bis zum Königsvogel, welcher wie ein vom Winde fortgetragener Karfunkel oder Saphir erscheint; sodann Gypsabgüsse, Reproduction der Meisterwerke von Phidias und Michel Angelo, von Praxiteles und Jean Goujon, nach der Natur geformte Torsos, Büsten von Homer und Chateaubriand, von Sophokles und von Victor Hugo, von Virgil und von Lamartine; an allen Wänden endlich Studien, nach Poussin, Rubens, Velasquez, Rembrandt, Watteau, Greuze, Skizzen von Scheffer, Delacroix, Boulanger und Horace Vernet.

Ließ sich das beim Anblicke so vieler Gegenstände erstaunte, sogar unruhige Auge durch das Ohr leiten, und suchte das Instrument und den Musiker, von dem die melodischen Töne und die geschickten Finger das Zimmer mit Wogen von Harmonie erfüllten, so drang der Blick in die Vertiefung eines Fensters mit farbigen Scheiben ein, dessen Ausschnitt als Rahmen für eine Orgel diente, und er verweilte auf einem jungen Manne von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, mit bleichem Gesichte, mit melancholischen Zügen, der seine Finger auf den Tasten umherirren ließ und Accorde mit einem trefflichen Gefühle, aber mit einer tiefen Traurigkeit improvisirte.

Dieser Musiker war unser Freund Justin. Seit mehr als einem Monat hat er sich bei Jedermann erkundigt, und trotz der Versprechungen von Salvator hat er nichts erfahren.

Er scheint, um die Musik dazu zu machen, Verse zu erwarten, die ein anderer junger Mann dichtet oder übersetzt. Dieser andere junge Mann mit braunem Teint, mit krausen Haaren, mit verständigem Auge, mit fleischigen, sinnlichen Lippen, ist unser Freund Jean Robert. Er steht und übersetzt zugleich.

Er steht für ein Bild von Petrus und übersetzt Verse von Göthe.

Ihm gegenüber ist ein bewunderungswürdiges Kind von kaum vierzehn Jahren, mit einem von den Fantasiecostumen, die es so gern trägt, Goldzechinen am Halse und auf der Stirne, eine rothe Schärpe um den Leib, in einem Kleide mit goldenen Blumen, und mit reizenden bloßen Füßen, Sammetaugen, Perlzähnen und ebenholzschwarzen, bis auf die Erde fallenden Haaren.

Das ist Rose-de-Noël im Costume von Mignon.

Sie tanzt für ihren Freund Wilhelm Meister den Eiertanz, den sie auf der Straße für ihren ersten Herrn zu tanzen sich geweigert hat.

Wilhelm Meister dichtet, während sie tanzt, schaut sie an, lächelt und kehrt zu seinen Versen zurück.

Wir haben gesagt, Wilhelm Meister sei unser Dichter gewesen.

Neben Rose-de-Noël, auf der Erde liegend, und das schwermüthige Lächeln des Kindes erklärend, ist ein anderer kleiner Mohicaner des guten Gottes, den wir beim Schulmeister und bei Brocante gesehen haben, Babolin in der Tracht eines spanischen Possenreißers. Er vervollständigt das wunderbare Genrebild, das Petrus eben der Leinwand einverleibt, und das, was den Kunstwerth betrifft, zwischen einem Isabey und einem Decamps die Mitte hält.

Petrus ist immer der junge Mann, halb Künstler, halb Aristokrat, mit dem uns bekannten schönen, edlen Gesichte. Nur ist dieses Gesicht mit einem Schleier tiefer Traurigkeit bedeckt, der, statt es zu erheitern, das bittere Lächeln, das zuweilen über seine Lippen schwebt, noch trübseliger macht.

Dieses bittere Lächeln ist der innere, unbekannte Gedanke, der hervortritt; er hat nichts mit dem gemein, was er macht, noch mit dem, was er sagt.

Was er macht, wir wiederholen es, ist ein Gemälde Mignon vorstellend, wie sie vor Wilhelm Meister den Eiertanz tanzt.

Was er sagt, ist:

„Nun, Jean Robert, ist das Lied von Mignon vollendet? Du siehst wohl, daß Justin wartet."

Woran er denkt, was macht, daß ein bitteres Lächeln auf seinen Lippen sichtbar wird, ist, daß gerade zu dieser Stunde, wo er sein Bild vollendet, an dem er seit drei Monaten arbeitet, wo er Jean Robert fragt: „Hast Du geendigt?" wo er mit einem Batistsacktuche seine Stirne, auf der der Schweiß perlt, abwischt, es ist, sagen wir, daß zu eben dieser Stunde die schöne Regina von Lamothe-Houdan den Grafen Rappt in der Saint-Germain-des-Prés-Kirche heirathet.

Es gibt nun, wie Sie sehen, doch eine gewisse Analogie zwischen dem, was vor sich geht, und dem Gemälde, das Petrus macht.

Rose-de-Noël, welche für Mignon steht, ist eine Erinnerung an die schöne Regina, die er mit einer so tiefen Liebe liebt, und die ihm in diesem Augenblicke für immer entgeht. Einen Moment hat sich das düstere Leben der armen kleinen Zigeunerin beim glänzenden Reflexe des Lebens von Regina aufgehellt. Um einen Vorwand zu haben, sich, und wäre es nur mittelbar, mit der Tochter des Marschalls, mit der Frau des Grafen Rappt, — denn Regina wird die Frau seines Nebenbuhlers sein, — zu beschäftigen, hat Petrus

diese Rose=de=Noël gesucht, deren Portrait er schon, ohne sie zu kennen, skizzirt hatte; er hat sie gefunden und mit Hülfe von Salvator endlich bestimmt, ihm zu stehen.

Und Sie sehen, Rose=de=Noël steht, entzückt über ihr schönes Costume, das ihr Petrus hat machen lassen, und mit ihren großen erstaunten und zugleich entzückten Augen diese zauberhafte Reproduction ihrer Person auf der Leinwand betrachtend.

Man muß auch sagen, kein Maler, kein Dichter, weder Petrus, der ihr Bild reproduciren wollte, noch Göthe, der es geträumt, Niemand hätte eine Mignon der ähnlich, welche Petrus vor den Augen hatte, sich einbilden und noch weniger formen können.

Stellen Sie sich das elende Kind oder vielmehr die elende Kindheit vor, mit ihren naiven Schönheit, mit ihrer goldenen Sorglosigkeit, und dennoch, durch diese Schönheit und diese Sorglosigkeit, irgend etwas Melancholisches, Träumerisches.

Erinnern Sie sich jener fieberhaften Schönheit, jenes schnatternden in der Barke sitzenden Mädchens von dem schönen Bilde von Hebert, das man die Malaria nennt?

Nein, stellen Sie sich nichts vor, nehmen Sie nichts an; Sie haben die Augen Ihrer Einbildungskraft, und Sie werden besser sehen, als es uns gegeben ist, Sie sehen zu machen.

Wem glich nun diese Mignon von Petrus?

Das war schwer zu sagen.

Hätte man Rose=de=Noël zu Rathe gezogen, so würde sie, die kleine Zigeunerin des Bildes sehend, sicherlich gesagt haben, die Mignon von Petrus gleiche der Fee Carita oder vielmehr Fräulein von Lamothe=Houdan.

Während, — erklären Sie diese Sache, wie Sie wollen, Leser, — während wenn Regina befragt worden wäre, sie unstreitbar gefunden hätte, diese Mignon gleiche Rose=de=Noël.

Woher kommt dies?

Davon, daß Petrus Rose=de=Noël anschaute und an Regina dachte.

Rose=de=Noël anschauend und an Regina denkend hatte er aber gesagt: „Nun, Jean Robert, das Lied von Mignon, ist es vollendet? Du siehst wohl, daß Justin wartet."

„Hier ist es," erwiederte Jean Robert.

Justin wandte sich halb auf seinem Tabouret um, Petrus ließ seinen Malerstock und seine Palette auf seinen Schooß niedersinken, Rose=de=Noël schaute über den Schultern von Jean Robert die durchstrichenen Mückenfüße an, welche die drei Strophen des in Deutschland so populären Liedes von Mignon repräsentirten, und Babolin erhob sich auf seinen Ellenbogen.

„Lies, wir hören," sagte Petrus.

Jean Robert las:

Connais-tu le pays où les citrons fleurissent,
Où l'orange jaunit sous son feuillage vert,
Où les jours sont de flamme, où les nuits s'attiédisent,
Où règne le printemps en exilant l'hiver?
Ce doux pays où croît le myrte solitaire,
Ou le laurier grandit dans un air embaumé,
Dis moi, le connais-tu? Non. Eh bien, c'est la terre
Où je veux retourner avec toi, bien-aimé!

Connais-tu la maison où s'ouvrit ma paupière,
Où ces dieux de granit qui faisaient mon effroi,
En me voyant rentrer, de leurs lèvres de pierre
Murmureront: „Enfant, qu'avait on fait toi?"
Chaque nuit, comme un phare, en mon rêve etincelle
Sa vitre, qui s'allume au couchant-enflammé.
Cette maison, dis mois, la connais-tu? C'est celle,
Où j'aurais voulu vivre avec toi, bien aimé!

Connais-tu la montagne où l'avalanche brille,
Où la mule chemine en un sentier brumeux,

Où l'antique dragon rampe avec sa famille,
Où bondit sur les rocs le torrent écumeux?
Cette montagne, il faut la franchir dans la nue,
Car c'est de son sommet que le regard charmé
Découvra à l'horizon la terre bien connue
Où je voudrais mourir avec toi, bien aimé*)!

Bei diesem letzten Verse stieß Justin einen Seufzer aus, wischte Rose=de=Noël eine Thräne ab, reichte Petrus Jean Robert die Hand.

„Ah! geben Sie mir geschwinde diese Verse," sagte Justin, „ich glaube, ich werde gute Musik darauf machen."

---

*) Weit entfernt anzunehmen, es kenne nicht die Mehrzahl der Leser des Belletr. Auslands diese Ballade aus Wilhelm Meister, fügen wir den deutschen Text doch bei, um eine etwaige Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original zu erleichtern.
D. Uebersetzer.

Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold=Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an,
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth;
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin!
Geht unser Weg! o Vater laßt uns ziehn.

„Und Sie werden mich sie singen lehren, nicht wahr?" sprach Rose=de=Noël.

„Allerdings."

Petrus war im Begriffe, auch etwas zu sagen, als man dreimal in bestimmten Zwischenräumen an die Thüre klopfte.

„Ah!" rief Petrus erbleichend, „das ist Salvator."

Sodann mit einer Stimme, der er ihre Festigkeit wiederzugeben suchte:

„Herein!"

Man hörte die Stimme von Salvator sagen:

„Lege dich, Roland."

Hienach öffnete sich die Thüre, und Salvator erschien in seiner Tracht eines Commissionärs.

Roland blieb auf dem Ruheplatze vor der Thüre liegen.

CXXVII.

Das Rendez=vous.

Salvator schritt langsam herbei, und so wie er herbeischritt, erhob sich Petrus unwillkürlich.

„Nun," fragte Petrus, „ist es vorbei?"

„Ja," antwortete Salvator.

Petrus wankte.

Salvator ging rascher, als wollte er ihn aufhalten; Petrus sah die Absicht und strengte sich an, zu lächeln.

„Unnöthig, ich wußte, daß das kommen mußte," sprach er.

Und er strich noch einmal mit seinem Batistsacktuche über seine feuchte Stirne.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen," fuhr Salvator mit leiser Stimme fort.

„Mir?" fragte Petrus.

„Ihnen allein."

„Dann kommen Sie in mein Zimmer."

„Sind wir Dir lästig, Petrus?" fragte Jean Robert.

„Ei! warum? Ich habe mit Herrn Salvator zu reden und gehe in mein Zimmer; bleibet Ihr hier. Justin hat seine Musik zu machen."

Und er trat zuerst in sein Zimmer ein, winkte Salvator, ihm zu folgen, und überließ diesem die Sorge, die Thüre wieder zu schließen.

Hier, als wären seine Kräfte nun erschöpft, sank Petrus in einen Lehnstuhl und rief:

„Oh! sie, sie, dieser Engel! die Frau dieses Elenden! es gibt also keine Vorsehung in dieser Welt!"

Salvator schaute einen Augenblick den jungen Mann an, der, den Kopf in seinen Händen, kaum sein Schluchzen zurückzuhalten vermochte und krampfhaft bebte.

Er stand vor ihm, und sein Auge drückte ein tiefes Mitleid aus.

Dieser Mann mußte das Maß aller Leiden dadurch kennen, daß er sie erschöpft hatte.

Dann zog er langsam aus seiner Tasche einen in einem Umschlage von Atlaßpapier fein zusammengelegten Brief, reichte ihn Petrus mit einem gewissen Zögern und sagte:

„Nehmen Sie."

Petrus entfernte seine Hände von seinem Gesichte, schüttelte den Kopf und richtete seine einen Moment verstörten Augen auf Salvator.

„Was ist das?" fragte er.

„Sie sehen es, ein Brief."

„Ein Brief von wem?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber wo hat man Ihnen denselben übergeben?"

„Gegenüber dem Hotel Lamothe-Houdan."
„Wer hat Ihnen den Brief gegeben?"
„Eine Kammerfrau, die einen Commissionär suchte und mich dort fand."
„Dieser Brief ist für mich?"
„Sehen Sie: „„An Herrn Petrus Herbel, Rue de l'Ouest.""
„Geben Sie."
Petrus nahm lebhaft den Brief aus den Händen von Salvator, warf einen Blick auf die Adresse, wurde bleich wie ein Todter und rief:
„Ihre Handschrift! . . ein Brief von ihr, an mich . . . heute?"
„Ich vermuthete es," sagte Salvator.
„Oh! mein Gott! was kann sie mir denn schreiben?"
Salvator deutete auf den Brief mit einer Geberde, welche bedeutete: „Lesen Sie!"
Petrus entsiegelte zitternd den Brief; er enthielt nur zwei Zeilen: mehrere Male versuchte er es, diese zwei Zeilen zu lesen, doch eine Blutwolke verschleierte seine Augen.
Endlich, mit einer heftigen Anstrengung, indem er sich dem Fenster näherte, um auf dem Papiere die letzten Strahlen des Tages, der zu erlöschen anfing, zu concentriren, gelang es ihm, die zwei Zeilen zu lesen.
Ohne Zweifel enthielten sie etwas Seltsames, denn zu zwei verschiedenen Malen sagte er:
„Nein, nein, unmöglich! das kann nicht sein, das ist eine Blendung!"
Endlich ergriff er Salvator beim Arme und sprach:
„Hören Sie, ich werde Ihnen sogleich diesen Brief geben, damit Sie mir sagen, ob ich verrückt oder bei Verstande bin; mittlerweile aber sagen Sie mir die Wahrheit. Hat ein unvorhergesehener Vorfall, den Sie selbst nicht kennen, gemacht, daß die Heirath nicht stattgefunden?"
„Nein," erwiederte Salvator.

„Sie sind verheirathet?“

„Ja.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Ich habe sie gesehen?“

„Am Altar?“

„Am Altar.“

„Sie haben den Priester sie einsegnen hören?“

„Ich habe den Priester sie einsegnen hören! Hießen Sie mich nicht dahin gehen und keine Einzelheit der Ceremonie verlieren, ihnen bis zum Hotel Lamothe-Houdan folgen, und erst bei Nacht zurückkommen, um Ihnen über Alles Bericht zu machen?“

„Das ist wahr, mein Freund, und mit Ihrer bewunderungswürdigen Güte haben Sie eingewilligt.“

„Erzähle ich Ihnen eines Tages meine Geschichte,“ erwiederte Salvator mit einem sanften, traurigen Lächeln, „so werden Sie begreifen, daß jeder Mensch, der leidet, über mich wie über einen Bruder verfügen kann.“

„Meinen Dank! . . Sie haben sie also gesehen?“

„Ja.“

„Immer sehr schön, nicht wahr?“

„Ja, doch sehr bleich; bleicher noch, als Sie vielleicht.“

„Arme Regina!“

„Als sie vor der Kirchthüre aus dem Wagen stieg, bogen sich ihre Kniee unter ihr, und ich glaubte, sie werde fallen; ihr Vater glaubte es auch, denn er trat hinzu, um sie zu unterstützen.“

„Und Herr Rappt?“

„Er trat auch hinzu, doch sie entfernte sich von ihm und warf sich gleichsam in die Arme des Marschalls. Herr Rappt gab der Prinzessin den Arm.“

„Sie haben also ihre Mutter gesehen?“

„Ja, eine seltsame Creatur! noch schön, muß sie einst herrlich gewesen sein; eine sonderbare Blässe, als ob Milch statt Blut in ihren Adern fließen würde, gleichsam sich unter sich selbst biegend, kaum fähig, zu

gehen wie die chinesischen Frauen, denen man die Füße gebrochen hat, unruhig und mit den Augen blinzelnd beim Anblicke der Sonne wie ein Nachtvogel."

„Doch sie, Regina?"

„Nun, dieses Zeichen von Schwäche war das einzige, das ich sie von sich geben sah. Durch eine äußerste Anstrengung ihres Willens ist sie auf der Stelle wieder das Mädchen mit der Selbstbeherrschung geworden, als welches Sie sie kennen; sie ging mit ziemlich festem Schritte bis zum Chor, wo zwei Armstühle und zwei Kissen von rothem Sammet mit dem Wappen von Lamothe-Houdan des zukünftigen Ehepaares harrten. Der ganze Faubourg Saint-Germain war da; und mitten unter Allem dem ihre drei Freundinnen von Saint-Denis, für diejenige betend, welche der Gebete so sehr bedurfte."

Petrus ergriff seine Haare mit vollen Händen und sagte:

„Oh! das arme Geschöpf! wie unglücklich wird es sein!"

Alsdann fragte er mit einer Anstrengung:

„Weiter?"

„Hienach begann die Messe: es war eine feierliche Messe. Der Priester hielt eine lange Rede, während welcher Regina mehrere Male umherschaute; es war, als befürchtete und hoffte sie zugleich, Sie seien da."

„Was hätte ich dort zu thun gehabt?" fragte Petrus mit einem Seufzer. „Einen Augenblick, — wie die Menschen, welche Opium geraucht oder Haschisch gegessen haben, — machte ich einen Traum, einen köstlichen Traum . . . Ich erwachte wieder, und Sie sehen die Wirklichkeit, mein Freund!"

Petrus stand auf, ging einige Male im Zimmer auf und ab, stellte sich sodann vor Salvator und fragte:

„Doch dieser Brief? ich bitte, mein Freund, wie ist er Ihnen übergeben worden?"

„Während der Rede des Priesters ging ich wieder

nach dem Boulevard des Invalides, und ich erwartete die Rückkehr der Neuvermählten; um zwei Uhr kamen sie. Auch hier schaute Regina, indem sie aus dem Wagen stieg, wieder umher . . . Sie waren es, den sie mit den Augen suchte, dessen bin ich sicher; mir aber begegneten ihre Augen ... Hat sie mich wiedererkannt? es ist wahrscheinlich; mir schien es, sie mache mir ein Zeichen. Vielleicht habe ich mich geirrt . . ."

„Sie glauben, ich sei es, den sie zu sehen gehofft?"

„Sie. — Ich wartete... ich wartete eine Stunde, zwei Stunden. Es schlug vier Uhr im Invalidenhause. Da öffnete sich die kleine Thüre neben dem Gitter; eine Kammerfrau kam heraus und schaute umher. Ich war hinter einem Baum verborgen; da ich errieth, daß ich es war, den sie suchte, so zeigte ich mich. Ich täuschte mich nicht; sie zog einen Brief aus der Tasche und sagte rasch: „„Diesen Brief an seine Adresse!"" dann kehrte sie wieder zurück. Ich las Ihren Namen, und ich eilte herbei."

„Gut!" sprach Petrus, „wollen Sie nun sehen, was dieser Brief enthält?"

„Wenn Sie mich würdig erachten, Ihre Geheimnisse zu theilen, und wenn Sie mich für fähig halten, Ihnen einen Dienst zu leisten, ja."

„So lesen Sie, mein Freund, und sagen Sie mir, ob ich schlecht gesehen habe, oder ob ich wahnwitzig bin," erwiederte Petrus, indem er Salvator den Brief reichte.

Salvator trat ebenfalls ans Fenster, denn der Tag neigte sich immer mehr, und las halblaut:

„Gehen Sie heute Abend von zehn bis elf Uhr vor dem Hotel auf und ab; es wird Sie Jemand abholen und bei mir einführen.

„Ich erwarte Sie.

Regina."

„Es ist also wirklich so?“ wiederholte Petrus, der mit mehr Aufmerksamkeit gehört hatte, als der Verdammte beim Lesen seiner Begnadigung hört.

„Es ist Wort für Wort das, was ich Ihnen gelesen habe, Petrus.“

„Nun wohl, was denken Sie von diesem Rendezvous?“

„Ich denke, es ist etwas Erschreckliches in diesem Hause vorgefallen, daß Regina eines Vertheidigers bedarf, und da sie Sie für ein wackeres Herz und für einen redlichen Mann hält, so hat sie die Augen auf Sie geworfen.“

„Gut,“ sagte Petrus, „heute Abend um zehn Uhr werde ich vor ihrem Hotel sein.“

„Brauchen Sie mich?“

„Ich danke, Salvator.“

„Wohl, es sei; doch geben Sie mir ein Versprechen.“

„Welches?“

„Daß Sie keine Waffe mitnehmen wollen . . .“

Petrus überlegte einen Augenblick.

„Sie haben Recht,“ sagte er, „ich werde völlig unbewaffnet gehen.“

„Gut! Ruhe, Klugheit, kaltes Blut!“

„Ich werde haben; thun Sie mir aber einen Gefallen.“

„Sprechen Sie.“

„Nehmen Sie Jean Robert und Justin mit; setzen Sie Babolin und Rose-de-Noël in einen Wagen; es ist für mich Bedürfniß, allein zu sein.“

„Seien Sie unbesorgt, ich übernehme Alles.“

„Werde ich Sie morgen wiedersehen?“

„Wünschen Sie es?“

„Ja, sehnlichst . . . indessen wohlverstanden: ich werde Ihnen von dem Geheimnisse nur den Theil sagen, über welchen ich verfügen kann.“

„Mein Freund, ein Geheimniß ist immer besser in einem Herzen, als in zwei; bewahren Sie also das

Ihrige, wenn Sie können; ein arabisches Sprüchwort sagt: „„Das Wort ist Silber, doch das Stillschweigen ist Gold.""

Und Petrus die Hand drückend, kehrte Salvator ins Atelier gerade in dem Augenblicke zurück, wo Roland, der sich wahrscheinlich über die Abwesenheit seines Herrn langweilte, und da er ihn näher kommen fühlte, eine Art von zärtlichem Winseln von sich gab und an der Thüre des Atelier mit derselben Delicatesse kratzte, mit der ein Hofmann des siebzehnten Jahrhunderts an der Thüre von Ludwig **XIV**. gekratzt hätte.

CXXVIII.

Wo sich Jean Robert nicht länger den Kopf zerbricht.

In dem Momente, wo Salvator wieder ins Atelier kam, hatte Justin die letzte Note des Liedes von Mignon gefunden: man hatte die Candelaber der Orgel angezündet, und bereit zu singen, drückte der Componist seine Finger auf die Claviatur und seinen Fuß auf das Pedal.

Doch bei den ersten Accorden, die der Musiker dem Instrumente entlockte, bei den ersten Noten, die seine Stimme vernehmen ließ, begann Roland, mochte er nun die Musik lieben oder sie hassen, ein Accompagnement von kläglichen Schreien und heftigem Kratzen, daß es unmöglich wurde, einen einzigen Takt zu hören.

„Ei!" sagte Jean Robert, „es ist also nicht Roland vor der Thüre?"

„Doch," erwiederte Salvator.

„Lassen Sie ihn herein!"

„Ah! ja, lassen Sie ihn herein; ich will ihn sehen," rief Rose-de-Noël. „Babolin, mach' Roland die Thüre auf."

Entzückt, die Bekanntschaft des Hundes von Salvator zu machen, lief Babolin an die Thüre, öffnete und sagte:

„Komm', Roland."

Roland hatte diese Einladung nicht nöthig; in zwei Sprüngen war er bei Salvator. Doch, plötzlich, statt seinen Herrn zu liebkosen, wozu er sich anzuschicken schien, blieb er stehen und wandte seine Blicke gegen Rose-de-Noël.

„Nun, Roland," fragte Salvator, „was gibt es denn? . . Und Du, was hast Du, Rose-de-Noël?"

Diese Frage wurde, wie man sieht, auf halbe Rechnung an den Hund und an das Kind gemacht.

In der That, der Blick des Hundes war seltsam, flammend, gewisser Maßen zauberhaft geworden, und diejenige, auf welcher der Blick von Roland verweilte, heftete ihrerseits auf den Hund ein Paar erstaunte, sonderbare, so zu sagen, stiere Augen, deren Strahl sich mit dem kreuzte, welcher aus den Augen des Thieres hervorsprang.

Zwei Feinde bereit, auf einander loszustürzen, schauen sich nicht mit einem so starren und entflammten Auge an; und dennoch war es nicht der Zorn, es war das Erstaunen, was in den Augen des Hundes glänzte; es wär nicht der Haß, es war eine Art von freudiger Furcht, was in den Augen des Mädchens glänzte.

Die Augen des Mädchens schienen zu sagen: „Ah! mein guter Hund, bist du es wirklich?"

„Die Augen des Hundes sagten: „Bist Du es wirklich, Mädchen?"

Sodann, plötzlich, als wäre die Wiedererkennung hinreichend gemacht, und als zweifelte Roland nicht mehr, — in dem Momente, wo Rose-de-Noël die Arme gegen ihn ausstreckte, — sprang er auf sie zu.

Das Kind und der Hund trafen zusammen und rollten auf die Erde, wobei das Kind die Arme um den Hals des Hundes geschlungen hielt.

Obgleich Salvator den sanften Charakter von Roland kannte, glaubte er doch, es sei eine Tollheit, wie sie die Hunde zuweilen haben, und stieß einen Schrei aus, während er zugleich, mit dem Fuße stampfend, mit gebieterischer Stimme Roland zurief:

„Hier, Roland!"

Man weiß, daß Roland seinen Herrn verstand und liebte; man weiß, daß er blindlings ihm gehorchte, der nicht nur sein Herr, sondern auch sein Retter war. Nun wohl, Roland verstand nichts; er öffnete seinen ungeheuren Rachen, als wollte er das Kind verschlingen.

Jean Robert und Justin glaubten, der Hund sei wüthend; Jeder von ihnen sprang nach einer Waffe und stürzte sich auf das Thier.

Rose=de=Noël errieth aber ihre Absicht und rief:

„Oh! thun Sie Brasil nichts zu Leide!"

Niemand konnte diesen Ruf begreifen, Jedermann konnte aber sehen, daß das Mädchen keine Gefahr lief.

Ueberdies hatte sich der Hund zu Rose=de=Noël gelegt und wälzte sich auf ihren Füßen mit dem Geheule der Freude, das Petrus aus seinem Zimmer herauszukommen veranlaßte.

„Was gibt es denn?" fragte Petrus.

„Etwas Seltsames," erwiederte Salvator, „jedoch ohne alle Gefahr."

„Sehen Sie doch Ihren Hund, Salvator!"

„Ja, ich sehe ihn."

Er winkte Petrus, zu schweigen, und Jean Robert und Justin, sich zu entfernen.

Babolin nahm seinen Rückzug.

Das Kind und der Hund blieben allein mitten im Atelier.

Sie wetteiferten in freudigen Schreien.

„Ah! mein schöner, mein guter, mein theurer Brasil!" sagte das Mädchen, „du bist es also! du bist also hier! Du hast mich also wiedererkannt? . . Ich auch, ich erkannte dich auch wieder!"

Und der Hund seinerseits antwortete durch Schreien, durch Heulen, durch Purzelbäume, welche andeuteten, seine Freude sei nicht kleiner, als die des Kindes.

Es lag zugleich etwas Rührendes und etwas Erschreckliches in dieser Scene.

Plötzlich kam Salvator, der vergebens den Hund mit dem Namen Roland gerufen hatte, auf den Einfall, ihn Brasil zu nennen, wie es das Mädchen gethan.

Brasil wandte sich um.

„Brasil!" wiederholte Salvator.

Brasil war mit einem Sprunge bei seinem Herrn, richtete sich auf den Hinterpfoten auf, legte seine Vorderpfoten auf die Schultern von Salvator, und schüttelte den Kopf mit einem Ausdrucke von Glück, wie man nie geglaubt hätte, daß die Physiognomie eines Hundes ihn offenbaren könne. Dann nahm er Salvator mit den Zähnen bei seiner Sammetjacke und zog ihn zu Rose-de-Noël.

„Brasil! Brasil!" wiederholte das Kind, seine Hände an einander schlagend.

„Ei! Du irrst Dich," sagte Salvator mit Absicht. „Mein Hund heißt nicht Brasil; er heißt Roland."

„Ah! ja wohl! sehen Sie nur: komm hierher, Brasil!"

Und abermals verließ der Hund seinen Herrn und sprang zu dem Kinde.

Es blieb kein Zweifel übrig: Rose-de-Noël und Brasil hatten sich gesehen, Rose-de-Noël und Brasil hatten sich gekannt.

Doch wann?

Ohne Zweifel zu der Zeit, welcher sich Rose-de-Noël nie ohne Schrecken errinnerte, und deren Ereignisse auf sie einen so tiefen Eindruck hervorgebracht

hatten, daß sie diese Ereignisse selbst Salvator, ihrem besten Freunde, nie hatte erzählen wollen.

Die Neugierde Aller derjenigen, welche dieser Scene beiwohnten, und selbst die von Petrus, so sehr er in seinem Innern von seiner eigenen Lage in Anspruch genommen war, wurde lebhaft erregt.

Jean Robert wollte ein paar Fragen an Rose-de-Noël richten; Salvator ergriff ihn aber bei der Hand und winkte ihm, zu schweigen.

Er erinnerte sich des dem Kinde in seinem Delirium entschlüpften Ausrufes: „Oh! tödten Sie mich nicht, Madame Gérard!"

Er erinnerte sich, daß Brocante ihm gesagt hatte, sie habe eines Abends Rose-de-Noël querfeldein auf der Höhe des Dorfes Juvisy fliehend gefunden; sie war damals bekleidet mit einem weißen Röckchen, bedeckt mit Blut, das aus einer Wunde floß, welche ihr ein schneidendes Instrument am Halse gemacht hatte.

Er erinnerte sich endlich, indem er die Epochen zusammenstellte, daß er an demselben Tage oder am folgenden, auf der Ebene von Viry jagend, am Rande eines Grabens einen von einer Kugel durchbohrten Hund gefunden, daß er diesen Hund verbunden, geheilt, und, da er nicht wußte, welchen Namen er ihm nach seiner Wiederherstellung geben sollte, mit dem Namen Roland getauft hatte.

Nun hieß also Roland Brasil mit seinem wahren Namen, und Brasil kannte Rose-de-Noël.

Es fragte sich noch, ob ein Zusammenhang zwischen Brasil und dieser Madame Gérard stattfand, welche, wenn man dem Geschrei des Kindes im Delirium Glauben schenkte, Rose-de-Noël hatte tödten wollen.

Alle diese Reflexionen gingen rasch wie der Gedanke durch den Geist von Salvator.

„Wohl, es sei," sagte er zu Rose-de-Noel, „Roland heißt nicht Roland, er heißt Brasil."

„Ei! gewiß, heißt er Brasil“

„Ich glaube es. Nun, kannst Du mir sagen, wo Du Brasil gekannt hast?“

„Wo ich Brasil gekannt habe?“ erwiederte Rose-de-Noël erbleichend.

„Ja, kannst Du mir das sagen?“

„Nein, nein,“ antwortete das Kind immer mehr erbleichend, „nein, ich kann es nicht.“

„Nun wohl,“ sagte Salvator, „ich weiß es.“

„Sie wissen es,“ rief Rose-de-Noël, indem sie ihre Augen zu einer Größe um das Doppelte ihrer gewöhnlichen Größe aufriß.

„Ja, bei . . .“

„Sagen Sie es nicht, mein Freund Salvator! sagen Sie es nicht!“ rief das Kind.

„Bei Madame Gérard.“

Rose-de-Noël stieß einen Schrei aus, wankte und sank beinahe ohnmächtig in die Arme von Salvator.

Brasil gab ein klägliches Geheul von sich.

So kläglich, daß die Anwesenden einen Schauer ihre Adern durchlaufen fühlten.

Die Stirne von Rose-de-Noël war mit Schweiß bedeckt, und ihre Lippen waren bläulich geworden.

Salvator erschrak selbst über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

„Ah!“ sagte er, „man muß diese Kleine mit Babolin in einen Fiacre setzen und sie nach Hause zurückführen. Wer übernimmt das?“

„Ich!“ erwiederten gleichzeitig Jean Robert und Justin.

„Ich, ich habe etwas Anderes zu thun.“

„Kann ich mit Ihnen gehen?“ fragte Jean Robert Salvator.

„Wohin?“

„Wohin Sie gehen.“

„Nein.“

„Ich glaube indessen, daß etwas wie ein Roman, bei dem, was da vorgefallen, ist."

„Etwas Besseres als ein Roman, mein Dichter: es ist eine Geschichte, die mir ganz das Aussehen einer entsetzlichen Geschichte hat!"

„Werden wir diese Geschichte erfahren?"

„Es ist wahrscheinlich, da Sie eine Rolle darin spielen."

„Mein lieber Salvator," sprach Justin, „vergessen Sie nicht, daß das Herz von einem Ihrer Freunde leidet, und wenn Sie unter Allem dem etwas Neues von meiner armen Mina erfahren . . ."

„Seien Sie unbesorgt, Justin; Sie und Mina, Sie sind in dem Winkel meines Geistes, in welchem ich meine theuersten Freunde verwahre."

Und er gab Petrus die Hand, während er mit ihm zugleich ein Zeichen des Verständnisses wechselte, nahm Rose=de=Noël in seine Arme, — denn, obgleich halb zu sich gekommen, war das Kind doch außer Stande, zu gehen, — stieg mit ihr die drei Stockwerke hinab, legte sie in einen Fiacre, den Jean Robert holte, und schickte sie unter der Obhut von Babolin und den zwei jungen Leuten nach Hause.

„Begreifen Sie etwas von dem, was vorgefallen ist, Justin?" fragte Jean Robert.

„Nein, und Sie?"

„Durchaus nichts. Ich zerbreche mir auch nicht länger den Kopf; ein gutes Geschäft für Brasil!"

Brasil hatte Anfangs mit der kleinen Rose=de=Noël in den Wagen steigen wollen, dann hatte er ihr folgen wollen; jedes Mal hatte ihn aber Salvator zurückgehalten, und, seltsamer Weise, mehr mit dem Raisonnement, wie er einen Menschen zurückgehalten hätte, als mit einem Befehle, einem Commando, einem Fluche, wie man einen Hund zurückhält.

Sodann, als der Wagen, der Rose=de=Noël weg=

führte, verschwunden war, ging er wieder die Allée de l'Observatoire hinauf und murmelte:

„Komm, Brasil, komm mit mir! Du mußt mir wohl den Mörder dieses Kindes auffinden helfen."

Und Brasil, als hätte er begriffen, machte keine Miene mehr, dem Wagen seiner kleinen Freundin zu folgen; er begnügte sich damit, daß er den Kopf nach der Seite, wo sie verschwunden war, umdrehte und ein mehr zärtliches, als schmerzliches Geheul an sie richtete.

CXXIX.

Der Mensch, der seinen Hund kennt und der Mensch, der sein Pferd kennt.

Nach zehn Minuten war Salvator in der Rue Macon, und er öffnete die Thüre des kleinen Speisezimmers, dessen pompejanische Fresken, als er sie zum ersten Male gesehen, Jean Robert so sehr in Erstaunen gesetzt hatten.

An dem Geräusche, das er eintretend machte, an seiner Art, die Thüre des Speisezimmers zu öffnen, erkannte Fragola ohne Zweifel ihren geliebten Salvator. Denn zu gleicher Zeit wie die Thüre des Speisezimmers öffnete sich die Thüre des Schlafzimmers, und die zwei schönen jungen Leute lagen einander in den Armen.

Es war sechs Uhr; das Mittagsbrod wartete.

„Wir werden rasch speisen," sagte Salvator; „ich habe eine kleine Reise zu machen."

Fragola ließ am Leibe des jungen Mannes die zwei Arme, mit denen sie seinen Hals umschlungen hatte, hinabgleiten.

„Eine Reise?“ sagte sie traurig, aber mit Resignation.

„Ja, sei ruhig, meine Geliebte, sie wird nicht lange dauern. „Morgen bei Tagesanbruch werde ich wieder hier sein.“

„Es fragt sich aber nun, ob sie *nicht gefährlich ist*,“ sagte Fragola.

„Ich glaube Dir dafür stehen zu können, daß sie es nicht ist.“

„Sicherlich?“

„Sicherlich.“

„Dann gibst Du mir Urlaub?“

„Allerdings!“

„Carmelite ist gerade heute nach Paris zurückgekehrt; wir haben ihr, mit Lydia und Regina, eine kleine Wohnung gemiethet, damit sie sich um nichts zu bekümmern hat. Wir ließen alle Meubles vom Pavillon von Colombau dahin bringen. Frau von Marande gibt heute Abend einen großen Ball; Regina heirathet oder hat vielmehr diesen Morgen geheirathet: das wird ein trauriger Abend für Carmelite sein, wenn sie ihn allein zubringt, und mit Deiner Erlaubniß . . .“

Salvator schnitt das Wort auf den Lippen von Fragola ab.

„Werde ich ihr Gesellschaft leisten,“ fügte sie lächelnd bei.

„Geh', mein Kind, geh'!“

Trotz dieser Erlaubniß schloßen sich die Arme von Fragola, die sich wieder um den Hals von Salvator geschlungen hatten, enger, statt sich zu erweitern.

„Du hast noch etwas von mir zu verlangen,“ sagte lächelnd der junge Mann.

„Ja,“ antwortete Fragola mit ihrem reizenden Kopfe nickend.

„Nun, so sprich.“

„Carmelite ist immer entsetzlich traurig, und mir scheint, wenn ich ihr eine Geschichte erzählen würde,

welche eben so traurig ist als die ihrige, trauriger sogar in ihren Anfängen, die aber nichtsdestoweniger mit einer großen Freude geendigt hat, das würde sie trösten."

„Und welche Geschichte möchtest Du denn gern Deiner armen Freundin erzählen, meine gute Fragola?"

„Die meine."

„Erzähle, mein Kind," sagte Salvator, „und während Du sprichst, werden Dich die Engel hören."

„Ich danke."

„Und wo wohnt Carmelite?"

„In der Rue de Tournon."

„Was wird sie machen, das arme Geschöpf?"

„Du weißt, sie hat eine herrliche Stimme."

„Nun?"

„Sie sagt, nur Eines könne, wenn nicht sie trösten, doch ihr das Leben erträglich machen."

„Ja, sie will singen, sie hat Recht! Aus den gebrochenen Herzen kommen die erhabenen Gesänge. Sage ihr, ich übernehme es, für ihren Gesanglehrer besorgt zu sein. Ich kenne den Mann, den sie braucht, und ich habe ihn bei der Hand."

„Oh! Du, Du bist wie jener Fortunatus, dessen Geschichte Du mir einst erzähltest, und der eine Börse hatte, aus der er einen um den andern alle Gegenstände zog, die er zu haben wünschte."

„So wünsche etwas, Fragola."

„Ah! Du weißt wohl, daß ich nur Deine Liebe haben will."

„Und da Du sie ganz hast . . ."

„So wünsche ich nur Eines: sie zu erhalten."

Und sich erinnernd, daß ihr Salvator Eile empfohlen hatte, küßte ihn das Mädchen zum letzten Male und ging in die Küche, während er in sein Schlafzimmer eintrat.

Nach zehn Minuten kehrten Beide ins Speisezimmer zurück; Fragola hatte den Tisch in Bereitschaft

gesetzt, um Gäste zu empfangen, Salvator hatte eine vollständige Jägertracht angelegt, Jacke, Weste, Beinkleider mit großen Kamaschen und Sammetmütze.

Fragola schaute Salvator mit Erstaunen an.

„Du gehst auf die Jagd?" fragte sie.

„Ja."

„Ich glaubte, die Jagd sei geschlossen."

„Sie ist es in der That; doch ich gehe auf eine zu jeder Zeit offene Jagd, auf die Wahrheitsjagd."

„Salvator," sprach Fragola, leicht erbleichend, „betrachtete ich es nicht als ein Verbrechen der Vorsehung, wenn Dir ein Unglück begegnete, so hätte ich das seltsame Leben sehend, das Du führst, nicht einen Augenblick Ruhe."

„Du hast Recht," sprach Salvator mit einer Feierlichkeit, die man zuweilen an ihm wahrnahm, „ich bin unter dem Schutze des Herrn; Du hast also nichts zu befürchten."

Und er reichte Fragola die Hand.

Mit dieser Hand wischte sich Fragola eine Thräne ab.

„Nun?" fragte Salvator.

„Ja, ja, ich bin toll, mein Geliebter . . . Uebrigens gibt es Eines, was mich beruhigt: daß Du als Jäger ausgehst und folglich mit Deinem Gewehre..."

„Und mit Roland."

„Oh! dann bin ich ganz ruhig; und zum Beweise, sieh!"

Und das Kind lächelte mit jenem reizenden Lächeln mit den rosigen Lippen und den weißen Zähnen, das nur der Jugend angehört.

Beide setzten sich einander gegenüber zu Tische. In Ermangelung ihrer Hände berührten sich ihre Füße; in Ermangelung von Worten wechselten sie ein Lächeln.

Während des Mahles hegte Salvator ganz besondere Sorge für Roland; es entschlüpfte ihm, daß er ihn Brasil nannte, was den Hund vor Freude springen machte.

„Brasil?“ wiederholte Fragola mit einem fragenden Ausdrucke.

„Ja, ich habe Nachricht von der Jugend unseres Freundes erhalten,“ sagte lachend Salvator. „Ehe er Roland hieß, hieß er Brasil. Behauptest Du nicht zuweilen, ehe ich mich Salvator genannt, habe ich einen anderen Namen geführt, und ehe ich Commissionär gewesen, sei ich etwas Anderes gewesen? Es ist mit Roland wie mit mir, liebe Fragola. Wie der Herr, so der Hund.“

„Du bist geheimnißvoll wie ein Roman von Herrn d'Arlincourt.“

„Und Du, Du bist schön und reizend wie eine Heldin von Walter Scott.“

„Werde ich die Geschichte von Roland erfahren?“

„Ei! wenn er sie mir erzählt.“

„Wie, wenn er sie Dir erzählt?“

„Ja, Du weißt, daß ich manchmal mit Roland plaudere.“

„Und ich auch; er versteht mich, und er antwortet mir.“

„Schöner Witz! Du, bist Du nicht ich?“

„Und er hat Dir schon etwas von seiner Geschichte gesagt?“ fragte Fragola, welche vor Neugierde starb.

„Er hat mir gesagt, er heiße Brasil. Nicht wahr, Roland, Du hast mir gesagt, Du heißest Brasil?“

Roland drehte sich einige Male um sich selbst, als liefe er seinem Schweife nach, und bellte freudig.

„Erräthst Du, wohin wir gehen, Brasil?“ fragte Salvator.

Der Hund brummte.

„Ja, Du erräthst es . . . Werden wir finden, was wir suchen, Brasil?“

Brasil brummte aufs Neue.

„Du bist also bereit, mich zu führen?“

Statt jeder Antwort wandte sich der Hund nach

der Thüre, richtete sich auf seinen Hinterpfoten auf, und fing an an der Füllung zu kratzen.

Hätte er Salvator geantwortet: Folge mir! diese zwei Worte wären nicht ausdrucksvoller gewesen.

„Du siehst," sagte Salvator, „Brasil wartet nur auf mich. Morgen früh, meine Geliebte. Erfülle Deine Sendung als Trösterin. Vielleicht werde ich meine Pflicht als Rächer thun."

Dieses letzte Wort machte Fragola zum zweiten Male erbleichen; Salvator erkannte aber ihre Furcht nur an einer zärtlicheren Umarmung und an einem ausdrucksvollern Pressen seiner Hand.

In dem Augenblicke, wo Salvator den Fuß auf die Straße setzte, schlug es sieben Uhr auf Notre-Dame.

Salvator wandte sich nach dem Pont Saint-Michel, Brasil ging stolz zwanzig Schritte vor ihm.

Zu jener Zeit, so nahe sie der unsern ist, gab es nur drei Arten, eine Reise von fünf Lieues zu machen: zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen.

Man erblickte nur in der Ferne der Civilisation den Rauch der Eisenbahnen.

Zu Fuße nach Juvisy gehen, wäre sicherlich für einen Angestellten eine heilsame Leibesübung gewesen, doch für einen Mann wie Salvator, der die Gewohnheit des Gehens hatte, bot diese Uebung durchaus nichts Ergötzliches.

Es blieb das Pferd oder der Wagen.

Ein Jäger mit seinen Kamaschen, seiner Jagdtasche und seiner Flinte hat immer eine seltsame Tournure zu Pferde, und besonders auf einem Miethpferde; Salvator hatte also nicht einen Augenblick den Gedanken, zu reiten.

Es blieb der Wagen.

Auf der Place du Palais-de-Justice, dem Pfahle gegenüber, wo man die zur Brandmarkung Verurtheilten ausstellte, stationirte eine Art von Kutsche, oder Kukuk, oder Wagen nach Belieben, ohne Zweifel mit

diesem letzten Namen genannt, weil er nur dahin ging, wohin ihn der Wille seines Führers gehen machte.

Die gewöhnliche Bestimmung von diesem war die Cour de France, und mehr als einmal war der Vorübergehende, da er an den Scheiben von einem der Läden, vor dem genannter Kuckuk stationirte, die zwei Worte: Viry Käse, angeklebt sah, versucht gewesen, einen Wagen zu nehmen, welcher nach einem Lande führte, das so guten Käse machte.

In der That, die Käse von Viry, doppelte Sahne, erfreuten sich und erfreuen sich noch bei den wahren Liebhabern eines unbestreitbaren und unbestrittenen Rufes, wie aus den Karten der drei bis vier berühmten Restaurateurs von Paris ersichtlich ist.

Salvator kannte ganz wohl den Wagen, der nach dem beglückten Lande führte; der Führer seinerseits kannte Salvator vollkommen. In Folge hievon war man über den Preis sehr schnell einig, und gegen die Summe von fünf Franken hatte Salvator das Recht für sich und seinen Hund über den Wagen die ganze Nacht hindurch zu verfügen.

Nachdem diese Anordnung getroffen war, winkte Salvator Roland, und dieser sprang, ohne Umstände zu machen, mit einem Satze in den Wagen und legte sich als wohl gezogener Hund sogleich unter die Banquette.

Salvator stieg nach ihm ein, lehnte sich in eine der Ecken, streckte seine Beine aus, stellte seine Flinte so gut er nur immer konnte, um den zwei vortrefflichen Läufen von Reynette die Erschütterung zu ersparen, und als diese Vorsichtsmaßregeln genommen waren, gab er dem Kutscher den Abschied mit den Worten:

„Wann Sie wollen."

Das war aber nicht Alles, was der Kutscher wollte: man mußte dem Willen des Führers den des Pferdes beifügen.

Nie aber schien ein Pferd weniger geneigt, den

Ermahnungen seines Führers zu gehorchen, als es dieses abgemergelte Thier war, welches von der Vorsehung die Mission erhalten hatte, Salvator zur Aufsuchung des geheimnißvollen Verbrechens zu führen, über das ihm die Wiedererkennung von Rose=de=Noël Verdacht gegeben hatte.

Endlich, nach einem Kampfe von zehn Minuten, entschloß sich das besiegte Thier, sich auf den Weg zu begeben.

„Ah!" sagte der Kutscher mit der Sicherheit eines Mannes, der sein Roß gründlich kannte, „das ist einer, der, wenn er je zwölftausend Livres Rente bekommt, keinen Kukuk kaufen wird!"

CXXX.

Querfeldein.

Es würde uns ein großes Vergnügen gewähren, das Gespräch von Salvator, dem Kutscher und dem Hunde zu erzählen; diese Erzählung würde einmal mehr dem Leser den allgemeinen Ruf von Salvator zeigen; doch wir werden so viele Gelegenheiten haben, die ausgezeichneten Eigenschaften unseres Helden hervorzuheben, daß wir die Einzelheiten vernachlässigen.

Man kam nach Juvisy: es war ungefähr zehn Uhr Abends; Salvator sprang aus dem Wagen; Roland sprang ihm nach.

„Bringen Sie die Nacht hier zu, Herr Salvator?" fragte der Kutscher

„Wahrscheinlich, mein Freund."

„Soll ich Sie erwarten?"

„Bis um welche Stunde gedenkst Du selbst zu bleiben?"

„Das hängt von den Umständen ab. Hätte ich Hoffnung, Sie zurückzuführen, so würde ich bis morgen früh um vier warten."

„Wohl denn, begnügst Du Dich mit derselben Summe, um mich zurückzuführen, wie um mich hierher zu bringen . . ?"

„Oh! Sie wissen wohl, Herr Salvator, daß ich Sie einzig und allein um des Vergnügens willen, Ihnen einen Dienst zu thun, führen würde."

„Gut also, das ist abgemacht: warte bis vier Uhr, und mag ich um vier Uhr zurückgekommen oder nicht zurückgekommen sein, hier sind zehn Franken, fünf für die Fahrt hieher, fünf für die Rückkehr."

„Ei! verzeihen Sie, wenn ich Sie aber nicht zurückführe?"

„Nun, dann sind die fünf Franken dafür, daß Du auf mich gewartet hast."

„Wie es Ihnen Vergnügen macht! Und man wird obendrein auf Ihre Gesundheit trinken, Herr Salvator!"

Salvator nickte mit dem Kopfe zum Zeichen des Dankes, und verschwand seinen Hund rufend, in einem Gäßchen, das auf die Ebene ging. Roland oder Brasil, wie man ihn nennen will, denn wir werden ihm ohne Unterschied beide Namen geben, war ein Thier von bewunderungswürdigem Verstande: seit dem Augenblicke des Abgangs schien er begriffen zu haben, wohin man ging und sogar in welcher Absicht man ging. Salvator ließ sich auch gewisser Maßen von ihm führen.

Nach fünf Minuten war er bei den Fontaines de la Cour de France.

Er überschritt die Straße und gelangte auf die Ebene.

Salvator folgte ihm fortwährend.

Roland lief querfeldein und führte Salvator an den Graben, wo ihn sieben Jahre vorher Salvator ver=

wundet, blutig und den Leib von einer Kugel durchbohrt gefunden hatte.

Hier angelangt, legte sich der Hund nieder, und stieß ein dumpfes Stöhnen aus, als wollte er sagen: „Ich erinnere mich meiner Wunde;“ sodann stand er wieder auf und leckte Salvator die Hand, als wollte er sagen: „Ich erinnere mich meines Retters.“

Will man nun genau die Oertlichkeit kennen lernen, wohin wir unser Drama versetzen? will man zum Voraus das Terrain sehen, das wir durchlaufen werden? Nichts kann leichter sein.

Das Dorf Juvisy oder die Cour de France, welche nur hundert Schritte davon entfernt ist, bildet gerade den Gipfel des Winkels der zwei Eisenbahnlinien von Corbeil und von Orleans; das heißt, geht man von Paris nach Essonne und hält in Fontainebleau an, so hat man zu seiner Linken die Linie der Eisenbahn, welche nach Corbeil führt, und zu seiner Rechten die Linie der Eisenbahn, welche nach Etampes und Orleans führt.

Hier ist das Land wenig pittoresk.

Gehen Sie aber hundert Schritte weiter links, das heißt nach der Seite der Seine, gegen den kleinen Flecken Chatillon, der von fern den Effect einer einzigen am Ufer des Flusses liegenden Fischerhütte macht, dann werden Sie ungeheure Horizonte von Hügeln und Wäldern entdecken: dann werden Sie, wenn Sie die Laune erfaßt, einen Nachen vom Ufer loszumachen und beim Mondscheine auf der Seine hinzufahren, durch den Wald von Sénart, der seine tausend Arme zum Himmel zu erheben scheint, traurige Geräusche wie Klagen, melancholisches Gemurmel wie Gebete vernehmen.

Der Wald von Sénart bereitet auf die Sandsteine von Fontainebleau vor, wie die Sandsteine von Fontainebleau auf die Felsen der Schweiz vorbereiten.

Gehen Sie nun statt links zu gehen rechts, das

heißt gegen Etampes und Orleans, so bietet das Land viel mehr Unebenheiten.

Dann werden Sie Savigny finden, berühmt durch sein herrliches Schloß, erbaut zur Zeit von Karl **VII.**; Mortan, berühmt durch seine Butter; Viry, berühmt durch seine Käse; zehn kleine Dörfer auf dem Gipfel grüner Hügel sitzend oder verloren in der Tiefe eines Thälchens, mitten unter Baumgruppen, die sich aneinander zu drängen scheinen, um ihnen einen Wall zu bilden; ferner die ganze Landschaft beherrschend der Thurm von Monthéry, der, von fern, wie eine aufmerksame Schildwache Tag und Nacht, das Gewehr im Arme, das Auge offen, am höchsten Punkte des Horizontes wacht; ein kleiner Fluß, der Fluß Orge, quer durch alle diese Dörfer wie eine moirirte, buntscheckige Schärpe geworfen, wo den ganzen Tag der Waschbläuel der Mädchen der benachbarten Dörfer am Ufer ertönt, wie um Mitternacht der Bläuel der Wäscherinnen der Legende. Endlich tausend unerwartete Abwechselungen des Terrain: Weiden, die ihre blonden Haare in den Bächen benetzen, und, wenn sie der Wind schaukelt, in der Sonne wie Diamanten funkelnde Tropfen springen machen; weiße Häuser, grüne Fußpfade, eine reine Luft, ein frischer Wind, der der Hauch eines Urlandes zu sein scheint, Alles gibt diesem reizenden Winkel der Erde einen Duft von Milde und Heiterkeit, den man vergebens anderswo sucht.

Ein letztes Wort, ein letztes Zusammentreffen.

Die zwei Dörfchen Viry und Savigny sind zum Täuschen ihren Homonymen ähnlich, das heißt den zwei Dörfern Viry und Savigny, welche zwei Stunden von Genf liegen.

Zwischen diesen zwei ersten Flecken, — rechts vom Gipfel des Winkels, welcher heute die Gabeltheilung der, damals noch nicht vorhandenen, Eisenbahn bildet, — fand sich der Graben, den Roland auf eine so ver-

ständige Art als die Stelle, die ihm als Schmerzens-
lager gedient, wiedererkannt hatte.

„Ah!" sagte Salvator, „es ist also da, mein guter
Hund?"

„Ja," machte Roland, indem er ein Winseln von
sich gab.

„Doch wir sind nicht allein gekommen, um diesen
Platz wiederzuerkennen, nicht wahr, mein armer Brasil?"

Der Hund hob den Kopf empor und schaute seinen
Herrn an; seine Augen glänzten in der Nacht wie zwei
Karfunkel, und er sprang vorwärts.

„Ja, ja," murmelte Salvator, „du hast begriffen,
mein wackerer Gefährte. Ah! wie viele Menschen, die
dich verachten als ein Vieh, sind doch weniger ver-
ständig als du! Komm, oder vielmehr geh, ich folge
dir."

Brasil schien sich mit Freude vom Graben zu ent-
fernen. Bewahrte das Thier, wie es der Mensch thut,
das Gefühl des vergangenen Schmerzes in der Tiefe
seines Gedächtnisses?

Gewiß ist, daß er vier bis fünfhundert Schritte
der Straße nach Juvisy folgte; an einem Hügelchen
angelangt, blieb er sodann stehen und beroch die Erde
um sich her.

An diesem kleinen Hügel zog sich ein Fußpfad hin,
der nach einer Brücke führte.

Als er diesen Hügel erreicht hatte, schien Roland
zu zögern.

„Such', Roland, such'," sagte Salvator.

Roland blieb wie entmuthigt stehen.

„Vorwärts, Brasil!" rief Salvator, „vorwärts,
mein guter Hund."

Der Name Brasil schien ihm seinen Muth wieder-
zugeben.

„Such'," fuhr Salvator fort, „such!"

„Einen Augenblick Geduld, Herr," schien der Hund
zu erwiedern, „ich muß mich auch erinnern!"

Salvator näherte sich ihm mit sanften Worten, liebkoste ihm zugleich mit der Stimme und mit der Hand. Aber Brasil, wie ein von einem großen Gedanken in Anspruch genommener Hund, und die Wichtigkeit des Entschlusses, den er fassen wollte, begreifend, schien gleichgültig gegen diese Stimme und diese Liebkosungen, die ihn gewöhnlich so glücklich machten.

Plötzlich hob er wie erleuchtet den Kopf empor, schaute Salvator an und schien zu sagen:

„Ich bin da, Herr!"

„Vorwärts, mein guter Brasil! vorwärts!" rief Salvator.

Der Hund eilte vom Hügel weg und stieg rasch den abhängigen Fußpfad hinab, die zu der von uns erwähnten kleinen Brücke führt.

Das ist ein Brückchen von zwei Bogen, genannt der Pont Godeau.

Salvator folgte ihm mit der Geschwindigkeit des Jägers, welcher fühlt, daß sein Hund auf einer Fährte ist.

Hier angelangt, trat der Hund in eine Allee von blühenden Apfelbäumen ein. Die Dunkelheit verhinderte, daß man diese schönen, ganz von ihrem rosigen Schnee bedeckten Bäume sah; doch die Atmosphäre war erfüllt von Wohlgerüchen.

Salvator folgte Brasil auf diesem neuen Wege, einem wahren normännischen, frischen, grünen Wege.

Brasil marschirte hastig, ohne eine Secunde anzuhalten, ohne rückwärts zu schauen.

Man hätte glauben sollen, er fühle sich von nahe von seinem Herrn gefolgt.

Allerdings sagte ihm Salvator, während er ihm folgte, leise, aber mit jener scharfen Stimme, welche die Hunde so gut zum Suchen anstachelt:

„Such', Brasil, such'!"

Der Hund ging immer weiter.

In diesem Augenblicke erleuchtete sich der Himmel.

Der Mond trat aus einem tiefen Ocean von Wolken hervor, und man kam an das Gitter eines Parkes.

Da, — seltsamer Weise! in dem Momente, wo der Mond sich zeigte, der Mond, klar, breit und hoch, wandte sich der Hund um, schaute den Himmel an und heulte kläglich.

Man mußte den ruhigen Muth von Salvator haben, um sich nicht erfaßt zu fühlen vom Schauer des Schreckens, mitten in dieser stillen Nacht, zu dieser Stunde, wo der Mond jedem Gegenstande einen fantastischen Anblick gibt, und wo man kein anderes Geräusch hört, als das ferne Gebell der Hunde, welche in den Pachthöfen wachen, und das Gemurmel der dürren Zweige, die sich an einander mit einem Geklapper reiben ähnlich dem der Gerippe, welche sich am Galgen schaukeln.

Salvator begriff den Gedanken des Hundes.

„Ja," sagte er, „mein guter Brasil, nicht wahr, in einer solchen Nacht hast du dieses Haus verlassen. Such', Brasil, such'! wir arbeiten für deine kleine Herrin."

Der Hund blieb unbeweglich vor dem Gitter.

„Nun ja, ich sehe es wohl," sagte Salvator, „hinter diesem Gitter war das Haus, wo du mit deiner kleinen Gebieterin aufgezogen wurdest, nicht wahr?"

Der Hund schien zu verstehen. Er ging am Gitter hin, bald von links nach rechts, bald von rechts nach links, bewegte geräuschvoll seinen langen Schweif und streifte damit jede Stange.

Man hätte glauben sollen, es sei einer von den schönen jungen Löwen des Jardin des Plantes, wie er voll Majestät den Boden seines Käfichs durchfurcht.

„Vorwärts, Brasil! vorwärts!" sagte Salvator, „wir können die Nacht nicht hier zubringen. Gibt es keinen andern Eingang hier? Such, mein guter Hund, such'!"

Da schien Brasil einen Entschluß zu fassen. Es war, als ob er selbst erkennete, auf dieser Seite sei

der Eingang unmöglich. Er lief also rasch ungefähr hundert und fünfzig Schritte an der Mauer hin; dann blieb er stehen, richtete sich auf und legte seine Schnauze an den Stein.

„Ho! ho!" sagte Salvator, „hier ist etwas, wie es scheint."

Er näherte sich, schaute aufmerksam, und trotz des Bebens der Zweige eines Baumes, dessen Schatten sich zwischen ihn und den Mondschein stellte, sah er mitten an der grauen, einförmigen Tinte der Mauer eine unregelmäßige Gipsplatte von vier bis fünf Fuß im Umkreise erscheinen.

„Gut, Freund Brasil, gut!" sagte Salvator; „hier war eine Bresche, welche nicht mehr zu finden du dich wunderst; sie ist seitdem zugemacht worden, mein guter Hund. Du bist durch diese Bresche hinausgegangen, du gedachtest auf demselben Wege zurückzukehren, doch der Eigenthümer hat Ordnung in die Sache gebracht. Nicht wahr, so ist es?"

Der Hund schaute Salvator an, als wollte er sagen: „Es ist in der That so. Was werden wir nun thun?"

„Ja, was werden wir nun thun?" wiederholte Salvator. „Abgesehen davon, daß ich keines von den Werkzeugen besitze, deren man sich bedient, um eine Mauer zu durchbrechen, würde man nicht unterlassen, mich des Einbruchs zu beschuldigen, und ich bekäme meine fünf Jahre Zwangsarbeit, was nicht deine Absicht sein kann, mein guter Brasil. Und dennoch, mein wackerer Freund, bin ich so begierig als du, diesen Park zu besichtigen; einmal, weil ich mir, ich weiß nicht warum, einbilde, er enthalte ein wichtiges Geheimniß."

Das Knurren von Roland oder vielmehr von Brasil schien diese Worte zu bekräftigen.

„Nun wohl, Brasil, ich verlange ja nichts Anderes," sagte Salvator, der sich als Künstler und als

Beobachter an der Ungeduld seines Hundes ergötzte; „auf, finde du das Mittel, da du dich ärgerst. Ich warte, mein guter Brasil, ich warte."

Brasil schien kein Wort von dem, was sein Herr sprach, zu verlieren. Da er ganz allein das Mittel nicht anwenden konnte, so beschränkte er sich darauf, daß er es bezeichnete.

Er bog sich auf seinen Hinterbeinen und sprang mit solcher Kraft, daß das Ende seiner Pfoten die Mauerkappe erreichte.

„Du bist die höchste Weisheit, mein lieber Brasil," sagte Salvator, „und du hast vollkommen Recht. Es ist unnöthig, eine Mauer zu durchbrechen, wenn man über dieselbe passiren kann. Das ist kein Einbruch, das ist Ersteigung. Ersteigen wir, mein guter Hund, ersteigen wir, und du mußt zuerst hinüber; du bist hier zu Hause, wenigstens wie mir scheint: an dir ist es, mir die Honneurs zu machen. Wohlan, Hopp!"

Und mit den zwei Armen, deren wir Salvator so tapfer bei Barthélemy Lelong genannt Jean Taureau in einem der ersten Kapitel dieses Buches sich haben bedienen sehen, mit diesen zwei Armen mit den stählernen Muskeln, hob er den Riesenhund zur Höhe der Mauer so leicht hinauf, als eine Marquise oder eine Herzogin einen Kings-Charles*) zu ihren Lippen emporhebt.

So emporgehoben, berührte der Hund mit seinen Vorderpfoten den Kamm der Mauer; doch er bedurfte eines Stützpunktes, um sich hinaufzuschwingen.

Salvator neigte den Kopf, stützte ihn an die Mauer, setzte jede von den Hinterpfoten des Hundes auf jede von seinen Schultern, stellte Brasil gut ins Gleichgewicht auf dieser Base, welche ein Granitsockel zu sein schien, und sagte:

„Auf, Brasil, spring!"

*) Kleiner englischer Wachtelhund.

Und Brasil sprang.

„Nun ist die Reihe an mir," fügte er bei.

Und, seine Flinte gut auf seiner Schulter befestigend, erreichte er springend die Mauerkappe, wo er an seinen Händen hängen blieb; mit der Kraft seiner Faustgelenke und mit den Knieen sich unterstützend, gelang es ihm sodann mit einer Leichtigkeit, welche seine Gewohnheit der Gymnastik bezeichnete, sich rittlings auf die Mauer zu setzen.

Er war hier, als er den Trab eines Pferdes hörte und rasch einen in einen Mantel gehüllten Reiter herbeikommen sah.

Der Reiter folgte dem Wege, der sich an der Mauer hinzog.

Salvator warf eiligst, unterstützt durch die wunderbare Stärke seiner Arme, seinen ganzen Körper in den Park zurück; sein Kopf allein überragte die Mauer. Ein Baum warf seinen Schatten auf ihn und verhinderte den Reiter, ihn zu sehen, wenn er nicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit anwandte.

In dem Augenblicke, wo der Reiter auf ein paar Schritte an Salvator vorüberkam, schien der Mond in seinem vollen Glanze, so daß Salvator die Züge eines neunundzwanzig- bis dreißigjährigen jungen Mannes unterscheiden konnte.

Diese Züge erregten ohne Zweifel ein großes Erstaunen bei ihm; denn mit einer berechneten Bewegung der Hände und der Kniee warf er sich zurück, fiel, die Mauer loslassend, neben Brasil und sagte:

„Lorédan von Valgeneuse!"

Und nach einem Momente des Stillschweigens und der Unbeweglichkeit, was der ungeduldige Brasil nicht zu begreifen schien, fügte er bei:

„Was Teufels macht mein lieber Vetter hier?"

CXXXI.

Der Park, wo die Nachtigall nicht sang.

Salvator horchte, bis das Geräusch vom Trabe des Pferdes erloschen war, dann schaute er umher.

Er befand sich in einem ungeheuren Parke, und zwar im waldigsten Theile dieses Parkes.

Brasil schien nur einen Befehl zu erwarten, um sich auf den Weg zu begeben. Er saß, doch das Beben seines Leibes verrieth seine Ungeduld, und seine Augen glänzten in der Dunkelheit wie zwei Irrlichter.

Der Mond glitt an einem wolkigen Himmel hin, und beleuchtete bald lebhaft die Erde, versenkte sie bald, hinter einer düsteren Dunstwoge verschwindend, in Finsterniß.

Salvator, da er nicht wußte, wohin ihn der Hund führen würde, wartete einen dieser Augenblicke der Finsterniß ab, die es ihm erlaubten, sich in die Lichtungen zu wagen.

Dieser Augenblick kam bald.

Es hieße vielleicht lügen, wollten wir sagen, das Herz habe dem jungen Manne nicht geklopft; da ihn aber das Bewußtsein des Motives, welches ihn hieher führte, ruhig machte, so wäre es unmöglich gewesen auf seinem Gesichte den Reflex der Gedanken, die ihn bewegten, zu sehen.

Nur machte er seine Flinte von seiner Schulter los, steckte den Ladstock in jeden der Läufe, um sich zu versichern, daß die Pfröpfe den Kugeln anklebten, hob die Batterien auf, um das Zündkraut zu besichtigen, nahm das Gewehr in seinen Arm, statt es am Schulterriemen hängend zu tragen, benützte den Moment, wo

Himmel und Erde wieder finster geworden waren, und sagte:

„Vorwärts, mein guter Hund, vorwärts!“

Der Hund lief voran, und Salvator folgte ihm.

Doch das war nicht leicht: das Gesträuch und die jungen Pflanzen waren überall gewachsen und bildeten Gestrüppe, wo sich das Wild mit Wonne aufhalten mußte, während der Mensch hier nur mit Schwierigkeit manoeuvrirte.

Jeden Augenblick erhob sich ein rasches, ungestümes Geräusch im Gebüsche, rechts, links von Salvator, und hinter ihm. Das war ein Kaninchen oder ein Hase, der ganz erstaunt, in seinem Lager beunruhigt zu werden, sich aus dem Staube machte.

Man kam zu einer Allee, wo das Gras anderthalb Fuß hoch gewachsen war.

Diese Allee führte zu einer Art von Wiese. Im Hintergrunde dieser Wiese sah man eine schwarze Oberfläche, welche plötzlich wie ein silberner Spiegel funkelte.

Der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete das ruhige, tiefe Wasser eines Teiches.

Um diesen Teich hoben sich stellenweise, wie unbewegliche Gespenster, mythologische Statuen hervor.

Es schien Brasil zu drängen, an diesen Teich zu kommen; doch Salvator, da er nicht wußte, ob das Haus, zu dem dieser Park gehören mußte, bewohnt oder nicht bewohnt war, zog sich so an dem Gehölze hin, daß er, beim ersten Anlasse zu einer Befürchtung, rasch in das Gestrüppe zurückkehren konnte, und dämpfte den Eifer seines Hundes, der, seinem Worte gehorchend, zehn Schritte vor ihm ging, ohne sich weiter zu entfernen, als ob er durch ein Halsband zurückgehalten worden wäre.

Es lag etwas tief Trauriges im Anblicke aller dieser Gegenstände, welche Salvator in die Augen fielen.

„Ich würde mich sehr wundern,“ murmelte er, wäre an diesem Orte nicht irgend ein gräßliches Ver-

brechen begangen worden. Der Schatten ist hier schwärzer als anderswo, das Licht ist hier bleicher als anderswo, die Bäume haben ein betrübtes Aussehen, welches das Herz beklemmt. Gleichviel! da wir einmal hier sind, so wollen wir immerhin weiter gehen!"

Und da eine Wolke dichter als die anderen aufs Neue den Mond überzogen hatte, so beschloß Salvator die Finsterniß zu benützen, die dieser Luftschleier über die Erde verbreitete, um es zu wagen, den entblößten Zwischenraum zu durchschreiten, der den Saum des Waldes vom Ufer des Teiches trennte.

Am Ende des Waldes blieb indessen Salvator stehen und hielt Brasil zurück.

Vor ihm, jenseits des Teiches, erhob sich wie eine düstere, riesige Masse, durchbrochen von einem einzigen, hinter dem Fenster eines kleinen Cabinets glänzenden, Lichte das Schloß Viry.

Das Schloß war also bewohnt, trotz des Zustandes des Parkes, der einem Urwalde glich, trotz des Zustandes der Wege, welche verlassene Wiesen zu sein schienen, da ein Licht an einem Fenster glänzte.

Man hatte doppelte Vorsicht anzuwenden.

Salvator ließ rings um sich her den Blick des Jägers laufen, der gewohnt ist, in der Finsterniß zu sehen, und beschloß, die Forschung bis zum Ende zu treiben.

Und dennoch hatte er keine Gewißheit; unbestimmter Verdacht, durch die stummen Schrecken von Rose-de-Noël eingeflößt, — das war Alles. Warum diese Beharrlichkeit? warum so freiwillig der Aufsuchung des Unbekannten sich hingeben? Weil es ihm schien, dieses Unbekannte sei ein entsetzliches Verbrechen, und er weihe sich nicht freiwillig, wie wir gesagt haben, seiner Aufsuchung, sondern verhängnißvoller Weise durch die Vorsehung angetrieben, die man den Zufall nennt, und die den rechtschaffenen Leuten eine höhere Fähigkeit, eine außerordentliche Divinationsgabe verleiht.

Eine Dickung von grünen Bäumen erhob sich ein paar Schritte vom Teiche; diese Dickung bot ein Schutzdach. Nach dem Teiche schien der Lauf von Brasil abzuzielen.

Salvator ließ aufs Neue den Mond glänzen und erlöschen; sodann, den Augenblick benützend, wo er sich verbarg, erreichte er die Dickung Schritt für Schritt von Brasil gefolgt, dem er sich hinter ihm zu halten befohlen hatte.

Sobald er im Fichtengehölze verborgen war, streichelte Salvator mit der Hand den Hals von Brasil und sagte nur das einzige Wort zu ihm:

„Such'!"

Sogleich stürzte Brasil nach dem Teiche, verschwand in den Rohren, die einen Gürtel an seinem Ufer bildeten, und erschien dann wieder hinter diesem Gürtel von Rohren, mit dem Kopfe über dem Wasser schwimmend.

Er schwamm so ungefähr zwanzig Schritte.

Dann hielt er an, schwamm im Kreise, statt in schräger Linie zu schwimmen, und tauchte unter.

Salvator verlor nicht eine einzige von den Bewegungen des Hundes aus dem Blicke.

Man hätte glauben sollen, er errathe seine Absichten mit demselben Verstande, besser gesagt mit demselben Instincte, mit dem Brasil die seinigen errieth.

Salvator erhob sich auf den Fußspitzen, um genauer zu sehen.

Nach ein paar Secunden erschien Brasil wieder.

Dann tauchte er aufs Neue unter.

Doch wie das erste Mal erschien er wieder, ohne etwas auf die Oberfläche zurückzubringen.

Dann schwamm er ans Ufer, eine Linie ziehend, welche den Winkel bildete im Vergleiche mit der, welcher er gefolgt war, um die Mitte des Teiches zu erreichen. Am Ufer angelangt, machte Brasil, als ob er einer Spur folgte, die Nase auf dem Rasen, fünf bis sechs Schritte.

Dann hob er den Kopf in die Höhe, stieß ein dumpfes, klägliches Geheul aus und nahm seinen Lauf wieder nach dem Walde.

Er kam auf zwanzig Schritte an der Dickung vorüber, wo Salvator verborgen war.

Salvator begriff, daß Brasil nicht ohne Grund umgekehrt war und wieder in den Wald lief.

Er ließ ein einfaches Pfeifen zwischen seinen zusammengedrückten Zähnen durch vernehmen. Der Hund hielt an und bog sich auf seinen Beinen.

Salvator wollte Brasil nicht aus dem Gesichte verlieren, um nicht nöthig zu haben, ihm zu rufen.

Er schaute aufs Neue umher und erkennend, daß Alles still und einsam war, durchschritt er den Zwischenraum, der die Dickung vom Walde trennte, mit eben so viel Glück, als er die, welche den Wald von der Dickung trennte, durchschritten hatte.

Brasil setzte sich wieder in Marsch. Salvator folgte ihm und verschwand bald mit ihm im Gehölze.

Er wußte, daß alle diese Bewegungen seines Hundes, so widersprechend sie schienen, einen bestimmten Grund hatten.

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, auf der Jagd sei der Hund der Jäger, und der Jäger sei der Hund. Vielleicht ich; vielleicht auch mein Freund Léon Bertrand, dieser große Jäger vor dem Herrn, der seit alten Zeiten alle Geheimnisse der Jägerei und alle Kunstgriffe des Hundegeschlechtes kennt. Wiederholen wir diese, alte oder neue, Wahrheit: man vermöchte die Wahrheit nicht oft genug zu sagen.

In den Wald zurückkehrend, gingen Jäger und Hund an einer Rabatte hin, wo die ersten Frühlingspflanzen wiederzuerstehen anfingen, als ob, trotz des finstern Verhängnisses, das auf diesem verfluchten Hause lastete, die gute, barmherzige Natur blühend ihm verzeihen würde.

Man kam zu einer Allee, die sich am Ende gabelförmig theilte.

Hier hielt der Hund abermals an und schien zu zögern.

Einer von den Wegen führte nach dem Gemüsegarten; der andere zu einem Fußpfade, der sich in den Wald vertiefte.

Nach einem Zögern oder vielmehr nach einer Ueberlegung von ein paar Secunden, entschloß sich Brasil für den Fußpfad, der in den Wald führte.

Salvator betrat den Fußpfad hinter Brasil.

Sie gingen so ungefähr eine oder zwei Minuten.

Nach Verlauf dieser Zeit hielt der Hund abermals an.

Statt fortwährend dem Fußpfade zu folgen, trat er sodann in eine Dickung ein, die ein großer Baum beherrschte, und an deren Saum sich eine Bank erhob, welche auf dieser Seite das Ziel einer Promenade zu sein schien.

Salvator trat hinter Brasil in die Dickung ein.

Hier stöberte der Hund einen Augenblick durch die dürren Zweige und Blätter, die den Boden bedeckten.

Dann drückte er seine Nasenlöcher an die Erde und athmete geräuschvoll die Ausströmungen ein, welche daraus hervorkamen.

Endlich im Mittelpunkte eines von ihm selbst beschriebenen Kreises angelangt, blieb er unbeweglich, starr in der Haltung der Betrachtung stehen.

Man hätte glauben sollen, er suche in die Erde zu sehen.

„Nun," fragte Salvator, „was gibt es denn, mein guter Brasil?"

Der Hund beugte den Kopf bis auf den Boden, drückte seine Schnauze darauf und blieb so unbeweglich, als ob er die Frage seines Herrn nicht gehört hätte.

„Es ist hier, nicht wahr? es ist hier?" fragte Salvator, indem er ein Knie auf die Erde setzte und

mit der Fingerspitze die von dem verständigen Hunde bezeichnete Stelle berührte.

Der Hund wandte sich rasch um, schaute seinen Herrn mit seinen großen ausdrucksvollen Augen an und beroch wieder die Erde.

„Such'!" sagte Salvator.

Dumpf knurrend legte Roland seine beiden aneinander gehaltenen Pfoten an die Stelle, auf welche Salvator den Finger gelegt hatte.

Dann beroch er abermals.

Der Ausruf des Archimed bot sich der Erinnerung des jungen Mannes.

„Εὕρηκα*)" sagte er wie der Mathematiker von Syrakus.

Sodann, um den Hund anzufeuern:

„Such'! such'!"

Da fing Brasil an mit solcher Wuth die Erde aufzukratzen, daß man hätte glauben sollen, das Ziel dieses ganzen Marsches in der Finsterniß, dieser ganzen nächtlichen Jagd sei hier und nicht anderswo.

„Such'!" wiederholte Salvator; „such'!"

Und mit derselben Wuth fuhr der Hund in der Erde zu wühlen fort.

Nach zehn Minuten dieser Arbeit, welche Salvator ein Jahrhundert dünkten, wich Brasil hastig zurück.

Sein ganzer Leib schien von einem Zittern des Schreckens bewegt zu werden.

„Was gibt es denn, mein guter Hund?" fragte Salvator, der immer auf einem Knie geneigt war.

Der Hund schaute ihn an und schien zu sagen:

„Ei! sieh doch selbst!"

Salvator suchte in der That zu sehen, doch der Mond war verborgen, und seine Augen strebten vergebens die Dunkelheit zu durchdringen, welche tiefer

---

*) Ich habe es gefunden.

noch in dem vom Hunde gegrabenen Loche, als auf der Oberfläche der Erde.

Er streckte die Hand aus und erreichte die Tiefe des Loches; er versuchte es, mit der Hand zu sehen, da er nicht mit den Augen sehen konnte.

Seine Finger zogen sich plötzlich zurück.

Er hatte etwas Weiches, Zartes, Seidenes berührt.

Er zitterte seinerseits, wie der Hund gezittert hatte, fieberhafter, schrecklicher vielleicht noch, als wenn er mit dem Zahne einer Viper zusammengetroffen wäre.

Salvator machte indessen eine Anstrengung gegen sich selbst und legte seine Hand wieder auf den entsetzlichen Gegenstand.

„Oh!" murmelte er, „ich kann mich nicht täuschen, es sind Haare."

Der Hund winselte; den Schweiß auf der Stirne, zögerte der Mann, dieses Haar an sich zu ziehen.

Der Mond, der wieder aus seiner Wolke hervorgetreten war, verlieh dem Einen und dem Andern einen fantastischen Anblick.

In diesem Momente näherte sich der Hund dem Loche, steckte seinen Kopf ganz hinein, und Salvator fühlte, daß er diese Haare zart zwischen seinen Fingern leckte.

„Oh!" murmelte er, „was ist das, mein armer Brasil?"

Brasil hob aber den Kopf empor, und, statt auf seinen Herrn zu hören, statt die Haare fortzulecken, unter denen Salvator einen Schädel sich formen fühlte, wandte er seinen Blick nach dem Wege und ließ seine Zähne an einander klappern.

Salvator drehte den Kopf wie der Hund, doch er sah nichts.

Dann legte er sein Ohr an die Erde, und er vernahm ein Geräusch, das näher kam.

Er richtete seinen Kopf wieder auf, und diesmal

schien es ihm, er sehe etwas wie ein Gespenst, das der Allee folge und sich seiner Seite nähere.

Brasil wollte knurrend fortstürzen; Salvator packte ihn aber bei der Halshaut, drückte ihn auf den Boden und sagte:

„Nieder, Brasil, nieder!“

Und er legte sich selbst neben den Hund, während er besorgt war, seine Flinte im Bereiche seiner Hand zu halten.

Alsdann, so groß auch die Stille war, hätte selbst das Ohr von Argus weder den Hauch des Menschen, noch den Athem des Hundes hören können.

Es schlug Mitternacht im Glockenthurme von Viry, und die ehernen Klänge zogen bebend durch die Luft.

CXXXII.

Warum die Nachtigall nicht sang.

Das Gespenst kam immer näher. Es ging auf drei Schritte an Salvator vorbei und setzte sich auf die Bank.

Einen Augenblick glaubte Salvator, es sei der Schatten dieses Körpers, den irgend ein Verbrechen zu seinen Füßen liegend halte.

Doch er hatte ein Geräusch von Tritten gehört, und ein Schatten wäre nicht schwer genug gewesen, um die dürren Zweige zu zerbrechen und das Laub rascheln zu machen.

Es war also nicht ein Gespenst, sondern ein junges Mädchen.

Nur, wie kam es, daß ein junges Mädchen so um

Mitternacht im Parke umherirrte und sich allein auf eine Bank setzte?

Ein Mondstrahl beleuchtete die nächtliche Spaziergängerin, und auf diesem Strahle schien ihr Blick zum Himmel aufzusteigen.

Salvator konnte ihr Gesicht sehen: es war ihm völlig unbekannt.

Es war das eines Mädchens von sechszehn Jahren, mit azurblauen Augen, blonden Haaren und einem Teint voll Jugend und Frische; ihre dem Himmel zugewandten Augen hatten die Reinheit der Extase. Es schien nur Salvator, stille Thränen fließen über ihre Wangen.

Zu dieser Stunde schlafen in der That die Glücklichen.

Roland, da er begriff, das sei kein Feind, den man sehr zu fürchten brauche, hatte sich besänftigt.

Salvator schaute mit mehr Erstaunen als Besorgniß.

Plötzlich drang ein in der Ferne ausgesprochener Name durch die Luft. Das Mädchen bebte und neigte den Kopf gegen das Schloß. Salvator fühlte einen Schauer unter der Haut von Roland durchziehen.

Er bemerkte, daß der Hund im Begriffe war, ein Knurren vernehmen zu lassen.

Er näherte sich ihm und sagte ihm ins Ohr:

„Stille, Roland!"

Ein zweiter Ruf machte, daß das Mädchen sich auf seinen Füßen erhob.

Salvator konnte sich nicht enthalten, sich von der Erde aufzurichten. Es hatte ihm geschienen, er habe den Namen Mina aussprechen hören.

Nach Verlauf von fünf Minuten, während welcher Salvator, das Mädchen und der Hund, alle Drei so unbeweglich wie Bildsäulen blieben, hörte man deutlich den Namen Mina von einer Männerstimme dem Winde zugeworfen.

Salvator legte seine Hand an seine Stirne, und es entschlüpfte ihm unwillkürlich ein Ausruf des Erstaunens.

Roland hob seine Lippen auf eine bedrohliche Art auf; Salvator drückte ihm aber die Hand auf den Kopf, nöthigte ihn, seinen Hals auf seine Pfoten auszustrecken und wiederholte das Wort: Stille! mit der gedehnten, zischenden Betonung, welche die Thiere so gut verstehen.

Wäre nicht die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens auf einen anderen Punkt gerichtet gewesen, so würde es wohl bemerkt haben, es gehe etwas Seltsames an seiner Seite vor.

Man hörte das Geräusch eines hastigen Schrittes, der sich näherte.

Einen Augenblick schien das Mädchen die Absicht zu haben, in den Wald zu laufen, um sich dort zu verbergen, oder zu fliehen; doch sie schüttelte den Kopf, als ob sie zu sich selbst sagte: „Vergeblich!" und sie setzte sich wieder.

Ein Ausruf verkündigte, daß sie entdeckt war.

Da ging ein junger Mann raschen Schrittes durch die Allee, und Salvator erkannte den Reiter, welchen er in dem Augenblicke, wo er über die Mauer gestiegen war, hatte vorüberziehen sehen.

„Oh! Vorsehung!" murmelte er, „wenn sie es wäre!"

„Mina! . . Ah! endlich finde ich Sie!" sagte der junge Mann. „Warum sind Sie außen zu dieser Stunde, allein mitten im Walde, am wildesten Orte des Parkes?"

„Und Sie, mein Herr, warum sind Sie zu dieser Stunde in diesem Hause, während es Uebereinkunft war, Sie werden nie bei Nacht kommen?" fragte das Mädchen.

„Mina, verzeihen Sie mir! Ich konnte dem Verlangen, Sie zu sehen, nicht widerstehen. Wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe!"

Das Mädchen antwortete nicht.

„Sagen Sie, Mina, werden Sie kein Mitleid mit mir haben? Diese, ich gebe es zu, wahnsinnige, aber unbesiegbare Liebe, wird sie keine Gnade vor Ihren

Augen finden? Ohne mich zu lieben, hassen Sie mich nicht weniger?"

Das Mädchen beobachtete dasselbe Stillschweigen.

„Ist es möglich, daß zwei Herzen bei einander schlagen, das eine von einer so großen Liebe, das andere von einem so großen Hasse?"

Der junge Mann wollte die Hand von Mina nehmen.

„Sie wissen, Herr Lorédan, wir sind übereingekommen, daß Sie mich nie berühren werden," sagte sie, indem sie ihre Hand zurückzog und auf der Bank zurückwich, auf die sich der junge Mann nicht zu setzen wagte.

„Aber sagen Sie mir doch wenigstens, warum ich Sie hier finde?" fragte er sichtbar beherrscht durch diese eiskalte Würde.

„Soll ich es Ihnen sagen?"

„Ich bitte Sie inständig."

„Nun wohl, so hören Sie, und Sie werden sehen, daß ich nichts von Ihnen zu fürchten habe, da mir, wenn Sie Ihren Versprechungen zuwider handeln, der Himmel seine Warnungen schickt."

„Ich höre, Mina."

„Ich lag im Bette, ich schlief . . . So wahr als ich Sie in diesem Augenblicke vor mir stehen sehe, sah ich Sie die Thüre meines Zimmers mit einem Nachschlüssel öffnen und eintreten; ich erwachte, ich war allein; doch ich sagte mir, Sie werden bald kommen. Ich stand auf, kleidete mich an, ging in den Park und setzte mich auf diese Bank."

„Mina, unmöglich!"

„Sagen Sie mir, ist es wahr, daß Sie in mein Zimmer mittelst eines Nachschlüssels eingetreten sind?"

„Mina, verzeihen Sie mir!"

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sie halten mich hier wider meinen Willen zurück; ich bleibe, weil, wenn ich fliehen würde, die Freiheit und das Leben

von Justin bedroht wären. Sie wissen aber auch, unter welchen Bedingungen ich bleibe, mein Herr!"

„Mina, Sie konnten unmöglich errathen, ich sei unter Weges, um hierher zu kommen ... Sie konnten unmöglich vorhersehen, ich werde eintreten . . ."

„Ich habe es dennoch errathen, mein Herr, ich habe es dennoch vorhergesehen, und das hat Ihnen einen ewigen Gewissensbiß erspart, wenn Sie überhaupt Gewissensbisse haben können."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich mich, hätte ich Sie in mein Zimmer eintreten sehen, mit diesem Messer getödtet haben würde."

Und sie zog aus ihrer Brust eine feine, spitzige, in der Scheide einer Scheere verborgene Klinge.

Der junge Mann stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

„Ah! ja," sagte Mina, „ich begreife, nicht wahr, es ist traurig, reich zu sein, allmächtig zu sein, die Gesetze nach seiner Laune zu biegen, über die Freiheit und das Leben eines Unschuldigen zu verfügen, wenn man selbst Verbrecher ist, und sich zu sagen: „„Ich vermag Alles dies, und ich kann dieses kleine Mädchen nicht verhindern, sich zu tödten, wenn ich sie entehre!""

„Oh! ich werde Sie wohl verhindern."

„Sie werden mich verhindern?"

„Ja, ich."

Und mit einer raschen Bewegung ergriff der junge Mann die Hand, in der Mina das Messer hielt.

„Indem Sie mir diese Waffe entreißen?" sagte Mina. „Nun wohl, diese Waffe ist aber nur ein Mittel des Todes; ist mir dieses Mittel benommen, so bleiben mir zehn andere. Gibt es nicht den Teich, der dem Schlosse gegenüber liegt? wird es mir nicht immer freistehen, in den zweiten Stock hinaufzugehen und mich zum Fenster hinaus auf die Platten der Freitreppe zu stürzen? Oh! meine Ehre ist wohl bewacht, das schwöre ich Ihnen, denn sie steht unter der Obhut des Todes."

„Mina, Sie werden nicht thun, was Sie sagen!"

„So wahr ich Sie hasse, so wahr ich Sie verabscheue, so wahr ich Sie verachte, so wahr ich Justin liebe, so wahr ich immer nur ihn lieben werde, tödte ich mich an dem Tage, in der Stunde, in der Minute, wo ich nicht mehr würdig sein werde, vor ihm zu erscheinen! Hienach steht es Ihnen frei, mich hier zu behalten, so lange es Ihnen beliebt!"

„Gut!" sprach der junge Mann, dessen Zähne Salvator knirschen hörte, „wir wollen sehen, wer zuerst müde sein wird."

„Sicherlich der, mit welchem Gott nicht ist," erwiederte das Mädchen.

„Gott!" murmelte der junge Mann, „Gott! immer Gott!"

„Ja, ich weiß, es gibt Leute, die nicht an Gott glauben, oder sich stellen, als glaubten sie nicht an ihn; und sollten Sie das Unglück haben, einer von diesen Menschen zu sein, mein Herr, so würde ich Ihnen sagen: „„Bei diesem Lichtstrahle, der uns Beide beleuchtet, schauen Sie mich an, mich die Unterdrückte, mich die Gefangene, mich die Sklavin; ich bin es, die ruhig und gläubig ist, und Sie sind voll Zorn und Zweifel. Es gibt also einen Gott, und dieser Gott erlaubt, daß ich ruhig bin, und daß Sie aufgeregt sind.""

„Mina," sprach der junge Mann, indem er sich vor ihr auf die Kniee warf, „Sie haben Recht, man muß an den Gott glauben, der Sie gemacht hat. Es fehlt mir nur Eines, um an ihn zu glauben: das ist Ihre Liebe. Lieben Sie mich, und ich werde an ihn glauben."

Das Mädchen erhob sich und machte einen Schritt rückwärts, um sich von Lorédan zu entfernen.

„An dem Tage, wo ich Sie liebe," sprach Mina, „werde ich nicht mehr an ihn glauben, weil ich dann der Ehre und der Redlichkeit den Verrath und das Verbrechen vorziehe."

„Mina," sagte der junge Mann aufstehend und eine Ruhe heuchelnd, welche offenbar fern von ihm war, „ich sehe wohl, daß ich der Vernünftigere von uns Beiden sein muß; nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie uns zurückkehren!"

„So lange Sie im Schlosse sind, kehre ich nicht dahin zurück, mein Herr."

„Mina, ich schwöre Ihnen, daß ich, sobald Sie zu Hause sind, abgehen werde."

„Gehen Sie zuerst ab, und ich werde sodann zurückkehren."

„Sie werden Ursache sein, daß ich mich zu einem äußersten Schritte hinreißen lasse!" rief der junge Mann.

„Hier, im Angesichte Gottes, werden Sie es nicht wagen," sprach Mina nach dem Himmel deutend.

„Nun wohl, ich gehe, da Sie mich wegjagen, doch Sie werden mich zurückrufen."

Mina lächelte verächtlich.

„Gute Nacht, Mina! . . Ah! ist Justin verloren, so halten Sie sich nur an sich selbst."

„Justin ist wie ich unter der Obhut Gottes, und die Bösen vermögen eben so wenig gegen ihn, als sie gegen mich vermögen."

„Das werden wir sehen . . . Gute Nacht, Mina," sagte der junge Mann.

Und er entfernte sich rasch eine Art von Gebrüll des Zornes ausstoßend.

Nach zehn Schritten blieb er stehen und wandte sich um, um zu sehen, ob ihn Mina nicht zurückrufe.

Mina stand unbeweglich da und hatte nicht einmal auf sein „gute Nacht!" geantwortet.

Er machte eine Geberde der Drohung und verschwand.

Der Starke war am Schwachen gebrochen.

Mina sah ihn weggehen, ohne eine Bewegung zu machen; als sie ihn aber aus dem Gesichte verloren hatte, als das Geräusch seiner Tritte in der Ferne er-

loschen war, als sie sich ganz allein und ihrer Schwäche überlassen glaubte, da stellte sich ohne Zweifel das Gefühl dieser Schwäche ihrem Geiste dar, denn sie sank wie vernichtet auf die Bank, und ihre, während der ganzen Scene durch das Gefühl ihrer Würde zurückgehaltenen, Thränen stürzten ungestüm hervor.

„Mein Gott!" rief sie, indem sie mit einer verzweifelten Bewegung ihre beiden Arme zum Himmel erhob, „mein Gott! wirst Du nicht die Hand über mich ausstrecken, Deine barmherzige Hand! Oh! mein Gott! Du weißt, nicht für mich, nicht für mein Leben flehe ich Dich an, sondern für denjenigen, welchen ich liebe. Verfüge über Deine demüthige Magd, aber Gnade für Justin; den Tod oder ein Dasein der Schmerzen für mich, rette aber Justin! Herr!" fügte sie bei, indem sie von ihrer Bank hinabglitt und auf die Kniee fiel, „Herr! höre mich! Herr! antworte mir!"

Sodann, mit einem herzzerreißenden Schluchzen:

„Ach! ach! bist Du denn zu fern, um mich zu hören?"

„Nein, Mina," sagte Salvator mit sanfter und zugleich klangvoller Stimme, „er hat Sie gehört, und er schickt mich Ihnen zu Hülfe."

„Großer Gott!" rief Mina, indem sie erschrocken und bereit zu fliehen aufsprang, „wer ist da, und wer spricht mit mir?"

„Seien Sie ohne Furcht, Mina, ein Freund von Justin!"

Doch trotz der beruhigenden Worte, die sie gehört, stieß Mina einen Angstschrei aus, als sie diesen Mann aus der Dickung begleitet von einem Hunde von der maßlosen Größe der Thiere der Apokalypse hervorkommen sah, diesen Mann, der der Abgesandte Gottes und der Freund von Justin zu sein behauptete.

Es war wirklich eine fantastische Erscheinung, und das Mädchen, das sich dieselbe vergebens zu erklären

suchte, drückte seine beiden Hände an seine Augen, neigte das Haupt und murmelte:

„Oh! wer Sie auch sein mögen, seien Sie willkommen! Alles, Alles, Alles eher, als diesem Schändlichen angehören!“

Und nun begreift der Leser, warum die Nachtigall nicht in einem Parke sang, wo sich so erschreckliche Dinge zutrugen.

CXXXIII.

Erklärungen.

Die erste Bewegung von Mina, und das ist leicht zu begreifen, war ganz die des Schreckens gewesen; als sie aber die sanfte, sympathetische Stimme von Salvator hörte, als sie begriff, er habe drei Schritte vor ihr angehalten und bleibe hier stehen, weil er es nicht wage, weiter zu gehen, aus Furcht, ihre Angst zu verdoppeln, da ließ sie sachte die Hände fallen, mit denen sie sich das Gesicht verschleiert hatte, und nachdem ihre Augen einen Blick mit denen von Salvator gewechselt, sah sie ein, daß hier, wie es der junge Mann gesagt, ihr Heil war.

Sicher, daß sie es mit einem Freunde zu thun hatte, war sie es, welche die Entfernung durchschritt, die sie noch von einander trennte.

„Fürchten Sie sich nicht, Mademoiselle,“ sagte Salvator.

„Sie sehen wohl, daß ich mich nicht fürchte, mein Herr, da ich es bin, die zu Ihnen kommt.“

„Und Sie haben Recht, denn Sie haben nie einen

besseren, zärtlicheren, ergebeneren Freund gehabt als mich!"

„Ein Freund! zum zweiten Male sprechen Sie dieses Wort aus, mein Herr, und ich kenne Sie doch nicht."

„Das ist wahr, Mademoiselle; doch in einem Augenblicke werden Sie mich kennen . . ."

„Vor Allem," unterbrach Mina Salvator, „sind Sie schon lange hier?"

„Ich war hier, als Sie kamen und sich auf diese Bank setzten."

„Sie haben also gehört . .?"

„Alles! Das ist das, was Sie zu wissen wünschen, ehe Sie mir antworten, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun wohl, glauben Sie mir, ich habe nicht ein Wort von dem verloren, was Herr Lorédan von Valgeneuse gesagt hat, nicht ein Wort von dem, was Sie ihm erwiedert haben, und meine Bewunderung für Sie, meine Verachtung gegen ihn haben in gleichem Maße zugenommen."

„Nun noch eine Frage, mein Herr."

„Sie wünschen ohne Zweifel zu wissen, wie ich mich hier befinde?"

„Nein, mein Herr, ich habe Vertrauen zu dem Gotte, den ich anrief, als Sie mir erschienen, und ich glaube, es ist die Vorsehung, die Sie auf meinen Weg gestellt hat. Nein," — das Mädchen warf einen neugierigen Blick auf das Jägercostume, das der junge Mann trug, und das keinen gesellschaftlichen Rang bezeichnete, — „nein, ich wollte Sie nur fragen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe."

„Wozu soll es nützen, daß ich Ihnen sage, wer ich bin? Ich bin ein Räthsel, dessen Auflösung in den Händen der Vorsehung ist. Was meinen Namen betrifft, so werde ich Ihnen den sagen, unter welchem man mich kennt. Ich heiße Salvator; nehmen Sie

diesen Namen als eine gute Vorbedeutung an: er bedeutet Retter."

„Salvator!" wiederholte das Mädchen. „Ein schöner Name, dem ich vertraue."

„Es gibt einen andern, dem Sie noch viel mehr vertrauen würden."

„Sie haben ihn schon einmal ausgesprochen, nicht wahr? . . Der von Justin?"

„Ja."

„Sie kennen also Justin, mein Herr?"

„Um vier Uhr diesen Nachmittag war ich noch bei ihm."

„Oh! mein Herr, ich hoffe, er liebt mich immer?"

„Er betet Sie an!"

„Der arme Justin . . . und er ist ohne Zweifel sehr unglücklich?"

„Er ist in Verzweiflung!"

„Ja, doch nicht wahr, Sie werden ihm sagen, daß Sie mich gesehen haben? Sie werden ihm sagen, daß ich ihn immer liebe, und daß ich nur ihn liebe, daß ich nie einen Andern als ihn lieben werde, und daß ich eher sterben als einem Andern angehören werde!"

„Ich werde ihm sagen, daß ich Sie gesehen und gehört habe; doch merken Sie wohl auf: wir müssen dieses seltsame Zusammentreffen von Ereignissen benützen, das mich in der Stunde, wo ich die Spur eines Verbrechens verfolge, zu einem andern führt, als ob sich die schändlichen Netze des Mordes und der Entführung durchkreuzten. Es ist kein Augenblick zu verlieren: die Nacht rückt vor. Sie haben mir tausend Dinge zu sagen, zu erzählen, bei denen es wichtig ist, daß ich sie weiß, wichtig, daß Justin selbst sie erfährt . . ."

Mina machte eine Bewegung.

„Ich werde anfangen, damit Sie keinen Zweifel hegen, und Sie werden erst sprechen, wenn Sie wissen, an wen Sie Ihre Worte richten."

„Mein Herr, das ist unnöthig!"

„Ich habe von Justin mit Ihnen zu sprechen.“

„Oh! dann höre ich,“ rief Mina.

Und sie setzte sich auf die Bank, und machte neben sich für Salvator den Platz, nach dem Lorédan, ohne ihn erhalten zu können, so sehr gestrebt hatte.

Brasil hätte gern nach der Dickung zurückkehren mögen, doch auf einen gebieterischen Befehl von Salvator legte er sich zu den Füßen von diesem und von Mina.

„Seien Sie willkommen, mein Herr, Sie, der Sie von Seiten dieses Engels der Güte kommen, den man Justin nennt. Wiederholen Sie mir, nicht wahr? Alles, was er gesagt hat, Alles, was er gethan hat, als er mich nicht in Versailles fand.“

„Alles, Alles werden Sie erfahren,“ erwiederte Salvator, indem er sanft und brüderlich die Hand drückte, die sie ihm reichte, und welche seinen Händen zu entziehen ihr eben so wenig einfiel, als es ihm einfiel, ihr dieselbe zurückzugeben.

Alsdann erzählte ihr Salvator Wort für Wort das Drama, dessen Entwicklung wir beigewohnt haben; wie, durch die Töne des Violoncells zum Schulmeister geführt, er und Jean Robert ihm ihre Dienste und ihre Ergebenheit angeboten hatten; wie sie von ihm weggehend Babolin getroffen; wie dieser einen Brief brachte; wie dieser Brief die Entführung von Mina mittheilte; wie Justin und Jean Robert sich zur Brocante begeben hatten, während er, Salvator, nach der Polizei lief und Herrn Jackal nach Versailles führte. Er detaillirte Mina auf eine Art, daß dieser kein Zweifel über den Antheil blieb, den der Erzähler an dieser Expedition genommen hatte, die Eintheilung des Pensionnats von Madame Desmarets, das Innere vom Zimmer des Mädchens, den Plan des Gartens, durch den es entführt worden war, und mehr als einmal fühlte er vor Entsetzen die Hand von Mina schauern, die auch mehr

als einmal aus Scham über ihre enthüllten Geheimnisse zitterte.

Als er sodann in die geringsten Einzelheiten hinsichtlich der Schritte eingegangen war, die er gemacht hatte, um Mina wiederaufzufinden, Schritte, welche bis dahin fruchtlos geblieben, als er ihr von der Traurigkeit und Dunkelheit des Hauses gesagt hatte, aus dem die Freude und das Licht entflohen waren, und das sich auf die Mutter, auf den Bruder und die Schwester beschränkt sah, da hörte er seinerseits, denn es war an Mina, zu sprechen und Salvators Erzählung durch Erzählung zu erwiedern.

In dem Augenblicke, wo Mina den Mund öffnete, um zu beginnen, hielt sie Salvator durch eine letzte Ermahnung zurück.

„Vor allen Dingen," sagte er zu ihr, „liebe Braut meines Justin, theure Schwester meiner Seele, vergessen Sie keinen der einzelnen Umstände Ihrer Entführung; es ist wichtig, Alles zu wissen, wie Sie wohl begreifen. Wir kämpfen gegen einen Feind, der für sich die zwei Dinge hat, welche die Straflosigkeit hienieden machen: der Reichthum und die Macht."

„Oh! seien Sie unbesorgt," erwiederte Mina, „lebte ich hundert Jahre, ich würde mich der geringsten Episoden dieser entsetzlichen Nacht erinnern, wie ich mich derselben am andern Morgen erinnerte, wie ich mich ihrer heute erinnere."

„Ich höre."

„Ich hatte den ganzen Abend mit Susanne von Valgeneuse zugebracht, sie in einem Fauteuil am Fuße meines Bettes sitzend, ich ein wenig leidend und auf meinem Bette liegend, in ein großes Nachtgewand gehüllt; wir sprachen von Justin; die Zeit verging schnell. Wir hörten elf Uhr schlagen. Ich bemerkte gegen Susanne, es sei schon sehr spät, und es wäre Zeit, uns zu trennen.

„„Drängt es Dich so sehr, zu schlafen?"" sagte

sie zu mir. „„Ich, was mich betrifft, ich habe noch keine Lust hiezu. Laß uns plaudern.““

„Sie schien in der That aufgeregt, fieberhaft; sie horchte aufmerksam auf das geringste Geräusch; sie schaute nach dem Fenster, als hätte ihr Blick durch den doppelten Vorhang in den Garten sehen wollen. Zwei- oder dreimal fragte ich sie:

„„Was hast Du denn?““

„„Ich? nichts,““ antwortete sie jedes Mal.

„Ich täuschte mich also nicht,“ unterbrach Salvator.

„Was dachten Sie, mein Freund?“

„Sie sei vom Complotte gewesen.“

„Da mir ihre Aufregung immer wieder einfiel, so glaubte ich es am Ende auch,“ sprach Mina. „Ein Viertel vor Mitternacht stand sie endlich auf und sagte zu mir:

„„Schließe Deine Thüre nicht, meine liebe Mina, ich kann nicht schlafen und werde wahrscheinlich wiederkommen.““

„Sie küßte mich und ging weg ... Ich fühlte ihre Lippen beben in dem Augenblicke, wo sie meine Stirne berührten.“

„Verrätherischer Kuß, Judas-Lippen!“ murmelte Salvator.

„Ich hatte auch keine Lust, zu schlafen, doch ich wünschte allein zu sein ...“

„Um die Briefe von Justin wiederzulesen, nicht wahr?“ sagte Salvator.

„Ja! Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte Mina erröthend.

„Wir haben sie auf Ihrem Bette und auf dem Boden zerstreut gefunden.“

„Oh! meine Briefe, meine theuren Briefe! was ist aus ihnen geworden?“ rief Mina.

„Seien sie hierüber ruhig: Justin hat sie.“

„Oh! wie gern möchte ich sie haben, und wie fehlen sie mir hier!"

„Sie werden sie bekommen."

„Ich danke, mein Bruder," sagte Mina, Salvator die Hand drückend.

Und sie fuhr fort:

„Ich las also diese theuren Briefe, als es Mitternacht schlug; ich dachte, es sei Zeit, mich auszukleiden und mich zur Ruhe zu begeben. Doch in dem Augenblicke, wo ich dies dachte, schien es mir, ich höre Tritte in dem von der Treppe nach dem Garten gehenden Corridor: ich glaubte, es sei Susanne, welche zurückkomme. Die Tritte gingen an meiner Thüre vorbei, und das Geräusch erlosch.

„„Bist Du es, Susanne?"" fragte ich.

„Nichts antwortete.

„Ich glaubte sodann die Riegel der Thüre vom Garten ziehen und diese Thüre sich auf ihren Angeln drehen zu hören! — Niemand ging, wenn es Nacht geworden war, in diesem düstern, ungeheuren Garten, von welchem aus man in ein ödes Gäßchen gelangte. Das Geflüster mehrerer Stimmen drang bis zu mir; ich richtete mich in meinem Bette auf und horchte ganz schauernd: ich hörte mein Herz gewaltig schlagen . . .

„In diesem Augenblicke knisterte die Kerze und verdüsterte sich, wie es der Sage nach geschieht, wenn sie nahe daran ist, ein Unglück zu beleuchten.

„Meine Augen waren auf die Thüre geheftet; ich hatte nur einen Schritt zu machen, um den Schlüssel zu drehen und den Riegel vorzuschieben: ich ließ eines von meinen Beinen auf den Boden gleiten. Mir schien, außen suche eine Hand den Knopf meiner Thüre. Ich stürzte hinzu; doch in dem Momente, wo ich mit der Spitze meiner Finger den Riegel vorschieben wollte, öffnete sich die Thüre gewaltsam, meine Hand zurückstoßend, und im Halbschatten des Corridors erblickte ich zwei verlarvte Männer! — Etwas entfernter hinter

ihnen, wie ein Gespenst, sah ich eine Frau sich schleichen.

„Ich stieß einen Schrei aus, einen einzigen. Ich fühlte mich um den Leib gefaßt, eine Hand wurde auf meinen Mund gedrückt . . . Ich hörte, daß man meine Thüre von innen wieder schloß, und daß man die Riegel wieder vorschob; sodann, statt der Hand, war es ein Sacktuch, was man über meine Lippen ausbreitete und so stark zusammenzog, daß es mir fast unmöglich wurde, zu athmen... Ich verrichtete mein Gebet, denn ich glaubte, ich werde durch Erstickung sterben."

„Armes Kind!" murmelte Salvator.

„Ich schlug mit den Armen die Luft; doch eine kräftige Hand ergriff sie, zog sie hinter meinen Rücken und band mir hier die Faustgelenke mit einem Sacktuche zusammen. Schon Anfangs war, geschah es durch Zufall oder mit Absicht, die Kerze erloschen. Ich hörte, daß man die Vorhänge aus einander that und das Fenster öffnete. Ein Gefühl von Kühle kam bis zu mir; die Dunkelheit meines Zimmers hellte sich allmälig ein wenig auf: ich bemerkte durch den Rahmen des Fensters die schwarzen Bäume und den trüben Himmel. Ein dritter Verlarvter wartete am Fenster, außen im Garten. Ich fühlte, daß mich Einer von denen, welche mich gepackt hatten, aufhob und von innen nach außen brachte.

„„Hier ist sie!"" sagte er.

„„Mir scheint, sie hat geschrieen?"" sagte der Mann vom Garten.

„„Ja, doch Niemand hat es gehört, oder wenn man es gehört hat und man kommt, so ist das Fräulein auf der Treppe; das Fräulein wird sagen, es habe einen falschen Tritt gemacht, sich dabei den Fuß verrenkt, und der Schmerz habe ihr einen Schrei entrissen.""

„Das Wort: das Fräulein, erinnerte mich an die Frau, die ich zu sehen geglaubt hatte. Da durchzuckte der erste Verdacht, Susanne sei Mitschuldige

meiner Entführung, und Einer von den Verlarvten sei ihr Bruder, wie ein Blitz meinen Geist. War dies der Fall, so hatte ich nichts mehr für mein Leben zu fürchten; würde ich aber etwas dabei gewinnen, daß ich mein Leben rettete?

„Wähend dieser Zeit wurde ich durch den Garten getragen; derjenige, welcher mich trug, hielt am Fuße einer Mauer an, an deren Kappe eine Leiter angelegt war. Ich fühlte mich über diese Mauer emporgehoben, und mir schien, drei vereinigte Personen bewerkstelligen diese gefährliche Ueberschaffung.

„Eine zweite Leiter war auf der andern Seite der Mauer aufgerichtet; ein Wagen stand unten an der Leiter.

„Ich erkannte das öde Gäßchen, das am Garten hinlief.

„Man hob mich mit derselben Vorsicht hinab, mit der man mich emporgehoben hatte. Einer von den Männern stieg vor mir in den Wagen; die zwei Anderen schoben mich hinein. Mein Reisegefährte ließ mich in den Fond sitzen und sagte zu mir:

„„Fürchten Sie sich nicht, man will Ihnen nichts zu Leide thun.""

„Einer von den zwei Männern, welche außen geblieben waren, schloß den Wagenschlag; der Andere sagte zum Kutscher:

„„An den bewußten Ort!""

„Der Wagen ging im Galopp ab. — An den Worten: „„Fürchten Sie sich nicht, man will Ihnen nichts zu Leide thun,"" hatte ich die Stimme des Bruders von Susanne, des Grafen Lorédan von Valgeneuse, erkannt."

„Ja," sagte Salvator, „die Stimme von dem, welcher so eben hier war, dem ich so leicht eine Kugel in den Kopf jagen konnte! Doch ich bin kein Mörder . . . Fahren Sie fort, Mina."

CXXXIV.

Der Weg.

„Sobald wir außerhalb Versailles waren," fuhr das Mädchen fort, „knüpfte der Graf von Valgeneuse das Sacktuch auf, das meinen Mund bedeckte, so wie das, mit welchem meine Hände gebunden waren. Ich hatte blutige Lippen, und über vierzehn Tage behielt ich an meinen Händen das bläuliche Mahl des Knotens ..."

„Der Elende!" murmelte Salvator.

„„Mademoiselle,"" sagte er zu mir, „„Sie sehen, daß ich Ihnen Alles, was ich kann, von Freiheit wiedergebe. Schreien Sie nicht, rufen Sie nicht: ich erkläre Ihnen, daß ich die Ehre, sogar das Leben von Herrn Justin in meinen Händen halte.""

„„Sie?"" rief ich mit Verachtung.

„„Ich werde Ihnen den Beweis von dem, was ich sage, geben. Mittlerweile gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Wahrheit sage.""

„„Ihr Ehrenwort?"" wiederholte ich. „„Schwören Sie bei etwas Anderem, mein Herr, wenn ich Ihnen glauben soll.""

„„Wie dem sein mag, überlegen Sie sich meine Worte.""

„„Ja, mein Herr, und ich sage Ihnen zum Voraus, daß meine Reflexionen mich abhalten werden, Ihnen zu antworten. Es ist also unnütz, daß Sie sprechen.""

„Ohne Zweifel ließ es sich der Graf gesagt sein, denn auf dem ganzen Wege sprach er nicht ein einziges Wort mehr.

„An der Barrière hielt der Wagen an, und man öffnete zu gleicher Zeit beide Schläge. Ich war im

Begriffe, hinauszustürzen: der Graf versuchte es nicht einmal, mich zurückzuhalten, er sagte mir nur das Wort: „„Sie wissen, daß Sie Justin tödten!““

„Ich wußte nicht, wie ich ihn tödtete, doch ich schätzte meinen Entführer und hielt ihn zu Allem fähig. Ich kauerte mich stillschweigend in die Ecke des Wagens. Wir gelangten nach Paris.

„Der Wagen erreichte die Champs-Elysées, folgte dem Rande des Wassers, fuhr über eine Brücke, machte ein paar Schritte in einer Straße und hielt an. Der Kutscher rief: „„Das Thor auf!““ Das Thor öffnete sich schwerfällig. Der Wagen fuhr in einen Hof ein; ich stieg aus. Der Hof war auf allen Seiten von Gebäuden eingeschlossen, eine von seinen Seiten, die der Mauer, welche auf die Straße ging, ausgenommen...“

„Ja, so ist es,“ murmelte Salvator.

„Ich stieg eine Freitreppe hinauf.“

„Fünf Stufen?“

„Ja, ich habe sie gezählt. Woher wissen Sie das?“

„Fahren Sie fort, mein Kind, fahren Sie fort, ich folge Ihnen Schritt für Schritt.“

„Wir traten in ein großes Vestibule ein. Eine kleine Thüre öffnete sich vor mir, eine Treppe schien sich von selbst meinen Füßen zu bieten; ich stieg achtzehn Stufen hinauf.“

„Eine mehr, welche die Schwelle des Zimmers bildete, in das man Sie führte.“

„So ist es! so ist es! Ich wußte durchaus nicht, wo ich war.“

„Ich weiß es: Sie waren in der Rue du Bac, in dem Hotel, das der Marquis von Valgeneuse, der Vater des Grafen, von seinem älteren Bruder geerbt hat, der ohne Erben gestorben ist,“ fügte Salvator bei, indem er einen seltsamen Ausdruck diesen fünf Worten gab.

„Ja, nun bedenke ich . . . das ist möglich . . Eine Thüre öffnete sich vor mir auf eine beinahe so

zauberhafte Art wie die anderen. Ich war in einem großen, ganz mit Tapetenwerk ausgeschlagenen, ganz mit eichenen Meubles ausgestatteten Zimmer, das eine Bibliothek zu sein schien, wegen der großen Menge an der Wand aufgestellter, auf den Stühlen, auf den Tischen aufgehäufter und sogar auf den Boden geworfener Bücher."

„Ja," sagte Salvator, „das Atelier."

„„„Wollen Sie hier einen Moment warten,"'" sprach der Graf zu mir, „„„und fürchten Sie nichts: Sie sind hier bei mir; damit sage ich Ihnen, daß Sie keine Gefahr laufen. In einem Augenblicke werde ich die Ehre haben, Sie wiederzusehen; ich habe einige Anordnungen zu treffen, und wir werden sogleich wieder abreisen. Haben Sie etwas nöthig, so brauchen Sie nur zu klingeln: im anstoßenden Zimmer ist eine Kammerfrau zu Ihren Diensten."'"

„Und er entfernte sich, ohne meine Antwort abzuwarten, fest überzeugt, wie er war, ich werde ihm nicht antworten. Kaum war ich allein, als mir der Gedanke kam, mich aus dem Fenster zu stürzen und mir die Hirnschale auf dem Pflaster zu zerschmettern; doch die einzige Oeffnung, die dieses Zimmer, außer den Thüren, hatte, war am Plafond, das heißt in einer Höhe von mehr als fünfzehn Fuß, angebracht. Ich warf mich auf die Kniee und rief Gott an. Unglücklicher Weise war ich, ohne Zweifel, noch nicht genug geprüft: Gott antwortete mir nicht, wie er es so eben durch Ihre Stimme gethan hat, und ich hatte keinen andern Trost, als den, alle Thränen meiner Augen zu weinen. In diesem Momente durchzuckte eine Idee meinen Geist: an Justin schreiben . . .

„Ich fand Papier, doch man hatte die Federn und die Tinte weggenommen. Zum Glücke fand sich auf dem Tische ein vergessenes Portefeuille; dieses Portefeuille enthielt einen Bleistift: ich zog ihn rasch aus seinem Futteral und schrieb in Eile zwei Zeilen. Ich

befürchtete nur Eines: ich hatte Justin so wenig gesagt, ich liebe ihn, daß er mich für schuldig halten konnte! Was ich ihm schrieb? ich weiß nichts mehr davon..."

„Ich weiß es," sagte Salvator.

„Sie wissen es?"

„Ja, weil ich dabei war, als er den Brief erhielt. Sie schrieben ihm folgende paar Worte:

„„Man entführt mich mit Gewalt, man schleppt mich fort ... ich weiß nicht, wohin! Zu Hülfe, Justin! Rette mich, mein Bruder! oder räche mich, mein Gatte! „„Mina.""

„Nur frage ich Sie, welche Mittel haben Sie angewandt, um ihm dieses Billet zukommen zu lassen? Das ist uns immer dunkel geblieben, und ich glaube, bei diesem Punkte hatte uns die Brocante etwas zu verbergen."

„Mit zwei Worten will ich es Ihnen sagen," erwiederte Mina. „Kaum hatte ich die Adresse geschrieben, als ich ein Geräusch von Tritten im Gange hörte. Ich verbarg den Brief in meiner Brust und wartete. Eine Kammerfrau erschien und stellte sich mir zur Verfügung: ich schlug ihre Dienste aus, und sie entfernte sich wieder.

„Der Brief war geschrieben; doch wie ihn an seine Adresse gelangen machen? Ich fügte den Reiz einer starken Belohnung der Aufschrift bei, und rechnete auf die Vorsehung ... Ich hörte aufs Neue Geräusch im Gange, und diesmal war es der Graf, der wiedererschien.

„„Sind Sie bereit, mich zu begleiten?"" fragte er mich.

„„Sie wissen wohl, daß ich nichts Anderes thun kann,"" erwiederte ich.

„Und ich stand auf.

„„So kommen Sie,"" sprach er kalt.

„Ich folgte ihm.

„Wir gingen dieselbe schmale Treppe hinab, und ich befand mich wieder in demselben Hofe, den ich bei meiner Ankunft durchschritten hatte. Unten an der Treppe stand ein Wagen von einer anderen Form und einer anderen Farbe, als der, welcher uns gebracht hatte. Der Graf ließ mich zuerst einsteigen und stieg nach mir ein. Das Thor öffnete sich aufs Neue, und der Wagen ging ab.

„Ich kenne Paris nicht, so daß ich nicht sagen kann, durch welche Straßen wir passirten; übrigens dachte ich nur an Eines, ich hatte nur eine fixe Idee: meinen Brief Justin zukommen lassen. Ich konnte wohl die Hitze vorschützen, das Fenster des Wagens öffnen und meinen Brief auf die Straße werfen; doch es war so kothig, und die Vorübergehenden hätten darauf treten können, ohne ihn zu sehen . . . Was war zu thun? . . . Ich erblickte von fern Lichter, etwas wie Fackeln, die man bewegte: es waren Masken, wie mir schien. Ich verlangte, daß das Fenster niedergelassen werde; doch der Graf, der ohne Zweifel befürchtete, ich werde um Hülfe rufen, weigerte sich förmlich.

„„Ich ersticke aber!““ sagte ich.

„„In einem Augenblicke werden Sie Luft haben.““ antwortete er.

„Wir fuhren mitten über eine Art von Markt, und kamen in eine lange Reihe von schmalen, schlecht gepflasterten Gassen, wo die Pferde jeden Augenblick stolperten, Ich erblickte von fern ein zitterndes kleines Licht, das auf einem Weichsteine befestigt zu sein schien; sodann, beim Schimmer dieses Lichtes, kam es mir vor, als bewegte sich eine menschliche Gestalt. Eine Idee tauchte in meinem Geiste auf: diese menschliche Gestalt war wahrscheinlich ein Lumpensammler; wer es auch sein mochte, hörte dieser Mensch in seiner Nähe irgend einen Gegenstand fallen, so würde er nicht unterlassen,

diesen Gegenstand aufzuheben, und, wahrnehmend, welche Belohnung versprochen war, den Brief an seine Adresse tragen. Wie es aber machen, daß er den Brief fallen hörte? . . Der Wagen fuhr indessen rasch weiter; wir näherten uns dem Lichte; ich erschaute deutlich eine Frau.

„„Gut!““ sagte ich zu mir selbst, „„diese Frau geht suchend von einem Pflastersteine zum andern; sie wird meinen Brief finden.““

„Ich zog meinen Brief hervor, indem ich aber die Hand in meine Brust steckte, fühlte ich eine Kette; diese Kette hielt eine kleine Uhr, die mir Justin geschenkt hatte . . . Armes Uehrchen! . . . das war Alles, was ich von Justin hatte . . . Alles, was ich von Justin hatte, — ich irre mich: ich hatte im Gegentheile nichts, was nicht von Justin kam. War er es nicht, der mir seit neun Jahren Alles gab, was ich brauchte? Armes Uehrchen! es hatte mir so oft die Stunde gesagt, wo Justin kommen sollte; es hatte mich nie verlassen, weder bei Tage, noch bei Nacht, und ich sollte mich davon trennen! .. Ja, doch geschah es nicht in der Hoffnung, Justin wiederzusehen, daß ich dieses Opfer brachte? .. Ich nahm es von meinem Halse und küßte es bitterlich weinend; ich wickelte den Brief um das Uehrchen und die Kette um den Brief. In diesem Augenblicke hielt der Wagen an. Wir waren zu dem Weichsteine gekommen, auf welchem die Laterne stand. Der Graf öffnete das Vorderfenster, wandte sich an den Kutscher und rief ihm zu:

„„Warum hältst Du an, Elender?““

„„Herr Graf,““ antwortete der Kutscher, „„dieses Weib sagt mir, man könne nicht passiren, weil man von Neuem pflastere.““

„„Dann kehre um und fahre durch eine andere Straße.““

„„Das thue ich, Herr Graf.““

„Das war eine Gnade, die mir der Himmel gewährte. Indeß sich der Graf vorwärts neigte, streckte

ich den Arm durch das niedergelassene Fenster und warf mein Päckchen so hurtig, als ich konnte, hinaus. Es schlug an die Mauer, an die der Weichstein angelehnt war, und ich fühlte mein Herz brechen, als ich das Geräusch vom Zerspringen des Glases meiner Uhr hörte. Armes Uehrchen! ich hatte Zeit gehabt, es hinauszuwerfen und den Arm zurückzuziehen, ehe der Graf sich umwandte: er bemerkte nichts. Der Wagen drehte sich um sich selbst, und bei der Bewegung, die er machte, hatte ich noch Zeit, die Lumpensammlerin ihre Laterne nehmen, das Pflaster beleuchten und das Päckchen aufheben zu sehen. Von diesem Augenblicke an hielt ich mich für gerettet, und ich beschloß, mich mit Geduld zu waffnen. Zwei Stunden nachher fuhren wir in das, seit sieben bis acht Jahren unbewohnte, Schloß ein, das der Graf einen Monat vorher, in der Absicht, mich dahin zu führen, gemiethet hatte.

„„Mademoiselle,““ sagte er zu mir, „„Sie sind zu Hause: hier ist Ihr Zimmer: man wird nicht eintreten, ohne daß Sie rufen. Bedenken Sie, welches Loos Sie mit dem elenden Schulmeister in seinem Neste in der Rue Saint-Jacques erwartete, wo Sie jeden Tag gegen die Bedürfnisse des Lebens kämpfen mußten, und vergleichen Sie es mit dem, das Ihnen ein Mann von meinem Range, Herr über zweimal hunderttausend Livres Einkommen, bietet, ein Mann, der aus der ganzen Welt Ihr Königreich macht. Eine Kammerfrau wird sich zu Ihrer Verfügung stellen.“

Und er ging ab. Hinter ihm trat in der That eine Kammerfrau ein. Sie bot mir Abendbrod an; ich antwortete ihr, sie möge das Abendbrod in meinem Zimmer auftragen, und wenn ich in der Nacht Hunger habe, so werde ich essen. — Ich hatte weder das Bedürfniß, noch den Wunsch, das Abendbrod anzurühren; ich hegte eine Hoffnung. Diese Hoffnung wurde verwirklicht. Mit dem Dessert brachte man mir Messer, um das Obst zu schneiden. Ich nahm eines mit einer

dünnen, spitzigen Klinge; ich war schon halb gerettet. Da ich nicht wußte, was die geheimen Eingänge dieses Zimmers sein konnten, so schloß ich nicht einmal die sichtbaren Eingänge. Ich beabsichtigte, mich nicht zu Bette zu legen, und, wenn ich schlafen würde, beim Kamine in einem großen Lehnstuhle zu schlafen... Das Messer verbarg ich in meiner Brust; dann stellte ich mich durch ein frommes, tiefes Gebet unter die Obhut des Herrn, und ich wartete."

CXXXV.

Die Artikel 354, 355 und 356.

„Die Nacht verlief ruhig," fuhr Mina fort. „Ich war dergestalt gelähmt durch alle Erschütterungen, die ich erlitten hatte, daß ich entschlief. Allerdings wachte ich von fünf zu fünf Minuten schauernd wieder auf. Es kam der Tag, und mit dem Tage das Mißbehagen einer außer dem Bette zugebrachten Nacht. Das Feuer war dem Erlöschen nahe: ich fügte Holz dem bei, welches sich vollends verzehrte, und es gelang mir, mich wieder=zuerwärmen.

„Meine Fenster lagen gegen Sonnenaufgang, doch die Sonne schien an diesem Tage nicht aufgehen zu sollen. Ich trat ans Fenster und zog die Vorhänge zu=rück. Das Fenster ging auf eine Wiese, in deren Mitte, umgeben von Schilfrohr, das trübselige Wasser eines Teiches schlummerte; jenseits des Teiches dehnte sich ein Park aus, dessen Ende man vermöge einer geschickten Anlage nicht sehen konnte. Alles dies, stehendes Wasser,

vergelbter Rasen, ihrer Blätter entkleidete Bäume, — eine Dickung von Tannen ausgenommen, — Alles dies war von einer tiefen Melancholie! Ich liebte indessen die Natur mehr so: sie war wenigstens im Einklange mit der Stimmung meines Gemüthes.

„In dem Augenblicke, wo ich das Fenster öffnete, drang ein schwacher Sonnenstrahl, der einzige, der an diesem düstern Tage glänzte, durch die grauen Wolken. Ich wandte mich an ihn wie an einen Boten des Herrn; ich sandte ihm mein Gebet zu und flehte ihn an, es an den Fuß vom Throne Gottes, das heißt dahin zu tragen, von wo er ausging; ich sprach mit ihm von Justin mehr noch als von mir. Justin, der nicht wußte, was aus mir geworden war, der nicht wußte, ob ich ihn genug liebte, um den Verführungen und den Drohungen zu widerstehen, Justin schien mir mehr zu beklagen, als ich, sicher, wie ich war, daß ich mir selbst und folglich Justin treu bleiben werde.

„Während ich mein Gebet vollendete, kam es mir vor, als öffnete man meine Thüre. Ich wandte mich um und erblickte den Grafen. Ich ließ mein Fenster so wie es war: ich fand mich weniger vereinzelt, da ich vor mir diesen auf das große Gemälde des Himmels geöffneten Rahmen hatte. Ich klammerte mich am Gitter an.

„„Mademoiselle,““ sagte der Graf zu mir, „„ich hörte Sie Ihr Fenster öffnen, und da ich hieraus schloß, Sie seien aufgestanden, so erlaubte ich mir, bei Ihnen zu erscheinen.““

„„Ich habe mich nicht zu Bette gelegt, wie Sie sehen können,““ antwortete ich.

„„Und Sie haben Unrecht gehabt, Mademoiselle. Sie sind hier so sehr in Sicherheit, als wenn Sie von Ihrer Mutter bewacht würden.““

„„Hätte ich das Glück, eine Mutter zu besitzen, mein Herr, so wäre ich ohne Zweifel nicht hier.““

„Er schwieg einen Augenblick.

„„Sie betrachteten die Landschaft!““ sagte er sodann. „„In diesem Augenblicke des Jahres muß sie Ihnen traurig dünken; doch im Frühling ist sie, wie man versichert, eine der schönsten der Umgebung von Paris.““

„„Wie! im Frühling?““ rief ich. „„Sie denken also, ich werde im Frühling noch hier sein?““

„„Sie werden sein, wo Sie wollen, in Rom, in Neapel, in Italien, überall, wo es Ihnen beliebt, überall, wohin Sie dem Manne, der Sie liebt, Ihnen zu folgen erlauben werden.““

„„Sie sind verrückt, mein Herr,““ erwiederte ich.

„„Sie haben also nicht überlegt?““ fragte der Graf.

„„Doch, mein Herr.““

„„Und das Resultat Ihrer Ueberlegung?““

„„Ist, daß man in unserer Zeit nicht im Ernste ein Mädchen entführt, so vereinzelt es auch sein mag.““

„„Ich verstehe Sie nicht.““

„„Ich will mich verständlich machen. Nehmen Sie an, ich sei Gefangene in diesem Zimmer . . .““

„„Sie sind es nicht, Gott sei Dank! Dieses ganze Haus ist zu Ihrer Verfügung, — mit seinem Parke.““

„„Und Sie rechnen darauf, daß ich, Dank sei es den Mauern, welche zu hoch, um erstiegen zu werden, den Gittern, welche zu stark, um durchbrochen zu werden, nicht werde fliehen können?““

„„Sie haben, um zu fliehen, nicht nöthig, die Mauern zu ersteigen: die Thüren sind von Morgens um sechs Uhr bis Abends um zehn Uhr offen.““

„„Nun,““ fragte ich erstaunt, „„wie hoffen Sie mich dann hier zurückzuhalten, mein Herr?““

„„Oh! mein Gott, indem ich einfach an Ihre Vernunft appellire.““

„„Erklären Sie sich.““

„„Sie lieben Herrn Justin, haben Sie mir gesagt?““

„„Ja, mein Herr, ich liebe ihn!““

„„Es wäre Ihnen also sehr leid, wenn ihm ein Unglück widerführe?““

„„Mein Herr!““

„„Das größte Unglück, was ihm zu dieser Stunde widerfahren könnte, ist nun, daß Sie es versuchten, aus diesem Schlosse zu entfliehen.““

„„Wie so?““

„„Weil Herr Justin für Sie bezahlen würde.““

„„Justin würde für mich bezahlen! Und was hat denn Justin mit Ihnen zu thun?““

„„Nicht mit mir, Mademoiselle, sondern mit dem Gesetze.““

„„Wie, mit dem Gesetze?““

„„Ja, versuchen Sie es, zu fliehen, fliehen Sie, und zehn Minuten, nachdem ich von Ihrer Flucht unterrichtet bin, ist Herr Justin im Gefängnisse.““

„„Im Gefängnisse, Justin? Mein Gott! welches Verbrechen hat er begangen? Oh! Sie wollen mich erschrecken; doch, Gott sei Dank! ich bin weder wahnsinnig, noch blödsinnig genug, um Ihnen auf das Wort zu glauben.““

„„Ich mache auch nicht darauf Anspruch, daß Sie mir so glauben sollen; werden Sie mir aber auf einen Beweis glauben?““

„Ich fing an zu erschrecken, als ich seine Zuversicht sah.

„„Mein Herr!““ stammelte ich.

„Er zog aus seiner Tasche ein kleines Buch, dessen Schnitt mehrfarbig gestreift war.

„„Kennen Sie dieses Buch?““ fragte er mich.

„„Ei! mir scheint, das ist ein Codex,““ erwiederte ich.

„„Ja, es ist ein Codex. Hier, nehmen Sie.““

„Ich zögerte.

„„Oh! ich bitte, nehmen Sie. Sie wollen Beweise, ich muß Ihnen solche geben, nicht wahr?“

„Ich nahm das Buch.

„„Sehr gut! Oeffnen Sie die Seite 800, Strafcodex, Buch III.““

„„Und dann?““

„„Paragraph 2.““

„„Paragraph 2?““

„„Lesen Sie . . . Bemerken Sie wohl, daß das nicht für Sie allein gedruckt ist; worüber Sie sich dadurch versichern können, daß Sie seines Gleichen beim Notar oder beim Maire holen lassen.““

„„Ich soll lesen?““

„„Ja, lesen Sie.““

„Ich las:

§. 2. Entführung von Minderjährigen.

„„Jeder, der durch List oder mit Gewalt Minderjährige entführt hat oder hat entführen lassen, oder sie hat weggeschleppt, weggebracht, weggenommen, oder dieselben hat wegschleppen, wegbringen, wegnehmen lassen, von den Orten, wohin sie diejenigen gebracht hatten, deren Autorität oder Leitung sie unterworfen oder anvertraut waren, hat die Strafe der Einsperrung zu erleiden.““

„Ich schlug die Augen zum Grafen auf, als wollte ich ihn befragen.

„„Fahren Sie fort,““ sagte er.

„Ich fuhr fort:

„„355. Ist diese so weggebrachte und entführte Person ein Mädchen unter sechszehn Jahren, so wird die Strafe Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit sein . . .““

„Ich fing an zu begreifen und erbleichte . . .“

„Der Elende!“ murmelte Salvator.

„„Das ist der Fall von Herrn Justin,““ sprach kalt der Graf.

„„Ja, mein Herr,““ erwiederte ich, „„nur mit dem Unterschiede, daß ich ihm freiwillig gefolgt bin, daß ich laut sagen werde, er habe mir das Leben gerettet, ich verdanke ihm Alles, ich . . .““

„Er unterbrach mich:

„„„Es ist für diesen Fall durch den folgenden Paragraphen vorhergesehen,““ sagte er. „„Lesen Sie.““

„Ich las.

„„„356. Hätte das Mädchen unter sechzehn Jahren zu seiner Entführung eingewilligt oder wäre freiwillig dem Entführer gefolgt, so wird dieser, wenn er volljährig, also einundzwanzig Jahre und darüber . . .““

„„„Herr Justin,““ unterbrach der Graf, „„war gerade zweiundzwanzig; ich habe mich nach seinem Alter erkundigt . . . Fahren Sie fort . . .““

„Ich fuhr fort:

„„„Einundzwanzig Jahre und darüber, zu Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit verurtheilt.““

„Das Buch entfiel meinen Händen.

„„„Aber statt bestraft zu werden,““ rief ich, „„würde Justin eine Belohnung verdienen.““

„„„Dies, Mademoiselle,““ erwiederte kalt der Graf, „„werden die Gerichte zu würdigen wissen. Ich muß Ihnen aber zum Voraus sagen, dafür, daß er eine Minderjährige entführt, daß er sie bei sich eingesperrt hat, daß er sie ohne die Einwilligung ihrer Verwandten wissend, diese Minderjährige sei reich, hat heirathen wollen, — ich muß Ihnen sagen, ich bezweifle, daß die Gerichte Herrn Justin den Tugendpreis dafür zuerkennen.““

„„„Oh!““ rief ich.

„„„In jedem Falle,““ fuhr der Graf fort, „„versuchen Sie es, zu fliehen, und die Frage wird bald entschieden sein.““

„Er zog aus seiner Tasche ein Papier, das er entfaltete. Dieses Papier war mit dem Staatssiegel versehen.“

„„„Was ist das noch?““ fragte ich ihn.

„„„Nichts: ein zum Voraus ausgefertigter Vorführungsbefehl, mit dem Namen von Herrn Justin bezeichnet, wie Sie sehen, und zu meiner Verfügung gestellt.

Die Freiheit von Herrn Justin ist also in meinen Händen. Eine Stunde nach Ihrer Flucht wird seine Ehre in den Händen der Gerichte sein.““

„Ich fühlte den Schweiß auf meiner Stirne perlen. Meine Beine wankten, als wollten sie mir den Dienst versagen; ich fiel in den nächsten Lehnstuhl.“

„Der Graf bückte sich, hob den Codex auf, und legte ihn offen auf meinen Schooß.

„„Hören Sie,““ sagte er, „„ich lasse Ihnen dieses Büchlein hier. Denken Sie über die Artikel 354, 355 und 356 nach, und behaupten Sie nicht mehr, es stehe Ihnen nicht frei, zu fliehen.““

„Und er grüßte mich mit einer geheuchelten Höflichkeit und ging weg...“

Salvator wischte auch seine Stirne ab.

„Ah!“ murmelte er, „er würde es machen, wie er sagt, der Elende!“

„Oh! ich dachte es wohl,“ erwiederte Mina. „Darum bin ich nicht geflohen, darum habe ich nicht an Justin geschrieben, darum habe ich geschwiegen, als wäre ich todt!“

„Und Sie haben wohl daran gethan.“

„Ich erwartete, ich hoffte, ich betete! Sie sind nun da: Sie sind der Freund von Justin, Sie werden entscheiden; in jedem Falle aber sagen Sie ihm...“

„Ich werde ihm sagen, Mina, Sie seien ein Engel!“ sprach Salvator, indem er vor dem Mädchen niederkniete und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte.

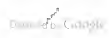
„Oh! mein Gott!“ rief Mina, „wie danke ich Dir, daß Du mir eine solche Hülfe geschickt hast!“

„Ja, Mina, danken Sie Gott, denn es ist die Vorsehung, die mich hieher geführt!“

„Sie hatten aber doch einen Verdacht?“

„Nein, keinen in Beziehung auf Sie: ich wußte nicht, wo Sie waren, an welchem Orte Sie wohnten; ich glaubte am Ende, Sie seien außerhalb Frankreich.“

„Was suchten Sie denn hier?“



„Oh! ich verfolgte ein anderes Verbrechen, das ich Ihnen nicht sagen kann, und dessen Aufsuchung ich für den Augenblick zu unterbrechen genöthigt bin… Beschäftigen wir uns mit dem Dringendsten, das heißt mit Ihnen. Jedes Ding zu seiner Zeit und wenn die Reihe an ihm ist."

„Nun, was beschließen Sie für mich?"

„Vor Allem ist es wichtig, daß der arme Justin Nachrichten von Ihnen erhält, daß er erfährt, Sie befinden sich wohl, Sie lieben ihn immer."

„Sie übernehmen es, ihm dies zu sagen, nicht wahr?"

„Seien Sie unbesorgt."

„Doch mir, mir, wer wird mir Nachricht von ihm geben?" fragte Mina.

„Morgen, zur selben Stunde, werden Sie im Sande, unter dieser Bank, solche finden, und könnte ich Ihnen morgen keine zukommen lassen, so wäre es übermorgen an demselben Platze."

„Dank, tausend Dank, mein Herr!… Doch entfernen Sie sich, oder verbergen Sie sich wenigstens: ich höre Geräusch von Tritten auf dem Sande, und Ihr Hund scheint unruhig zu sein."

„Schön, ganz schön, Brasil!" sagte leise Salvator zu dem Hunde, indem er auf das Dickicht deutete.

Brasil kehrte in den Wald zurück.

Salvator folgte ihm dahin, und er war schon mit dem halben Leibe innen, als das Mädchen sich nach seiner Seite neigte, ihm die Stirne darbot und zu ihm sagte:

„Küssen Sie ihn für mich, wie Sie mich für ihn küssen."

Salvator legte auf die Stirne des Mädchens einen Kuß so keusch als der Mondstrahl, der ihn beleuchtete; dann kehrte er rasch ins Dickicht zurück.

Das Mädchen wartete nicht, bis die Tritte noch näher kamen: es lief rasch nach dem Hause.

Nach ein paar Sekunden hörte Salvator eine Weiberstimme rufen:

„Ah! da sind Sie, Mademoiselle! Der Herr Graf hat mir bei seinem Abgange befohlen, Ihnen zu sagen, die Nachtluft sei kalt, und es könnte Ihnen schlecht bekommen, wenn Sie sich ihr länger aussetzen würden."

„Hier bin ich!" erwiederte Mina.

Und die zwei Frauen entfernten sich.

Salvator hörte das Geräusch der Tritte, das immer schwächer wurde und am Ende ganz erlosch.

Dann bückte er sich und suchte aufs Neue das von Roland gemachte Loch, während dieser wieder den seltsamen Gegenstand, der eine so entsetzliche Wirkung auf Salvator hervorgebracht hatte, zu lecken anfing.

„Das sind die Haare eines Kindes!" murmelte Salvator. „Ich muß mich erkundigen, ob Rose-de-Noël einen Bruder hatte."

Und er schob Roland auf die Seite, rückte die Erde mit seinem Fuße hinzu, füllte das Loch und trat darauf umher, um die Dinge wieder in den Stand zu setzen, in welchem sie vor der Entdeckung, die er gemacht, gewesen waren.

Als diese Operation beendigt war, sagte er:

„Auf, Roland, laß uns gehen! Sei aber ruhig, mein guter Hund, wir werden wieder hierher kommen ... eines Tages ... oder in einer Nacht!"

CXXXVI.

Das Haus der Fee.

Man erinnert sich des Vorwurfs, den Salvator der Brocante in Betreff der ungesunden, elenden Kammer der Rue Triperet machte, wo wir zum ersten Male die Kartenschlägerin gesehen haben.

Salvator sprach damals ein paar Worte aus, welche die Brocante erschreckten, und diese machte sich verbindlich, so schnell als möglich die verpestete Wohnung zu verlassen.

Doch wenn sie die Drohung der Wegnahme von Rose-de-Noël erschreckte, so erschreckte sie die Berechnung einer in ihren Augen tollen Ausgabe noch ganz anders und verhinderte sie, ihr Versprechen zu halten; sodann ist es mit den Armen wie mit den Reichen: sie verlassen schwer, schwerer sogar als die Reichen, das Haus, wo sie gelebt haben, und die geizige Alte, gerichtlich aufgefordert, ihre Verbindlichkeit zu erfüllen, würde es vielleicht, so viel lag ihr an ihrer abscheulichen Wohnung, vorgezogen haben, das für ihren Auszug nothwendige Geld zu geben und in ihrer Kammer zu bleiben.

Doch unter ihren Zweifeln, ob sie Salvator gehorchen oder nicht gehorchen sollte, bekam die Brocante einen Besuch, der eine Entscheidung in ihr herbeiführte.

Es erschien eines Tages bei ihr ein schöner junger Mann von vollkommener Eleganz im Namen der Fee Carita.

Es gab zwei Namen, welche sanft das Herz des schönen schwächlichen Kindes liebkosten, das man Rose-de-Noël nannte; der eine war der von Fräulein Lamothe-Houdan; der andere der von Salvator.

Dieser schöne junge Mann, der eines Tages auf der Schwelle des Pandemoniums erschien, dessen Be-

schreibung wir gewagt haben, war kein Anderer, als Petrus.

Indem er der alten Zigeunerin, unter dem Gebelle der Hunde und dem Krächzen der Krähe, ungefähr dieselben Worte wiederholte, welche Salvator schon gesagt hatte, machte er der Brocante begreiflich, die Stunde, auszuziehen, sei gekommen.

Was aber die Alte besonders bestimmte, das war die Art, wie sich Petrus dabei benahm.

„Das ist der Schlüssel zu Ihrer neuen Wohnung," sagte er. „Sie haben nur in der Rue d'Ulm, Nro. 10. zu erscheinen; Sie werden unter ein großes Thor treten, Sie werden links schauen und drei Stufen sehen, Sie werden diese drei Stufen hinaufsteigen, diesen Schlüssel in die Thüre vor Ihnen stecken und den Schlüssel zweimal drehen, die Thüre wird sich öffnen, und Sie werden in Ihrer Wohnung sein."

Die Brocante machte bei diesen Worten Augen und Ohren auf.

In der That, wenn sie es einerseits bedauerte, ihr gewohntes Nest verlassen zu sollen, so bot sie andererseits, da sie keinen Pfennig auszugeben hatte, statt ihn vor die Thüre zu setzen, dem jungen Manne einen Stuhl an und bedrohte die Hunde und die Krähe zu Ehren ihres Gastes.

Vielleicht würden, trotz der Drohung der Brocante, die Hunde und die Krähe nur um so stärker gebellt und gekrächzt haben; aber Rose-de-Noël bat sie, zu schweigen, und sie gehorchten den Bitten von Rose-de-Noël viel besser, als den Befehlen von Brocante.

Sobald er saß, fügte Petrus bei:

„Nur müssen Sie Ihren Speicher schon morgen verlassen."

„Oh!" sagte die Brocante, „und wie soll ich in so kurzer Zeit ausziehen?"

„Es handelt sich nicht um das Ausziehen; es handelt sich um das Verkaufen oder das Verschenken von Allem

dem, was Sie hier haben. Die Wohnung, die man Ihnen durch meine Stimme anbietet, ist neu meublirt. Was den Miethzins betrifft, er ist für ein Jahr bezahlt. Hier ist die Quittung."

Die Brocante wußte nicht, ob sie träumte oder wachte.

Sie lief auch, hinter Petrus, mit dem Schlüssel in der Hand von der Rue Triperet nach der Rue d'Ulm.

Alles trug sich zu, wie Petrus gesagt hatte; bei Nro. 10 fand die Brocante ein großes Thor, unter dem großen Thore drei Stufen, der Schlüssel drehte sich im Schlosse, die Thüre öffnete sich, und die alte Zigeunerin gelangte in die Wohnung.

Diese Wohnung lag im Erdgeschoße; die Fenster gingen auf einen Garten, der sechs Fuß lang, das heißt von der Größe eines Grabes, war die Person, die ihn anschaute, traurig, von der Größe eines Pomeranzenkastens, war die Person, die ihn anschaute, heiter.

Dieses Erdgeschoß bestand aus vier Piècen und einem reizenden Stübchen im Entresol.

Im Vergleiche mit dem Speicher, den die Brocante bewohnte, war das, wie man sieht, ein Palast.

Die vier Piècen im Erdgeschoße waren ein Vorzimmer, ein kleines Speisezimmer, ein Schlafzimmer für die Alte, ein Cabinet für Babolin.

Es versteht sich von selbst, daß das Stübchen vom Entresol für Rose-de-Noël war.

Das Vorzimmer war von oben bis unten, den Plafond mitbegriffen, mit einem weiß und blauen Zwillich ausgeschlagen, mit gewundenen Fransen und Eicheln von rother Wolle; eine am Fenster stehende Jardinière von rohem Holze enthielt einige Winterpflanzen. Vier Rohrstühle bildeten das Ameublement.

Vom Vorzimmer kam man ins Speisezimmer. Das Speisezimmer war in Eichenholz angemalt mit einem Tische von Eichenholz und sechs Stühlen von Eichenholz. Die Vorhänge waren von grünem Merino und

kreuzten auf Mousseline=Vorhängen. An den Wänden hingen eine Kuckuksuhr, um die Stunde zu bezeichnen, und sechs ländliche Stiche, um die Augen zu ergötzen. Ein Ofen erwärmte zugleich das Speisezimmer und das Vorzimmer.

Das anstoßende Zimmer war das Schlafzimmer von Brocante. Das war die originelle Pièce der Wohnung: ein wahres Museum, ein naturgeschichtliches und besonders übernaturgeschichtliches Cabinet. Obgleich dieses Zimmer mit geringen Kosten meublirt worden war, so war doch die Verzierung von einem so sehr mit dem der Brocante harmonirenden Geschmacke, daß sie, als sie dasselbe sah, einen Schrei des Erstaunens und der Freude von sich gab.

In der That, an der einen Seite der Wand hingen tausend für jeden Andern unbedeutende, für sie aber kostbare, wundervolle Gegenstände: Retorten im Kreuze und darüber ein mit einem schwarzen Schleier bedeckter Schädel; ein bis zum Schenkelknochen entfleischtes Bein, das mit dem Ende des Fußes diesen Schädel verächtlich zurückzustoßen schien; eine ungeheure Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln, und aus vollem Halse lachend, da sie einen Gliedermann eine Chimäre von Porzellan herausfordern sah; ein großer Hornschröter verziert mit allen Arten von cabbalistischen Figuren, am Plafond hängend und sich im Raume einem Krokodille gegenüber schaukelnd, das ihn, den Rachen weit aufsperrend, verschlingen zu wollen schien; ein riesiges Schüppenaß mit einem zwergartigen Ecksteinaß kämpfend; eine ausgestopfte Schlange mit ihren Ringen den Baum der Wissenschaft des Guten und des Bösen umschließend; ein Capuciner von Pappe, die Wetterveränderung anzeigend; eine die Stunde messende Sanduhr; eine ungeheure Trompete, die nur auf die letzte Stunde zu warten schien, um mit ihrem Schalle das jüngste Gericht zu verkündigen; endlich ein ganzes Zauberei=Mobiliar, das heißt die Verkörperung des Traumes, den

die Brocante ihr ganzes Leben gemacht hatte, die Welt einer Chiromantistin durch die Einbildungskraft eines Malers verwirklicht.

Für Alles war man besorgt gewesen: die Krähe hatte ihren Thurm in einer Ecke des Zimmers, die Hunde hatten ihr Häuschen in Tonnen.

Ein Bett mit gedrehten Säulen vervollständigte das Ameublement des Zimmers.

Das Cabinet von Babolin war eine kleine Pièce mit grauen Tapeten, mit einem sehr weißen, sehr reinlichen, sehr neuen Bette in eichener Bettlade, zwei Stühlen, einem Tische, einem in ihren inneren Theilen einen Schrank bildenden Etagère, welche ungefähr vierzig Bände auf ihrem oberen Theile trug.

Was das Stübchen im Entresol, das heißt das Zimmer von Rose-de-Noël betrifft, dieses war ein wahres Meisterwerk, besonders ein Meisterwerk von Einfachheit.

Diese Pièce war so groß wie ein Puppenstube, ganz mit rosa Zitz ausgeschlagen, mit himmelblauen Schnüren und ähnlichen Vorhängen und Meubles. Die Porzellane vom Kamin und die Toilette waren blau, mit Sträußen ähnlich denen des Zitzes; der Teppich war ganz blau.

Das einzige Gemälde dieses Stübchens war ein großes vergoldetes Medaillon, ein Pastellbild enthaltend: dieses Pastellbild war das Portrait der Fee Carita, so ähnlich, daß es Alle, die sie kannten, einen Schrei des Erstaunens ausstoßen machte. Die Fee hatte ihr Feengewand an, um zu den Abendgesellschaften des Himmels zu geben.

Verließ man das fantastische Zimmer der Brocante und trat in dieses Stübchen ein, so war man erstaunt und ergötzt, wie wenn man aus den Katakomben heraustretend die Sonne wiedersieht.

Die Brocante kam zurück, wie sie gegangen war, das heißt in hastigem Laufe. Sie theilte die frohe

Kunde Rose=de=Noël und Babolin mit, und es wurde beschlossen, nicht am andern Tage, sondern noch an demselben Tage das Haus der Fee zu bewohnen. So nannte man die neue Wohnung.

Man nahm einen Fiacre und legte die Gegenstände darein, von denen man sich nicht trennen wollte. Rose=de=Noël wollte ihren ganzen kleinen Hängeboden mitnehmen; was ihr auch die Brocante von der Eleganz ihres neuen Domicils sagen mochte, sie nahm Alles, was man nehmen konnte, und man ging ab.

Die Verwunderung von Babolin und Rose=de=Noël läßt sich leicht vorstellen: die Freude von dieser ging beinahe bis zur Tollheit, als sie in einem Schranke, den die Brocante nicht gesehen hatte, weil er in die Mauer eingeschlossen war, alle Arten von griechischen und arabischen Schärpen, alle Arten von spanischen Netzen und Gürteln, alle Arten von Halsbändern und Haarnadeln sah.

Das war für Rose=de=Noël, mit ihren malerischen Instincten, der Schatz der Schätze, ein wahrer Versteckwinkel der Tausend und eine Nacht.

Und dieser Teppich, dieser so sanfte, sammetartige Teppich, auf dem sie ganz nach ihrem Gefallen mit ihren hübschen bloßen Füßen würde gehen können!

Man nahm noch an demselben Tage Besitz von dieser Wohnung, und Niemand, nicht einmal die Brocante, bedauerte es, daß man sich von dem Speicher der Rue Triperet trennen mußte.

Am andern Tage erhielt man den Besuch von Petrus.

Er kam, um zu sehen, wie sich die Neueingerichteten befinden.

Alle Welt war in einem Jubel, die Hunde in ihren Häuschen und die Krähe auf ihrem Thurme inbegriffen.

Man war indessen nicht ganz ohne Besorgniß über das, was Petrus gegen allen diesen im Namen der Fee Carita gegebenen Wohlstand fordern würde; denn es war am Ende doch wahrscheinlich, Petrus werde etwas fordern.

Petrus verlangte ganz einfach, daß ihm Rose=de=Noël in seinem Atelier stehe, — entweder mit Brocante, oder mit Babolin, oder mit allen Beiden.

Ohne recht zu wissen, was man von ihr forderte, nahm Rose=de=Noël auf der Stelle an.

Die Brocante erbat sich Frist bis zum andern Tage, um sich über das, was sie thun sollte, mit Jemand zu berathen.

Petrus ließ ihr jede Freiheit.

Dieser Jemand, mit dem sich die Brocante zu berathen wünschte, war Salvator.

Hinter Petrus lief auch Babolin weg, um Salvator in der Rue aux Fers aufzutreiben und ihn zu bitten, wenn er einen Augenblick Zeit habe, möge er das Haus der Fee besuchen.

Salvator kam noch an demselben Tage.

Seine Ansicht war, sie könne ganz wohl Petrus die Gunst bewilligen, die er verlangte.

Rose=de=Noël hatte immer Salvator eine feine, distinguirte Natur geschienen; es lag eine Art von Kunstinstinct in diesem Gefühle des Pittoresken, das sie bei jedem Anlasse entwickelte.

Sie konnte nur dabei gewinnen, wenn sie mit den Elite=Organisationen, die man Petrus, Jean Robert, Ludovic und Justin nannte, das heißt mit der Malerei, der Poesie, der Wissenschaft und der Musik in Berührung gebracht wurde.

Was die Art betrifft, wie man sich benehmen würde, so könnte die Brocante ruhig sein: Rose=de=Noël sollte als Schwester behandelt werden.

Salvator forderte daher die Brocante auf, nicht zu warten, bis sich Petrus die Mühe nähme, wieder zu kommen, sondern zuerst zu ihm zu gehen.

Am andern Tage, um zehn Uhr, klopften das Kind und die Alte an die Thüre von Petrus.

Als die Thüre offen war, und sie dieses wundervolle Atelier erblickte, da gab Rose=de=Noël ganz andere

Ausrufungen des Erstaunens und der Freude von sich als die, welche sie, das Zimmer der Brocante und das ihrige erschauend, von sich gegeben hatte.

Einmal auf allen Seiten und unter allen Trachten das Portrait der Fee Carita; sodann tausend Gegenstände, von denen sie nicht nur den Gebrauch, sondern auch die Namen nicht wußte.

Man mußte ihr sagen, wie jedes Ding hieß und wozu es diente.

Sie schien indessen das Klavier zu erkennen; ihre Finger setzten sich auf die Tasten; sie entlockte ihm einige Accorde, welche bewiesen, daß sie einst die ersten Elemente der Musik studirt hatte.

Doch beinahe in demselben Augenblicke schloß sie, wie erschreckt durch eine entsetzliche Erinnerung, das Klavier wieder und entfernte sich von demselben.

Dann wollte sie Petrus arbeiten sehen.

Petrus arbeitete.

Das Kind stieß Schreie freudigen Erstaunens aus, als es die Gegenstände sah, welche es Petrus unter seinen Pinsel zu reproduciren beliebte.

Der Künstler erklärte ihr sodann deutlicher, was er von ihr wünschte.

Petrus würde nicht ihr Portrait von ihr verlangt haben, hätte Rose-de-Noël ihn nicht gebeten, es zu machen.

Alles war also schnell verabredet.

Noch an demselben Tage sollte Rose-de-Noël stehen; am andern Tage und an den folgenden Tagen würde sie Petrus im Wagen holen und zurückführen lassen, und Rose-de-Noël sollte entweder mit der Brocante oder mit Babolin kommen.

Noch an demselben Tage erneuerte sie ihre Bekanntschaft mit Jean Robert und mit Justin. — Sie hatte sie, wie man sich erinnert, am Tage der Katastrophe bei der Brocante gesehen.

Am folgenden Tage kam die Reihe an Ludovic.

Ludovic untersuchte, auf die Bitte von Salvator, Rose-de-Noël mit der größten Aufmerksamkeit.

Ihre Glieder waren zart, schwach, doch kein Organ war bedroht. Ludovic gab ein diätetisches Verfahren an, nach welchem Salvator der Brocante sich zu richten befahl.

Nach acht Tagen kannte Rose-de-Noël unter der Leitung von Justin alle Noten und fing an auf dem Klavier leichtere Melodien zu spielen.

Sie hatte allerdings bei der Musik mehr das Ansehen, sie erinnere sich, als sie lerne.

Ueberdies wußte sie einige von den schönsten Versen von Lamartine und von Victor Hugo auswendig, welche sie Jean Robert gelehrt hatte, und die sie erstaunlich richtig und ausdrucksvoll recitirte.

Endlich ließ sie sich von Petrus alle Augenblicke das Versprechen geben, er werde sie malen lehren.

An dem Tage, wo wir sie im Atelier haben stehen sehen, war Rose-de-Noël bei ihrer zehnten Sitzung.

Salvator kam fast alle Tage. Der Zufall wollte, daß er an diesem Tage zum ersten Male mit seinem Hunde kam: Petrus hatte ihn gebeten, Roland mitzubringen, um einen leeren Winkel seines Bildes von Mignon auszufüllen.

Man hat gesehen, was auf das Zusammentreffen von Roland und Rose-de-Noël erfolgt ist.

Am Tage nachher, gegen acht Uhr Morgens, in dem Augenblicke, wo Rose-de-Noël aufgestanden war, klopfte man dreimal an die Thüre, und Babolin, der den Auftrag hatte, die Besuche einzuführen, der Jüngste und der Nächste bei der Eingangsthüre, Babolin öffnete diese Thüre.

Man hörte sogleich die Worte:

„Ah! es ist unser guter Freund, Herr Salvator!“

Der Name Salvator wirkte magisch im Hause. Er wurde auf der Stelle mit einer freudigen Betonung von der Brocante und von Rose-de-Noël wiederholt.

„Ja, Schlingel, ich bin es," antwortete Salvator.

Salvator trat ein, und Rose=de=Noël sprang ihm an den Hals.

„Guten Morgen, mein Freund," sagte sie.

„Guten Morgen, mein Kind," erwiederte Salvator, während er aufmerksam schaute, ob Rose=de=Noël die rosigen Töne ihrer Wangen einer Rückkehr guter Gesundheit oder der Gegenwart des Fiebers verdankte.

„Und Brasil?" fragte das Mädchen.

„Brasil ist diesen Morgen müde; er ist die ganze Nacht gelaufen. Ich werde ihn an einem andern Tage bringen."

„Guten Morgen, Herr Salvator," sagte die Brocante, die bemerkt hatte, daß ein Spiegel in ihrem Zimmer war, und es seit einigen Tagen für schicklich erachtete, sich zu kämmen. „Ei! welcher gute Wind verschafft uns das Vergnügen Ihres Besuches?"

„Ich werde es Dir sogleich sagen," antwortete Salvator. „Vor Allem aber, wie befindest Du Dich in Deiner neuen Behausung, Brocante?"

„Wie in einem wahren Paradiese, Herr Salvator."

„Nur mit der Ausnahme, daß sie vom Teufel bewohnt wird. Nun, das ist eine Rechnung, welche Du mit Gott abzumachen hast. Ich mische mich nicht darein. — Und Du, Rose=de=Noël, wie gefällt es Dir hier?"

„So gut, daß ich nicht glauben kann, ich sei hier, obgleich es mir scheint, ich sei immer hier gewesen."

„Also wünschst Du nichts?"

„Nein, Herr Salvator, nichts als Ihr Glück und das der Prinzessin Regina," erwiederte Rose=de=Noël.

„Ach! mein Kind," sagte Salvator, „ich befürchte, Gott gewährt Dir nur die Hälfte Deines Wunsches."

„Es ist Ihnen kein Unglück widerfahren?" fragte das Kind mit Besorgniß.

„Nein, ich bin die lächelnde, freudige Seite Deines Wunsches."

„Dann ist die Prinzessin unglücklich?" fragte Rose-de-Noël.

„Ich befürchte es."

„Ach! mein Gott!" rief Rose-de-Noël, Thränen in den Augen.

„Bah!" sagte Babolin, „da sie Fee ist, so wird das nicht lange dauern."

„Wie kann man mit zweimal hunderttausend Livres Einkommen unglücklich sein?" fragte die Brocante.

„Nicht wahr, Du begreifst das nicht, Brocante?"

„Ah! bei meiner Treue, nein," erwiederte diese.

„Sprich, Mutter, eine Idee!" rief Babolin.

„Welche?"

„Ist die Fee Carita unglücklich, so wünscht sie etwas, was nicht geschieht."

„Das ist wahrscheinlich."

„Nun wohl, so bringe für sie Dein großes glückliches Gelingen zu Stande."

„Sehr gern; wir sind ihr das wohl schuldig. Rose, gib mir das Zauberspiel."

Rose machte eine Bewegung, um zu gehorchen.

Salvator hielt sie zurück.

„Später," sagte er; „ich bin wegen einer ganz andern Sache gekommen."

Sodann sich gegen die Alte umwendend:

„Holla! Brocante, wir zwei haben es mit einander zu thun."

„Was gibt es, Herr Salvator?" fragte die Zigeunerin mit einer gewissen Unruhe, von welcher sie nie ganz frei zu sein schien, und die wohl ihre Quelle in den Verordnungen der Polizei über die modernen Hexen haben konnte.

„Erinnerst Du Dich der Nacht vom Faschingdienstag auf den Aschermittwoch?"

„Ja, Herr Salvator."

„Du erinnerst Dich meines Besuches Morgens um sieben Uhr?"

„Vollkommen."

„Erinnerst Du Dich dessen, was diesem Besuche vorhergegangen ist?"

„Vor Ihrer Ankunft hatte ich Babolin zum Schulmeister des Faubourg Saint-Jacques geschickt."

„So ist es; laß nun hören, — rufe alle Deine Erinnerungen zurück, — warum hattest Du Babolin zum Schulmeister geschickt?"

„Um ihm einen Brief bringen zu lassen, den ich in einer Gosse der Place Maubert gefunden hatte."

„Bist Du dessen, was Du sagst, ganz sicher?"

„Ganz sicher, Herr Salvator!"

„Stille! Du lügst..."

„Ich schwöre, Herr Salvator..."

„Du lügst, sage ich Dir! Du hast mir selbst gesagt, doch Du erinnerst Dich dessen nicht mehr, dieser Brief sei aus dem Schlage eines vorüberfahrenden Wagens geworfen worden."

„Ah! das ist wahr, Herr Salvator, doch ich glaubte nicht, daß dies von einiger Bedeutung sei."

„Der Brief hat an die Mauer geschlagen und ist an den Weichstein gefallen, wo Deine Laterne stand. Du hast das Geräusch gehört, das etwas machte, was an der Mauer zerbrach: Du hast die Laterne genommen und gesucht."

„Sie waren also da, Herr Salvator?"

„Du weißt, daß ich immer da bin... Wenn dieser Brief an die Mauer schlagend ein Geräusch machte, das Du hören konntest, so mußte nothwendig etwas im Briefe sein."

„Im Briefe?" wiederholte die Brocante, welche zu sehen anfing, worauf das Verhör abzielte.

„Ja, ich frage Dich, was darin war."

„Es war in der That etwas darin," antwortete die Brocante, „doch ich erinnere mich nicht mehr, was."

„Gut!... Unglücklicher Weise erinnere ich mich; es war eine Uhr darin."

„Das ist wahr, Herr Salvator; ein ganz kleines Uehrchen; doch so klein, so klein ...."

„Ja, daß Du es vergessen hattest... Was hast Du mit dieser Uhr gemacht? Sprich!"

„Was ich damit gemacht habe? Ich weiß es nicht," antwortete die Brocante, indem sie an Rose-de-Noël vorüberging, als wollte sie vor Salvator den Anblick der Kette verbergen, welche den Hals des Kindes umschlang.

Salvator nahm die Alte bei der Hand und ließ sie Rechtsumkehrt machen.

„Geh von hier weg," sagte er. „Was hat denn Rose-de-Noël um den Hals?"

„Herr Salvator," antwortete zögernd die Brocante, „es ist..."

„Es ist," rief das Kind, indem es die Uhr aus seiner Brust zog, „es ist die Uhr, die in dem Briefe war."

Und sie reichte die Uhr Salvator.

„Willst Du sie mir geben?" fragte der junge Mann.

„Sie wollen sagen: Ihnen zurückgeben, mein guter Freund; da sie nicht mir gehörte, so konnte ich sie nur so lange behalten, als man sie nicht zurückforderte. Hier, Herr Salvator," fügte das Mädchen mit einer Thräne in den Augen bei, denn im Grunde war es doch eine Pein für sie, daß sie sich von dem reizenden Juwel trennen sollte; „ich bin sehr sorgfältig damit umgegangen."

„Ich danke, Kleine! Ich muß Dir diese Uhr wieder nehmen aus Gründen, die nur mir bekannt sind..."

„Oh! ich frage Sie nicht danach," unterbrach Rose-de-Noël.

„Diese Uhr ist aber wenigstens sechzig Franken werth!" rief die Brocante; „und da ich sie gefunden habe..."

„Ich gebe Rose-de-Noël eine andere; und sie wird

Dir eben so lieb sein, als diese, nicht wahr, mein Kind?"

„Oh! viel lieber, Herr Salvator, da Sie sie mir gegeben haben."

„Ueberdies sind hier fünf Louisd'or, mit denen Du ihr ein Halbsommerkleid kaufen wirst, Brocante. Am ersten schönen Tage werde ich sie zum Spaziergange abholen: das Kind bedarf der Luft."

„Oh! ja! oh! ja!" rief Rose=de=Noël springend und in die Hände klatschend.

Die Brocante brummte; Salvator schaute sie aber fest an, und sie schwieg.

Im Besitze der Uhr, die er hatte haben wollen, machte Salvator einen Schritt, um wegzugehen; da hing sich Rose=de=Noël an ihn an.

„Nein, nein," rief Babolin, eifersüchtig auf seine Functionen, „es ist an mir, Herrn Salvator zurückzuführen."

„Tritt mir den Platz für diesmal ab!" sagte Rose=de=Noël.

„Ah!" erwiederte Babolin, „und ich?"

Salvator drückte ihm ein Geldstück in die Hand.

„Du, bleib' hier!" sagte er.

Er begriff, daß ihm Rose=de=Noël etwas allein zu sagen hatte.

„Komm!" sprach er.

Und er nahm das Kind mit sich.

Als sie Beide im Vorzimmer waren, sprang ihm Rose=de=Noël an den Hals und küßte ihn.

„Oh! Herr Salvator," sagte sie, „wie gut sind Sie, und wie liebe ich Sie!"

Salvator schaute sie an und lächelte.

„Hattest Du mir nichts Anderes zu sagen, Rosette?" fragte er.

„Nein," antwortete das Kind, indem es Salvator ganz erstaunt anschaute, „ich wollte Sie nur küssen."

Salvator küßte sie ebenfalls und lächelte zum zwei=

ten Male; nur lag in diesem zweiten Lächeln eine höchste Glückseligkeit: diese Zärtlichkeit des Kindes brachte auf das verhärtete Herz des Mannes die Wirkung der ersten Sonnenstrahlen auf die erstarrte Erde hervor.

Er streichelte sanft mit seiner Hand die braune Wange von Rose-de-Noël.

„Ich danke Dir, Kleine, Du weißt nicht, wie wohl Du mir gethan hast!"

Dann blieb er stehen und schaute sie an: es kam ihm der Gedanke, er sollte diesen Augenblick benützen, um sie zu fragen, ob sie keinen Bruder gehabt habe. Doch nach einer Secunde der Ueberlegung sagte er sich:

„Oh! nein, sie ist jetzt zu glücklich. . . Wir werden später sehen . . ."

Und nachdem er sie zum letzten Male geküßt hatte, ging er ab.

CXXXVII.

Stabat mater dolorosa.

Salvator, als er die Rue d'Ulm verließ, ging durch die Rue des Ursulines, die Rue Saint-Jacques, und erreichte die Vorstadt.

Der Leser hat errathen, wohin er ging.

Vor der Thüre des Schulmeisters angelangt, klingelte er.

Die Klingel stand in Verbindung mit dem ersten Stocke, damit die Besuche Justin nicht in seinen Klassen störten.

Es war Schwester Céleste, welche öffnete.

Das bleiche Gesicht des Mädchens färbte sich rosenroth, als sie Salvator sah.

„Ist Herr Justin zu Hause?“ fragte der junge Mann.

„Ja,“ antwortete Schwester Céleste.

„In seiner Klasse oder in seinem Zimmer?“

„Bei meiner Mutter; gehen Sie hinauf. Wir sprachen von Ihnen, als Sie klingelten.“

Es begegnete der armen Familie oft, daß sie von Salvator sprach.

Sie gingen die Treppe hinauf, ließen das leere Zimmer von Mina links, und traten bei Madame Corbin ein.

Um den Ofen, der der Familie als Vereinigungspunkt diente, waren die alte Blinde, der gute Müller und Justin.

Nichts hatte sich verändert, wenn nicht, daß alle Gesichter in sechs Wochen um zehn Jahre älter geworden waren.

Die Mutter Corbin besonders war erschrecklich anzuschauen: ihr Gesicht war gelb wie Wachs; ihre Haare waren silberweiß. Sie hielt sich gegen die Erde gebeugt und suchte, wie es schien, nicht einmal denjenigen, welcher ankam, zu erkennen.

Das war die Verkörperung des stummen, unbeweglichen und tauben Schmerzes, mit seinem erhabenen Ausdrucke von Geduld und Selbstverleugnung.

Sie neigte so schwach den Kopf, als sie Salvator eintreten hörte und seine Stimme erkannte, daß sie Salvator für eine steinerne Statue der Jungfrau am Fuße des Kreuzes hätte halten können.

Der gute Müller glich auch einer Versteinerung des Kummers. Der wackere Mann, der die erste Idee des Pensionnats gehabt und die Adresse von Madame Desmarets gegeben hatte, hielt sich beharrlich für den alleinigen Urheber des Uebels, und er empfing die Tröstungen von Justin, statt ihm solche zu geben.

Er, Justin, war nicht so niedergeschlagen, als man hätte glauben sollen. Die ersten Tage, während der ganzen Zeit, da er nicht seine Klassen gegeben, war er, völlig vernichtet, in seinem Zimmer geblieben. Nachdem er aber verzweifelt war, nachdem er das Bewußtsein der Unermeßlichkeit seines Schmerzes gehabt hatte, war es sein Schmerz selbst, der ihn, so zu sagen, regenerirte; er stärkte sich wieder darin, wie in einem Bade von bitteren Pflanzen, und er, der von Anfang der Empfindlichste der Familie zu sein schien, war derjenige, welcher durch eine kräftige Reaction auf sich selbst wieder Stärke erlangte und Jedem davon gab.

Als er Salvator eintreten sah, stand er auf und ging ihm entgegen.

Der gute Müller bot ihm einen Stuhl an und richtete dabei mehr zu Befreiung seines Gewissens, als in der Hoffnung, eine günstige Antwort zu erhalten, an ihn die sacramentliche Frage:

„Haben Sie Nachrichten?"

Das war übrigens seit dem Abgange von Mina das Wort, mit dem Jeder den Andern anredete.

Machte Céleste einen Gang im Quartier, so fragten sie Justin und seine Mutter:

„Welche Nachrichten?"

Kam Justin nach einem Ausgange, so kurz er war, nach Hause, so richteten die Mutter und Céleste dieselbe Frage an ihn.

Und eben so war es jeden Tag bei Müller, wenn Müller seinen täglichen Besuch machte.

Die Familien, welche hundert Schritte von den Schlachtfeldern wohnen und für die Wesen zittern, die ihnen theuer sind, erkundigen sich nicht mit einer mehr fieberhaften Angst nach dem Kriege.

An diesem Tage war es, wie gesagt, Müller, der die sacramentliche Frage an Salvator richtete.

„Ja!" antwortete dieser laconisch.

Céleste lehnte sich an die Wand; die Mutter stand

plötzlich wie durch eine Federkraft emporgehoben; Justin fiel auf einen Stuhl; Müller zitterte an allen Gliedern.

„Aber gute Nachrichten?" fragte Müller.

Keines von den Andern hatte die Kraft, zu sprechen.

„Ja!" antwortete abermals der junge Mann.

„Sprechen Sie! sprechen Sie!" sagten gleichzeitig alle Stimmen.

„Oh! erwarten Sie nicht zu viel Glück," erwiederte Salvator: „Sie könnten getäuscht werden. Was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist fast so traurig, als freudig, fast so bitter, als süß. Gleichviel, ich will Sie nicht einer Freude berauben, und wäre diese Freude auch von einem Kummer begleitet."

„Reden Sie!" rief Justin.

„Reden Sie!" wiederholten die Anderen.

Salvator zog aus seiner Tasche das Uehrchen, reichte es Justin und sagte:

„Vor Allem, mein Freund: erkennen Sie das?"

Justin stürzte auf die Uhr zu.

„Die Uhr von Mina!" rief er, indem er sie mit Küssen bedeckte; „die Uhr, die ich ihr an ihrem letzten Geburtstage gegeben habe! die Uhr, die sie so sehr liebte, wie sie mir sagte, daß sie sich weder bei Tage, noch bei Nacht von ihr trennen werde; sie hat sich von ihr getrennt! Oh! sagen Sie, sagen Sie, wie hat sie sich von ihr getrennt?"

Die Mutter hatte sich wieder gesetzt.

Sie machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das gleichbedeutend mit dem Ausrufe von Jacob beim Anblicke des blutigen Rockes von Joseph war: „Ein böses Thier hat meinen Sohn gefressen."

„Nein! nein!" entgegnete lebhaft Salvator, der diese Geberde begriff, „nein, seien Sie ruhig. Ihr Kind ist nicht todt! Mina lebt!"

Das war ein Freudenschrei unter allen Anwesenden.

„Ich habe sie gesehen!" fuhr Salvator fort.

„Sie!" rief Justin, indem er dem jungen Manne um den Hals fiel und ihn mit seinen Armen umschlang; „Sie haben Mina gesehen?"

„Ja, mein lieber Justin."

„Wo? . . wann? . . Liebt mich Mina noch?"

„Sie liebt Sie immer, sie liebt Sie mehr als je," antwortete der junge Mann, der Justin zu besänftigen und seine Kaltblütigkeit zu bewahren suchte.

„Sie hat Ihnen das gesagt?"

„Sie hat es mir gesagt, wiederholt, versichert."

„Wann?"

„Heute Nacht."

„Aber sagen Sie mir doch geschwinde, wo Sie sie gesehen haben?"

„Und Sie, mein lieber Justin, lassen Sie mir Zeit, es zu sagen."

„Das ist wahr," sprach der gute Müller, während er aus seiner Tasche ein Foulard zog, um die Thränen abzuwischen, die seinen Augen entstürzten, „das ist wahr, Du willst, daß Salvator sprechen soll, und lässest ihm nicht Zeit, zu sprechen."

„Er hätte schon gesprochen, wenn er es thun könnte," sagte Madame Corbin den Kopf schüttelnd.

„Nun wohl," sprach Justin, der sich wieder setzte, „ich frage Sie nicht mehr, mein lieber Salvator; ich höre."

„Hören Sie also, und zwar geduldig. In einer Absicht, mit der Sie bekannt zu machen unnöthig ist, ging ich gestern Abend ein paar Stunden von Paris, zwischen elf Uhr und Mitternacht, spazieren. Ich war in einem Parke. Dort, beim Mondscheine, sah ich durch die Bäume ein Mädchen herbeikommen, das sich auf eine Bank, vier Schritte von dem Platze, wo ich verborgen war, setzte."

„Das war Mina? . ." rief Justin, unfähig, sich zu mäßigen.

„Das war Mina."

„Und Sie haben nicht mit ihr gesprochen?“

„Ich habe mit ihr gesprochen, da sie mir geantwortet hat, sie liebe Sie immer.“

„Das ist richtig.“

„Aber lassen Sie ihn doch reden!“ rief Müller ungeduldig.

„Mein Bruder!“ bat Schwester Céleste.

Die Mutter war wieder in ihre Unbeweglichkeit und ihre Stummheit versunken.

„Einen Augenblick nachher,“ fuhr Salvator fort, „erschien ein junger Mann und setzte sich zu ihr.“

„Oh!“ machte Justin.

„Ich irre mich, er setzte sich nicht,“ sagte Salvator: „Mina hielt ihn stehend und ehrfurchtsvoll vor sich.“

„Und dieser junge Mann, nicht wahr, es war der Graf Lorédan von Valgeneuse?“

„Es war der Graf Lorédan von Valgeneuse,“ wiederholte Salvator.

„Oh! der Elende,“ sagte Justin mit den Zähnen knirschend; „fällt mir dieser je in die Hände . . .“

„Stille, Justin!“ rief Müller.

„Wenn Sie mich nicht ruhig anhören, Justin, so schweige ich,“ sprach Salvator.

„Oh! nein, nein, mein Freund, ich bitte Sie inständig.“

„Ich hörte ihr Gespräch von Anfang bis zu Ende, und aus diesem Gespräche, dessen Einzelheiten ich Ihnen nicht mittheilen will, ging für mich hervor, daß Herr Lorédan von Valgeneuse gegen Sie einen Vorführungsbefehl erlangt hat.“

„Einen Vorführungsbefehl!“ riefen alle Anwesende.

Nur Madame Corbin blieb stumm.

„Worüber klagt man ihn aber an?“ fragte Herr Müller.

„Ja, worüber klagt man mich an?“ wiederholte Justin.

„Man bezüchtigt Sie des Verbrechens der Entfüh-

rung und der Sequestrirung einer Minderjährigen, ein Verbrechen, für das durch die Artikel 355 und 356 des Strafcodex vorhergesehen ist."

„Oh! der Elende!" rief unwillkürlich der gute Müller.

Justin schwieg; unbeweglich hatte die Mutter, wie gesagt, kein Wort gesprochen und keine Miene verändert.

„Ja, es ist ein großer Schurke," sagte Salvator, doch es ist ein allmächtiger Schurke und so hoch gestellt, daß wir ihn nicht erreichen können!"

„Und dennoch! . ." rief Justin energisch.

„Ja, und dennoch müssen wir ihn erreichen, nicht wahr?" fuhr Salvator fort; „das ist Ihr Gedanke, das ist auch der meinige."

„Wenn ich diesen Menschen aufsuchen würde!" rief Justin, indem er, wie bereit, abzugehen, aufstand.

„Wenn Sie ihn aufsuchen würden, Justin," erwiederte Salvator, „er ließe Sie durch seinen Portier verhaften und nach der Conciergerie führen."

„Wenn aber ich ginge, ich, ein Greis . .?" fragte Müller.

„Sie, Herr Müller, würde er durch seine Bedienten packen und nach Bicêtre bringen lassen."

„Was ist denn zu thun?" rief Justin.

„Man muß thun, was unsere Mutter thut: beten . . ." sprach Schwester Céleste.

Die Mutter betete in der That leise.

„Sie haben aber mit ihr gesprochen," rief Justin, „Sie haben uns also etwas zu sagen."

„Ja, ich habe meine Erzählung zu vollenden. Mina war herrlich vor Scham und Würde! . . Justin, das ist eine heilige Jungfrau! lieben Sie sie mit ganzer Seele."

„Oh!" rief der junge Mann, „ich liebe sie, ich liebe sie!"

„Herr Lorédan entfernte sich und ließ Mina allein. Da dachte ich, es sei Zeit, mich zu zeigen. Ich näherte

mich dem armen Kinde, das, auf dem Sande knieend, Gott um Rath und um Hülfe bat. Es genügte, Ihren Namen auszusprechen, um mich zu erkennen zu geben. Sie fragte mich wie Sie: „„Was ist denn zu thun?““ und, wie Ihnen, antwortete ich ihr: „„Warten und hoffen!““ Da erzählte sie mir in allen Einzelheiten die Entführung und ihre Folgen; wie sie, in einem Wagen durch die Straßen von Paris fortgeführt, genöthigt war, um Ihnen Ihren Brief zukommen zu machen, ihre Uhr damit zu umwickeln . . . Die Uhr mußte bei der Frau sein, die Ihnen den Brief geschickt hatte; ich ging dahin, ich forderte sie zurück. Die Brocante leugnete, Rose-de-Noël gab sie mir."

Justin küßte aufs Neue die kleine Uhr.

„Sie wissen das Uebrige," sprach Salvator, „und sehr bald werde ich Ihnen sagen, was mir zu thun zweckmäßig scheint."

Und nachdem er diese Worte gesagt, grüßte er, und während er grüßte, winkte er Justin, ihn zurückzubegleiten.

Justin verstand das Zeichen und folgte ihm.

Madame Corbin blieb so unbeweglich beim Abgange von Salvator, als sie bei seinem Eintritte unbeweglich geblieben war.

CXXXVIII.

Einweihung.

Die beiden jungen Leute gingen in das Schlafzimmer von Justin, das heißt in die Stube hinab, wo er seine Schule hielt.

Die Schule war aber leer, weil die Kinder, in Betracht der Feierlichkeit des Tages, der ein Sonntag war, Vacanz hatten.

Salvator bedeutete Justin durch einen Wink, er möge sich setzen.

Justin nahm einen Stuhl; Salvator setzte sich auf einen Tisch.

„Mein lieber Freund," sprach Salvator, indem er mit der Hand Justin über die Schulter strich, „schenken Sie mir nun Ihre ganze Aufmerksamkeit und verlieren Sie nicht ein Wort von dem, was ich Ihnen sagen werde."

„Ich höre, denn ich vermuthete wohl, Sie haben nicht Alles vor einer Mutter und einer Schwester gesagt."

„Und Sie hatten Recht. Es gibt Dinge, die man vor einer Mutter und vor einer Schwester nicht sagt."

„Sprechen Sie; ich höre."

„Justin, Sie werden Mina durch die gewöhnlichen Mittel nicht wiederfinden."

„Ja, doch durch Ihre Vermittlung werde ich sie wiedersehen, nicht wahr?"

„Es mag sein, nur muß Alles unter uns genau festgesetzt werden."

„Wenn ich sie nur wiedersehe, wenn ich nur weiß, wo sie ist, — das Uebrige ist meine Sache."

„Sie täuschen sich, Justin. Von diesem Augenblicke geht Alles mich an. Ja, Sie werden sie wiedersehen, da ich es Ihnen verspreche; ja, Sie werden sie entführen, das ist möglich, leicht sogar; ja, Sie werden sie verbergen, daß man sie nicht wiederfindet: doch man wird Sie finden!"

„Nun, was dann?"

„Hat man Sie gefunden, so werden Sie verhaftet, eingekerkert!"

„Was liegt mir daran? es gibt eine Gerechtigkeit in Frankreich; man wird früher oder später meine Unschuld erkennen, und Mina wird gerettet sein."

„Früher oder später, haben Sie gesagt? Ich gebe das früher oder später zu, obschon ich über diesen Punkt nicht Ihrer Ansicht bin; nur muß ich den schlimmsten Fall setzen. Nehmen wir an, Ihre Unschuld werde erkannt . . . doch spät, — glauben Sie mir, ich räume Ihnen viel ein, — nach einem Jahre, zum Beispiel. Nun wohl, was wird während dieses Jahres mit Ihrer Familie geschehen? Das Elend wird durch die Thüre eintreten, die Ihr Abgang offen gelassen hat; Ihre Mutter und Ihre Schwester werden Hungers sterben."

„Nein! denn die guten Herzen werden ihnen zu Hülfe kommen."

„Ah! wie irren Sie sich, mein armer Justin! Die Valgeneuse haben die hundert Arme des Briareus. Wie es für sie genügt haben wird, einen von diesen Armen auszustrecken, um die Thüre eines Kerkers zu öffnen, so werden sie mit den neunundneunzig anderen, die ihnen bleiben, einen Kreis um Ihre Familie ziehen, den das Mitleid nicht zu überschreiten wagt. Die guten Herzen werden Ihrer Mutter und Ihrer Schwester zu Hülfe kommen? Was verstehen Sie unter den guten Herzen? Jean Robert, einen Dichter, der heute so reich ist wie Herr Laffitte, der morgen ärmer ist als Sie; Petrus, einen Maler, einen Mann der Fantasie, der Bilder für sich und nicht für das Publikum macht, der nicht von seinem Pinsel, sondern sein armseliges kleines Erbe verzehrend lebt; Ludovic, einen Arzt von Talent, von Verdienst, von Genie sogar, wenn Sie wollen, doch einen Arzt ohne Kundschaft; mich, einen armen Commissionär, der ich von meinem täglichen Verdienste lebe und nie für den folgenden Tag stehen kann . . . Ihre Mutter und Ihre Schwester sind gute Christinnen, und es wird ihnen die Kirche bleiben? Einer der einflußreichsten Cardinäle unserer Zeit ist ein Verwandter der Valgeneuse. Das Wohlthätigkeits-Bureau? Der Präsident des Bureau ist selbst ein Valgeneuse. Sie werden sich an den Präfecten der Seine, an den Minister des

Innern wenden? Man wird ihnen zwanzig Franken ein für allemal geben, und wird man sie ihnen auch geben, wenn man erfährt, daß sie die Mutter und die Schwester eines Mannes sind, der, eines Verbrechens bezüchtigt, das Galeerenstrafe nach sich zieht, verhaftet ist?"

„Was ist aber dann zu thun?" rief Justin ganz bebend vor Wuth.

Salvator stützte seine Hand kräftiger auf die Schulter von Justin, heftete seinen Blick auf Justins Blick und fragte:

„Was würden Sie thun, wenn ein Baum auf Ihren Kopf zu fallen drohte?"

„Ich würde den Baum fällen," erwiederte Justin, der die Methapher seines Freundes zu begreifen anfing.

„Was würden Sie thun, wenn ein einer Menagerie entsprungenes wildes Thier durch die Stadt liefe?"

„Ich würde eine Flinte nehmen und das wilde Thier todt schießen."

„Dann sind Sie derjenige, welchen ich in Ihnen zu finden hoffte," sprach Salvator ernst; „hören Sie mich also an."

„Ich glaube Sie zu verstehen," erwiederte Justin, indem er seine Hand auf die Lende seines Freundes legte.

„Sicherlich," sagte Salvator, „sicherlich wäre derjenige, welcher, um eine persönliche Beleidigung zu rächen, Unordnung in die Stadt bringen würde, derjenige, welcher, weil sein Haus brennt, die Stadt in Brand zu stecken versuchen würde, dieser wäre ein Dummkopf, ein böser Mensch oder ein Narr. Derjenige aber, Justin, der die Wunden der Gesellschaft sondirt hätte und sich sagen würde: „„Ich kenne aus dem Grunde das Uebel, suchen wir das Gegenmittel,"" dieser würde das Werk eines guten Bürgers thun, dieser wäre ein redlicher Mann. Justin, ich bin eines von den trostlosen Mitgliedern der durch ein paar Intriganten unterdrückten großen menschlichen Familie. Jung, bin ich

bis auf den Grund in diesen Ocean niedergetaucht, den man die Welt nennt, und ich bin, wie der Taucher von Schiller, voll Grauen zurückgekommen. Dann bin ich in mich selbst zurückgegangen, und ich habe über das Elend von meines Gleichen nachgedacht. Ich habe sie Alle an mir vorüberziehen sehen, die Einen als Last-thiere sich beugend unter einer Bürde, die ihre Kräfte übersteigt, die Andern als Schafe, die der Fleischer zur Schlachtbank führt. Bei diesem Anblicke schämte ich mich für meines Gleichen, ich schämte mich für mich selbst, ich kam mir vor wie ein Mensch, der in einem Walde einen andern Menschen von Räubern angegriffen sehen würde und, hinter einem Baume verborgen, ihn ausplündern, todtschlagen, ermorden ließe, ohne ihm Hülfe zu leisten. Dumpf seufzend, sagte ich mir, es gebe für Alles, den Tod ausgenommen, ein Mittel, und der Tod sei sogar nur ein individuelles Uebel, ohne ein Mißgeschick für die Art zu sein. Als mir eines Tags ein Sterbender seine Wunden zeigte, fragte ich ihn: „„Wer hat sie Dir gemacht?““ und er antwortete mir: „„Die Gesellschaft! das sind Deines Gleichen!““ Da hemmte ich das Wort auf seinen Lippen, und ich sagte ihm: „„Nein, es ist nicht die Gesellschaft, es sind nicht meines Gleichen, die Dich geschlagen haben. Es sind nicht meines Gleichen, die in der Tiefe eines Waldes auf Dich lauern und Dich Deiner Börse berauben; es sind nicht meines Gleichen, diejenigen, welche Dir die Hände binden und Dich ermorden. Diese, — es sind die Bösen, gegen die man kämpfen muß, es sind die Giftpflanzen des Feldes, die man ausreißen muß.““ „„Kann ich es?““ erwiederte der Verwundete; „„ich bin allein!““ „„Nein,““ antwortete ich, indem ich ihm die Hand reichte, „„wir sind zu zwei!““

„Wir sind zu drei,“ sagte Justin, indem er die Hand von Salvator ergriff.

„Du irrst Dich, Justin, wir sind fünfmal hunderttausend.“

„Gut!“ sprach Justin, dessen Augen vor Freude strahlten; „und Gott, der mich gehört hat, verleugne mich als einen der Seinigen an dem Tage, wo ich die Worte, die ich sage, verleugnen oder vergessen werde.“

„Bravo, Justin!“

„Nieder mit dieser elenden Regierung von Blödsinnigen, von Intriganten und Jesuiten, welche man unverschämter Weise die Restauration genannt hat, während sie nur der über Frankreich verbreitete Hauch des Auslandes ist!“

„Genug,“ sprach Salvator; „seien Sie um fünf Uhr bei mir, und setzen Sie die Ihrigen davon in Kenntniß, daß Sie heute Nacht nicht nach Hause kommen werden.“

„Wohin gehen wir?“

„Ich werde es Ihnen um fünf Uhr sagen.“

„Soll ich Waffen mitnehmen?“

„Das ist unnöthig.“

„Um fünf Uhr?“

„Um fünf Uhr!“

Die zwei jungen Leute trennten sich. Sie hatten, wie man sieht, nur einen Augenblick gebraucht, der Eine, um einen Vorschlag zu machen, der Andere, um diesen Vorschlag anzunehmen, bei welchem Beide ihren Kopf aufs Spiel setzten.

Es war aber so mit dem Zustande der Geister zu jener Zeit. Es gab eine Erinnerung, welche die Furchtsamsten muthig, die Sanftesten grimmig machte: diese Erinnerung war der zweimal Frankreichs sich bemächtigende Feind. Diese verhaßte, gräuliche Invasion, die nur ein geschichtliches Factum für die Generation von 1850 ist, war eine flammende, blutige Erscheinung für die von 1827. Jeder von uns erinnerte sich, in der Provinz, der Verwundeten von Montmirail, von Champaubert und von Waterloo; in Paris, der der Butte Saint-Chaumont und der Barrière de Clichy. Der Haß war ein nationales Werk, und das Wort von

Lafayette: „Die Insurrection ist die heiligste der Pflichten," war der Wahlspruch Frankreichs geworden.

An dem Tage, wo wir diese Epoche aus dem Gesichtspunkte der allgemeinen Geschichte erzählen werden, werden wir gerechter gegen sie sein als Philosoph, als wir heute als Romanenschreiber gegen sie sind.

Um fünf Uhr war Justin bei Salvator.

Salvator stellte Justin Fragola vor.

„Ich habe Dir," sagte er, „einen Accompagnateur und einen Gesanglehrer für Carmelite versprochen: hier ist schon die Hälfte von dem, was ich Dir versprochen. Justin, erinnern Sie sich der schönen jungen Person, die wir verscheidend in Meudon auf ihrem Schmerzenslager gesehen haben; sie leidet: es ist unsere Schwester. Ich habe ihr durch den Mund von Fragola Ihren Beistand und den von Herrn Müller versprochen."

Justin antwortete durch ein Lächeln, das sein Leben Salvator zur Verfügung stellte.

„Und nun lassen Sie uns gehen," sprach dieser.

Und er wandte sich gegen Fragola um und küßte sie wie ein Vater sein Kind küßt, denn Salvator hatte, so jung er war, vom Schmerze etwas Ernstes, Väterliches angenommen, — er küßte sie, sagen wir, viel mehr wie ein Vater sein Kind küßt, als wie ein Liebender seine Geliebte küßt; dann, nachdem er Brasil, der hierüber ganz trostlos, befohlen, bei Fragola zu bleiben, stieg er zuerst die Treppe hinab.

Justin folgte ihm stillschweigend.

Man durchschritt, ohne ein Wort zu wechseln, den ganzen Theil von Paris, der sich von der Place Saint-André-des-Arts bis zur Barrière Fontainebleau erstreckt.

Hier angelangt, und als er sah, Salvator werde nun die Landstraße einschlagen, brach Justin das Stillschweigen.

„Wohin gehen wir?" fragte er.

„Nach Viry-sur-Orge," erwiederte Salvator.

„Was ist das, Viry-sur Orge?“

„Sie errathen nicht?“

„Nein.“

„Es ist das Dorf, wo ich Mina gesehen habe.“

Justin blieb plötzlich und ganz schauernd stehen.

„Und Sie werden sie mich sehen lassen?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Salvator lächelnd beim Anblicke dieser Blässe, welche die Wangen von Justin überströmte, — ein Zeichen der Freude, das schwer von einem Zeichen des Schreckens zu unterscheiden gewesen wäre.

„Und wann werden Sie sie mich sehen lassen?“

„Heute Abend noch.“

Justin drückte seine beiden Hände an seine Augen und wankte; Salvator unterstützte ihn, indem er seinen Arm um den Leib des Schulmeisters schlang.

„Oh! mein lieber Salvator,“ sagte Justin, „Sie werden mich für ein Weib halten und kein Vertrauen mehr zu mir haben.“

„Sie täuschen sich, Justin; denn sehe ich Sie schwach in der Freude, so habe ich Sie stark im Schmerze gesehen.“

„Oh!“ murmelte Justin, „und meine Mutter, meine arme Mutter, welche nicht weiß, wie glücklich ich sein werde!“

„Morgen werden Sie ihr Alles sagen, und sie wird durch das Warten nichts verloren haben.“

In seinem Verlangen, rasch nach Viry-sur-Orge zu kommen, machte Justin den Vorschlag, einen Wagen zu nehmen; Salvator bemerkte ihm aber, er könne Mina nur zwischen elf Uhr und Mitternacht sehen, und es wäre also unnütz, drei oder vier Stunden früher nach Juvisy zu kommen. Seine wiederholte Anwesenheit bei der Cour-de-France könnte überdies Verdacht erregen.

Justin ergab sich in die Bemerkung von Salvator. Man beschloß, nicht nur zu Fuße zu gehen, sondern

auch die Sache so einzurichten, daß man in den Park des Schlosses erst Nachts um elf Uhr käme.

Sobald sie in der Ebene waren, brachen die zwei Wanderer das Stillschweigen, das sie Paris durchschreitend beobachtet hatten. Die bis dahin zurückgehaltene Conversation nahm eine freiere Wendung, einen lebhafteren Gang an. Es scheint, die innersten Gedanken brauchen, wie die Pflanzen, die freie Luft, um sich auszuhauchen.

Salvator nahm die Einweihung bei dem Punkte wieder auf, wo er sie im Zimmer des Schulmeisters verlassen hatte: er erklärte Justin in ihren Einzelheiten die verborgensten Geheimnisse des Carbonarismus; er offenbarte ihm die Organisation desselben, er sagte ihm den Zweck davon, er zeigte ihm die Freimaurerei tausend Jahre vor Christus im Tempel Salomos entspringend; zuerst ein Bach, dann ein Fluß, dann ein Strom, dann ein See, dann ein Meer.

Justin, als er einen Mann vom Alter und vom Stande von Salvator eben so rasch als vollständig die Geschichte der Gesellschaft machen hörte, horchte auf die Worte des jungen Mannes mit derselben Ehrfurcht, mit der er auf die eines Apostels gehorcht hätte.

Und, begabt mit der so seltenen Fähigkeit, zu organisiren, hatte Salvator in der That in kurzer Zeit und mit wenigen Worten, wie es Cuvier für die physische Welt that, die moralische Geschichte der Gesellschaft wiederaufgefunden, zersetzt und wieder zusammengesetzt.

Die Theorie von Salvator war ganz einfach: es war eine tiefe Zärtlichkeit für die Menschheit, ohne Unterscheidung von Kaste und Race, eine völlige Aufhebung der Grenzen, um das Menschengeschlecht in einer und derselben Familie zu vereinigen. Die Erfüllung der Worte Christi, welche, nachdem sie schon die Freiheit und die Gleichheit gegeben, noch die Brüderschaft zu geben hatten.

Für ihn und in seiner weit umfassenden Schätzung waren alle Menschen Söhne von einem und demselben Vater und von einer und derselben Mutter, alle Brüder, folglich alle frei. Die Sklaverei, unter welcher Form sie sich verbarg, war daher das Ungeheuer, das er als die erste Ursache des Uebels niederschmettern wollte. Es war in ihm ein Ueberrest des Adels und der Loyalität der alten Ritter, welche, um dort zu streiten, nach Palästina gingen. Er hätte gern wie sie sein Leben für den Triumph seines Glaubens gegeben, und er sprach von der Zukunft der Nationen mit der Erhabenheit und mit der Redegabe, welche das Vorrecht des Abbé Dominique zu sein schien.

Uebrigens hatten die zwei jungen Leute, — von denen der Eine, ohne daß er es vermuthete, auf das Leben des Andern einen so großen Einfluß geübt, — die zwei jungen Leute, der Priester und der Commissionär, hatten mehr als eine Aehnlichkeit mit einander: es war dieselbe Liebe für die Menschheit, dieselbe allgemeine Brüderschaft, dasselbe Ziel, nach dem Beide strebten, obgleich auf zwei verschiedenen Wegen fortschreitend und von zwei verschiedenen Punkten ausgehend.

So ging der Abbé Dominique von Gott aus und stieg von Gott zur Menschheit hinab; Salvator suchte das Geheimniß Gottes in der Menschheit und stieg vom Menschen zu Gott hinauf. Die Menschheit war für den Abbé Dominique von göttlicher Schöpfung; Gott war für Salvator von menschlicher Schöpfung; die Menschheit hatte für den Abbé Dominique keinen Grund, zu sein, war sie nicht von einer höheren Macht geschaffen, unterstützt, geleitet; die Menschheit hatte für Salvator keinen Grund zu sein, war sie nicht vollkommen frei, war sie nicht selbst ihre leitende Macht.

Es fand mit einem Worte zwischen ihren religiösen Theorien derselbe Unterschied statt, der in der Politik zwischen der Aristokratie und der Demokratie, zwischen der Monarchie und der Republik stattfindet; und

dennoch, wir wiederholen es, strebten, von diesen zwei entgegengesetzten Principien ausgehend, Beide nach demselben Ziele: der Unabhängigkeit der Menschheit, der allgemeinen Brüderschaft.

Für Justin, einen armen Märtyrer, der seit seiner Kindheit mit den Bedürfnissen des materiellen Lebens im Kampfe, nie Zeit gehabt hatte, seinen Blick in den Abgrund der socialen Abstractionen zu tauchen, war diese Theorie von Salvator eine lange Blendung, die bis zum Schwindel ging. Diese Offenbarnng machte tausend Funken um ihn her springen, wie sie von einem Herde ausspringen, dessen dem Erlöschen nahe Flammen man anschürt. Eingeschlafen in den Armen der Resignation, dieser himmlischen Wiegefrau, die seit achtzehn Jahrhunderten die Menschheit einschläfert, bebte sein Herz und erwachte plötzlich bei den Worten Brüderschaft und Unabhängigkeit, und nach einem zweistündigen Gehen und Plaudern war er um zehn Ellen gewachsen.

Man geht rasch, man macht viel Weg, geht man angetrieben durch den Hauch einer mächtigen Gemüthsbewegung oder einer großen Idee. Um neun Uhr Abends erreichte man die Cour=de=France.

Man hatte noch zwei Stunden zu warten.

Salvator erinnerte sich einer kleinen Fischerhütte, in der er sieben Jahre vorher, an dem Tage, wo er Brasil gefunden, zu Mittag gegessen hatte. Man gelangte zum Ufer des Flusses; man erkannte die Hütte, man trat ein und erhielt mittelst einer Flasche Wein und einer Matelote Gastfreundschaft.

Die Augen von Justin entfernten sich nur von der Kuckuksuhr, um sich sich einen Moment nachher noch glühender auf dieselbe zu richten; ohne das Geräusch, das die Unruhe machte, ein Geräusch, in dem man sich nicht täuschen konnte, hätte Justin geschworen, die Zeiger seien stehen geblieben.

Indessen schlug es zehn Uhr, dann elf Uhr. Salvator sah die Unruhe seines Gefährten und bekam Mitleid.

„Lassen Sie uns gehen!“ sagte er.

Justin athmete, sprang von seinem Stuhle nach seinem Hute, und befand sich in der Secunde auf der Schwelle.

Salvator folgte ihm lächelnd.

Es war die Sache von Salvator, ihm den Weg zu zeigen.

Er ging in der That voran in der Richtung des Schlosses Viry: man fand den Pont Godeau, die Lindenallee, das Gitter des Parkes.

„Ist es hier?“ fragte leise Justin.

Salvator nickte bejahend mit dem Kopfe.

Dann legte er, um zum Stillschweigen zu ermahnen, seinen Finger auf seine Lippen.

Salvator und Justin gingen, leicht und still wie zwei Schatten, längs der Mauer hin; dann blieb Salvator an demselben Orte stehen, wo er sie am Tage vorher erklettert hatte.

„Es ist hier,“ flüsterte er.

Justin maß mit den Augen die Höhe der Mauer. Weniger als sein Gefährte an gymnastische Uebungen gewöhnt, fragte er sich, wie er das Hinderniß überwinden sollte.

Salvator lehnte sich an die Mauer an und bot Justin seine beiden Hände als erste Sprosse.

„Wir werden also da hinübersteigen?“ fragte Justin.

„Seien Sie ohne Furcht, wir begegnen Niemand,“ erwiederte Salvator.

„Oh! nicht für mich fürchte ich, sondern für Sie.“

Salvator machte eine Bewegung mit den Schultern, deren Uebersetzung zu geben wir nicht versuchen werden.

„Steigen Sie,“ sagte er.

Justin setzte seine Füße in die Hände, sodann auf die Schultern von Salvator, und schwang sich endlich auf die Firste der Mauer.

„Und Sie?“ fragte er.

„Springen Sie auf die andere Seite und bekümmern Sie sich nichts um mich.“

Justin gehorchte wie ein Kind.

Hätte ihn Salvator, statt ihm zu sagen, er solle auf den Boden springen, ins Feuer springen heißen, er würde ebenso gehorcht haben.

Er sprang, und Salvator hörte den Wiederhall seiner Füße auf der Erde.

Salvator selbst nahm mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit seinen Schwung, hißte sich mit der Kraft des Faustgelenkes auf die Mauerkappe empor, und war in einer Secunde im Parke bei Justin.

Man mußte sich orientiren, damit man nicht nöthig hatte, die Umwege zu machen, welche Salvator das erste Mal, Roland folgend, gemacht hatte.

Der junge Mann blieb einen Augenblick stehen, sammelte seine Erinnerungen und ging mitten durch den Park.

Nach einem Marsche von fünf Minuten blieb er abermals stehen, um sich aufs Neue zu orientiren; dann nahm er seine Richtung ein wenig gegen links.

„Wir sind an Ort und Stelle,“ sagte Salvator; „hier ist der Baum.“

Ohne Zweifel fügte er in seinem Innern bei:

„Und hier ist das Grab!“

Beide drangen in das Dickicht ein und warteten.

Nach einigen Secunden legte Salvator die Hand auf die Schulter seines Freundes und sagte:

„Stille! ich höre das Rauschen eines seidenen Kleides.“

„Sie ist es also?“ fragte Justin ganz schauernd.

„Ja, aller Wahrscheinlichkeit nach; nur will ich mich zuerst zeigen. Sie begreifen, welche Wirkung Ihre unerwartete Erscheinung auf das arme Kind hervorbringen könnte . . . Sie naht, sie ist allein. Ver-

bergen Sie sich und erscheinen Sie nicht eher, als bis ich Ihnen sage, Sie sollen erscheinen. Hier ist sie!"

Es war Mina.

Sie war in der That allein.

„Oh! mein Gott!" murmelte Justin.

Und er machte Miene, hervorzustürzen.

„Sie wollen sie also tödten?" sagte Salvator, indem er ihn zurückhielt.

Es war im Dickicht eine Bewegung vorgegangen, welche die Aufmerksamkeit von Mina erregt hatte.

Sie blieb stehen und schaute mit Besorgniß, bereit, wie eine erschreckte Gazelle zu entfliehen, umher.

„Ich bin es, Mademoiselle," sagte Salvator; „seien Sie ohne Furcht."

Und er schob die Zweige auseinander und erschien vor den Augen von Mina.

„Ah! Sie sind es!" sprach Mina. „Wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, mein Freund!"

„Ich auch, um so mehr, als ich Ihnen Nachrichten bringe."

„Von Justin?"

„Von Justin, von seiner Mutter, von seiner Schwester, vom guten Müller."

„Ich Undankbare! ich vergaß Alles, was nicht er ist. Lassen Sie hören! was haben Sie seit gestern gethan? Erzählen Sie mir das."

„Vor Allem habe ich Ihre Uhr wiedergefunden."

„Ah! desto besser!"

„Ich habe Ihre ganze Familie gesehen, Justin die Versicherung Ihrer Liebe gebracht und die seine entgegengenommen."

„Oh! wie gut sind Sie! . . Und er war sehr glücklich?"

„Sie fragen das? Er wäre fast närrisch geworden!"

„Dank! dreifachen Dank! Haben Sie ihm gesagt, wo ich bin?"

„Ja."

„Und dann?"

„Dann begreifen Sie wohl, daß er von mir verlangt hat, kommen zu dürfen."

„Oh! ja, ich begreife das."

„Sie begreifen aber auch, daß es mein erster Gedanke war, ihm diese Befriedigung zu verweigern."

„Oh! nein, nein, mein Herr, das begreife ich nicht."

„Ich sage Ihnen, mein erster Gedanke, Mademoiselle."

„Und . . . und der zweite?" fragte zögernd Mina.

„Der zweite war dem ersten entgegengesetzt."

„So daß . . ?" fragte Mina ganz zitternd.

„So daß ich, auf das Versprechen, vernünftig zu sein . . ."

„Nun?"

„Mit Justin übereingekommen bin, ihn hierher zu führen."

„Und wann sollen Sie ihn bringen?"

„Ich wollte ihn an einem dieser Abende bringen."

„An einem dieser Abende?" versetzte seufzend das Mädchen; „und er hat eingewilligt, zu warten?"

„Nein!"

„Wie, nein?"

„Er wollte sogleich kommen . . . Sie begreifen das abermals?"

„Oh! gewiß begreife ich es . . . Ich hätte es gemacht wie er!"

„Mein erster Gedanke war abermals, es zu verweigern," sagte Salvator lachend.

„Doch der zweite? der zweite?"

„Der zweite war . . . Ihnen Justin noch heute Abend zu bringen."

„So daß . . ?" fragte das Mädchen ganz zitternd.

„So daß ich ihn gebracht habe."

„Mein Herr, mir schien vorhin, ich höre sprechen. Nicht wahr, Sie haben mit ihm gesprochen?"

„Ja, Mademoiselle; er wollte Ihnen entgegenstürzen, und ich verhinderte ihn daran."

„Oh! hätte ich ihn so wiedergesehen, ich wäre vor Freude gestorben."

„Sie hören, Justin?" sagte Salvator.

„Oh! ja, ja," rief der junge Mann, aus dem Dickicht hervoreilend.

Salvator trat auf die Seite, um seinem Freunde Platz zu machen. Die zwei jungen Leute fielen einander, zwischen ihren Lippen die Namen Justin und Mina erstickend, in die Arme.

Sodann, beinahe in demselben Augenblicke, streckten sich zwei Hände gegen Salvator aus, und zwei Sitmmen voll freudiger Thränen murmelten gleichzeitig:

„Mein Freund, Gott vergelte es Ihnen!"

Salvator schaute sie einen Moment mit seinem sanften und zugleich mächtigen Blicke an, der, dem eines Gottes ähnlich, die Verantwortlichkeit für die Zukunft zu übernehmen schien; alsdann drückte er Justin die Hand, küßte Mina auf die Stirne und sprach:

„Und nun seid Ihr unter dem Blicke des Herrn. Gott, der mich bis hierher geführt hat, führe Euch bis zum Ende!"

„Sie verlassen uns, Salvator?" sagte Justin.

„Justin," erwiederte Salvator, „Sie wissen, daß ich Mina durch Zufall getroffen habe; Sie wissen, daß sie es nicht war, die ich suchte, als ich in diesen Park kam . . . Lassen Sie mich mein Werk verfolgen und seien Sie glücklich: das Glück ist eine Hymne an Gott! . . In einer Stunde werde ich bei Ihnen sein."

Und der junge Mann nahm mit der Hand und dem Kopfe von ihnen Abschied und verschwand bei der Biegung der Allee, welche nach dem Schlosse führte.

Was sich während dieser Stunde die zwei Liebenden, welche allein geblieben, sagten, — ich werde es nicht versuchen, es Ihnen zu erzählen.

Nehmen Sie an, liebe Leser, Sie haben das Ohr an die Pforte des Himmels gelegt, und Sie hören die Engel sprechen.

CXXXIX.

Erforschung.

Am andern Tage, Morgens um acht Uhr, eröffnete Justin wie gewöhnlich seine Klasse, doch mit einem so freudigen Gesichte, daß sich die Aeltesten von seinen Knaben, an sein trauriges oder vielmehr ernstes Gesicht gewöhnt, unter einander fragten: „Sieh, was hat denn der Lehrer heute Morgen? sollte er zufällig eine Erbschaft von zwanzigtausend Livres Rente gemacht haben?“

Um dieselbe Stunde trat Salvator mit einem etwas mehr sorgenvollen Gesichte in die Hauptstraße oder vielmehr in die einzige Straße des Dorfes Viry ein; er schaute nach rechts und nach links, und als er auf der Schwelle einer Thüre eine schöne junge Person erblickte, welche nach Hause zu gehen schien und ein Maß Milch in der Hand hatte, näherte er sich ihr mit der so sichtbaren Absicht, mit ihr zu sprechen, daß sie auf der Schwelle stehen blieb und wartete.

„Mademoiselle,“ sagte er zu ihr, „werden Sie wohl so gut sein, mir das Haus des Herrn Maire zu bezeichnen?“

„Sie fragen wirklich nach dem Hause des Herrn Maire?“ sagte das Mädchen.

„Allerdings.“

„Es gibt nämlich das Haus des Maire und die Mairie,“ sprach das hübsche Mädchen mit einem Lächeln,

das den jungen Mann wegen der Lection in der Topographie, die es ihm gab, um Verzeihung zu bitten schien.

„Es ist richtig," erwiederte Salvator, „ich hätte mich deutlicher ausdrücken sollen. Ich wünsche den Herrn Maire zu sprechen, Mademoiselle."

„Dann können Sie eintreten, mein Herr," sagte die hübsche junge Person, „denn Sie sind gerade vor seiner Thüre."

Und vorangehend, zeigte sie Salvator den Weg.

Vor der Thüre des Speisezimmers traf sie eine Art von Magd, der sie das Mäßchen Milch übergab, welches ihr Frühstück und das ihrer Familie zu werden bestimmt schien; dann wandte sie sich gegen Salvator und sagte zu ihm:

„Wenn mir der Herr Reisende folgen will!"

Zu jener Zeit kannte man weder die Eisenbahnen, noch die Vergnügenszüge: man gab im Allgemeinen dem fremden Besuche den Titel Reisender, wie man ihn noch heute dem Touristen in den Gebirgen des Jura und des Dauphiné gibt.

Salvator lächelte und folgte dem schönen Kinde.

Man ging in den ersten Stock hinauf; das Mädchen öffnete die Thüre eines Cabinets, wo ein Mann an einem Schreibtische saß, und sagte zu diesem Manne:

„Papa, hier ist ein Herr, der Dich sprechen will."

Und in seinem Jagdcostume konnte Salvator wirklich sehr wohl für einen Herrn gelten.

Der Maire nickte mit dem Kopfe und schrieb weiter, ohne den Eintretenden anzuschauen; er fürchtete vielleicht, durch eine Unterbrechung den Faden seiner Phrase zu verlieren.

Zufällig war der Maire von Viry noch derselbe brave Mann, mit dem es der redliche Herr Gérard, sieben oder acht Jahre früher, bei der entsetzlichen Katastrophe, deren Opfer der Letztere gewesen, zu thun gehabt hatte.

Das war, wie wir bemerkt haben, an seinem Orte ein guter und würdiger Maire, der zugleich vom Bürger und vom Bauern hatte, ein redlicher und naiver Mann, so sehr es Salvator nur immer wünschen konnte.

Nachdem sein Satz beendigt war, wandte er sich um, schob seine griechische Mütze zurück, hob seine Brille auf seine Stirne empor, und fragte, als er den jungen Mann erblickte, der an der Thüre stehen geblieben war:

„Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr?"

„Ja, mein Herr," antwortete Salvator.

„Dann haben Sie die Güte, sich zu setzen," sagte der Maire mit einer Geberde, welche unbestimmt an die von Augustus erinnerte, als er dieselbe Einladung gegen Cinna aussprach.

Und er bezeichnete ihm zugleich eine Art von römischem Armstuhl.

Salvator rückte seinen Stuhl so nahe, als er konnte, zu dem des Maire.

Nachdem die ersten Höflichkeiten ausgetauscht waren, fragte der Maire Salvator:

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Eine Auskunft, die Sie mir zu verweigern berechtigt sind, mein Herr, ich gebe es zu," erwiederte Salvator, „die Sie aber, wie ich hoffe, dennoch mir zu geben die Gefälligkeit haben werden."

„Sprechen Sie, mein Herr, und ist die Sache nicht meinen doppelten Pflichten als Beamter und als Bürger zuwider . . ."

„Ich glaube, Sie werden so urtheilen, mein Herr . . . Doch vor Allem erlaube ich mir, ohne unbescheiden sein zu wollen, die Frage: wie lange sind Sie Maire?"

„Seit vierzehn Jahren, mein Herr," antwortete der wackere Mann, indem er sich in die Brust warf.

„Gut!" sagte Salvator. „Nun wohl, ich wünschte von Ihnen den Namen der Person zu erfahren, welche das Schloß Viry um das Jahr 1820 bewohnte."

„Oh! mein Herr, der Eigenthümer hieß damals Herr Gérard Tardieu.“

„Gérard Tardieu!“ wiederholte Salvator, sich des Schreis erinnernd, der so oft Rose-de-Noël während ihres Fiebers entschlüpft war: „„Oh! tödten Sie mich nicht, Madame Gérard!““

„Ein höchst redlicher und ganz vortrefflicher Mann,“ fuhr der Maire fort, „der zu unserem großen Bedauern die Gegend in Folge einer gräßlichen Katastrophe verließ.“

„Die sich hier zugetragen hat?“

„Hier, an diesem Orte.“

„Gerade über dieses Abenteuer, mein Herr, wünschte ich zu reden,“ sagte Salvator. „Wären Sie wohl so gefällig, es mir zu erzählen?“

Diejenigen von unsern Lesern, welche in der Provinz gewohnt haben oder noch in der Provinz wohnen, wissen, mit welchem Eifer jeder Einwohner einer kleinen Stadt den geringsten Vorfall annimmt, der die Monotonie seines Lebens brechen kann; sie werden sich also nicht wundern über den Strahl der Freude, der die Augen des Maire von Viry erleuchtete, als er die Zerstreuung witterte, die ihm dieser providentielle Fremde bot. Die auf dem Gesichte des wackeren Mannes glänzende Freude war eine an die Langsamkeit der Zeit gerichtete Beleidigung und drückte klar den spöttischen Gedanken aus: „So viel Gewalt über den Feind!“

Er erzählte Salvator die Geschichte von Herrn Gérard, von Orsola, von Herrn Sarranti und den zwei Kindern in ihren geringsten Einzelheiten; er überging nichts, was seinen Zuhörer interessiren und besonders die Erzählung verlängern konnte; gern hätte er, — der liebe Mann, — die Episoden dieses blutigen Abenteuers ins Unendliche vervielfältigen mögen, um so lang als möglich einen so kostbaren Gast bei sich zu behalten. Leider war es eine mittelmäßige Einbildungskraft, die des Herrn Maire von Viry: er er-

zählte also in ihrer erschrecklichen Einfachheit die ganze, unsern Lesern bekannte, gräßliche Geschichte.

Ueberdies erzählte er sie aus seinem Gesichtspunkte; so daß die interessante Person dieses Dramas Herr Gérard war, der in der Geschichte des würdigen Maire vom Mörder Opfer wurde.

Der Erzähler breitete sich über die Verzweiflung eben dieses Herrn Gérard aus, von der er eine lange und schmerzliche Beschreibung machte.

Der Verlust der zwei Kinder besonders war nach der Behauptung des Herrn Maire so entsetzlich für seinen ehemaligen Amtsuntergebenen gewesen, — wegen der großen Liebe, die er für seinen Bruder hegte, — daß er nie von dem Einen oder dem Andern sprach, ohne in ein Schluchzen auszubrechen.

Salvator hörte den braven Mann mit einer Aufmerksamkeit an, die ihm sein ganzes Wohlwollen erwarb.

Sodann, als er geendigt hatte, fragte Salvator:

„Ei! Sie haben von einem Herrn Gérard, von einer Orsola, von einem Herrn Sarranti und zwei Kindern gesprochen . .?"

„Ja," sagte der Maire.

„Gab es nicht auch eine Madame Gérard?"

„Ich habe keine Frau von Herrn Gérard gekannt."

„Sie haben Niemand vom Namen Madame Gérard gekannt? Denken Sie wohl nach."

„Nein . . . wenn nicht etwa . . . warten Sie!"

Und der Maire lächelte mit Schlauheit und fuhr dann fort:

„Warten Sie, warten Sie; doch, doch, es gab wirklich eine Madame Gérard: das war die arme Orsola, welche die Leute, die sich gut mit ihr stellen wollten, Madame Gérard nannten; denn, mein Herr," fügte der Maire sententiös bei, „Sie wissen, es ist die gewöhnliche Schwäche der Concubinen, zu wünschen, daß die Untergeordneten oder diejenigen, welche von ihnen abhängen, ihnen den Namen geben, den sie nicht zu

tragen berechtigt sind . . . Sie wußten dies auch, die armen kleinen Kinder, und wollten sie etwas von ihrer Haushälterin erlangen, so verfehlten sie nicht, sie Madame Gérard zu nennen."

„Ich danke, mein Herr," sprach Salvator.

Sodann, nach einer Pause, fragte er:

„Und Sie sagen, mein Herr, welche Nachforschungen man auch unternommen, man habe weder Victor, noch die kleine Léonie wiederfinden können?"

„Nein, mein Herr, und man hat doch wohl gesucht."

„Erinnern Sie sich dieser unglücklichen Kinder?" sagte Salvator.

„Vollkommen."

„Ich spreche von ihrem Signalement."

„Als ob ich sie noch sehen würde, mein Herr! Der Knabe war zwischen acht und neun Jahren; er war schön, frisch, blond . . ."

„Lange Haare?" fragte Salvator unwillkürlich schauernd.

„Lange, gelockte Haare, welche bis auf seine Schultern fielen."

„Und das Mädchen?"

„Die Kleine mochte sechs bis sieben Jahre alt sein."

„Blond wie ihr Bruder?"

„Oh! nein, mein Herr, das war eine ganz entgegengesetzte Natur: schmächtig und braun, mit großen, herrlichen schwarzen Augen, welche wegen ihrer Magerkeit ihr ganzes Gesicht einzunehmen schienen . . . Dieser Herr Sarranti muß ein arger Bösewicht gewesen sein, um so seinem Wohlthäter hunderttausend Thaler zu stehlen und ihm seine zwei Kinder umzubringen!"

„Ich glaube," fragte Salvator, „ich glaube, Sie haben mir gesagt, der Mitschuldige des Herrn Sarranti bei diesem Morde sei ein großer Hund gewesen, den man immer angebunden gehalten und wie einen Tiger gefürchtet habe?"

„Ja," erwiederte der Maire, „ein Hund, den der Bruder von Herrn Gérard von der neuen Welt mitgebracht hatte."

„Und was ist aus diesem Hunde geworden?"

„Mir scheint, ich habe Ihnen gesagt, in einem Augenblicke der Verzweiflung habe Herr Gérard seine Büchse genommen und sie auf ihn abgefeuert."

„So daß er getödtet worden ist?"

„Man weiß nicht, ob er todt ist; doch da es ein furchtbarer Hund war, so hat er den Schuß fortgetragen."

„Erinnern Sie sich zufällig des Namens von diesem Hunde?"

„Warten Sie doch . . . ich werde mich wohl erinnern . . . er hatte einen seltsamen Namen . . . einen Namen von . . . wie soll ich sagen? Er hieß Brasil."

„Ah!" machte in seinem Innern Salvator. — „Brasil, Sie sind dessen sicher?"

„Oh! ja, ganz sicher."

„Und dieser so böse Hund hatte die Kinder nie gebissen?"

„Im Gegentheile, er betete sie an, besonders die kleine Léonie.

„Mein Herr Maire," sprach Salvator, „nun habe ich Sie nur noch um eine Gefälligkeit zu bitten."

„Um welche, mein Herr, um welche?" rief der Maire überglücklich, etwas für einen Mann zu thun, der mit so großer Höflichkeit fragte und mit so viel Aufmerksamkeit zuhörte.

„Es darf nicht mein Verlangen sein, das Schloß zu besichtigen, das von unbekannten Personen bewohnt wird," fuhr Salvator fort, „und dennoch . . ."

„Reden Sie, mein Herr, reden Sie!" rief der Maire, „und bin ich im Stande, die Auskunft, die Sie zu haben wünschen, Ihnen zu geben . . ."

„Ich hätte gern einen Plan der inneren Zimmer,

der Küche, des Speisekellers, des Gewächshauses haben mögen "

„Ah! mein Herr," erwiederte der Maire, „das ist etwas Leichtes! Bei der Untersuchung der Sache, welche Untersuchung durch die Abwesenheit des Herrn Sarranti unterbrochen wurde, hat man einen Plan in Duplicat gemacht . . ."

„Und diese Pläne, was ist aus ihnen geworden, wenn ich fragen darf?"

„Der eine liegt bei den Acten, die sich in den Händen des Staatsanwalts befinden; der andere muß noch in meinen Cartons sein."

„Wäre es wohl erlaubt, eine Copie von dem zu nehmen, welcher in Ihren Händen geblieben ist?" fragte Salvator.

„Gewiß, mein Herr."

Der Maire öffnete vergebens mehrere Cartons, dann fiel er auf den Gegenstand, den er suchte.

„Das ist es, was Sie verlangen," sagte er. „Wünschen Sie nun ein Lineal, einen Bleistift, einen Cirkel zu haben, so kann ich Ihnen das verschaffen."

„Ich danke, mein Herr, ich brauche keinen Maßstab der Verhältnisse; es genügt für mich, wenn ich eine allgemeine Uebersicht der Oertlichkeiten nehme."

Salvator copirte den Plan mit der Sicherheit der Hand eines geübten Geometers; als seine Zeichnung vollendet war, sagte er, indem er das Papier zusammenfaltete und in die Tasche steckte:

„Mein Herr, ich habe Ihnen nur noch zu danken und mich zu entschuldigen wegen der Störung, die ich Ihnen verursacht."

Der Maire betheuerte, Salvator habe ihn durchaus nicht gestört, und suchte ihn sogar beim Frühstück mit seiner Gattin und seinen zwei Demoiselles zurückzuhalten; so verlockend aber das Anerbieten war, Salvator glaubte es ausschlagen zu müssen. Der Maire, der sich erst so spät als möglich von seinem Gaste tren=

nen wollte, geleitete ihn bis zur Thüre zurück und stellte sich, ehe er von ihm Abschied nahm, zur Verfügung des jungen Mannes in Betreff jeder neuen Auskunft, die in seiner Competenz wäre.

An demselben Tage führte Salvator Justin in der Loge der Wahrheitsfreunde ein, wo er ihn als Maurer aufnehmen ließ.

Es versteht sich, daß Justin ohne eine Miene zu verändern, alle Proben vollführte: er wäre durch das Feuer gegangen, er hätte die Brücke so scharf wie die Schneide eines Rasirmessers, welche vom Fegfeuer in das Paradies Mahomets führt, überschritten! War nicht Mina am Ende des rauhen, gefährlichen Weges?

Am andern Tage wurde Justin in einer Venta vorgestellt und aufgenommen.

Von dieser zweiten Aufnahme an hatte Salvator nichts Verborgenes mehr für seinen Freund, und er offenbarte ihm selbst die letzten Geheimnisse der weitumfassenden Verschwörung, welche 1815 begonnen hatte, aber erst im Jahre 1830 ihre Früchte geben sollte.

Lassen wir sie dieses große Werk der Empörung verfolgen, in welchem unsere Geschichte ihre Entwicklung finden wird, und kommen, uns dieser Geschichte durch ihre Krümmungen anschließend, auf Petrus und Fräulein von Lamothe-Houdan zurück.

CXL.

In Erwartung des Gatten.

In dem balsamisch duftenden Gewächshause, wo wir Petrus mit so viel Liebe ein Portrait haben machen sehen, das er sodann mit so viel Grimm zerstörte, auf einem Canapé liegend, bekleidet mit dem weißen Gewande der Bräute, bleich wie die Bildsäule der Verzweiflung, schaute Fräulein Regina von Lamothe-Houdan oder vielmehr die Gräfin Rappt, mit Augen, in denen sich die Bestürzung malte, ein Hundert um sie her zerstreuter Briefe an.

Derjenige, welcher in dieses Zimmer eingetreten wäre, oder der einfach einen Blick durch die ein wenig geöffnete Thüre geworfen hätte, würde das erschrockene Gesicht der jungen Frau sehend begriffen haben, die Ursache dieses stummen Schreckens sei das Lesen von einem oder von mehreren dieser Briefe, die sie mit Entsetzen und Ekel hatte auf den Boden fallen lassen.

Sie blieb einen Augenblick still und unbeweglich, während zwei Thränen langsam von ihren Augen auf ihre Brust floßen.

Dann zog sie mit einer beinahe automatischen Bewegung ihre niederhängende Hand bis zu ihrem Schooße herauf, nahm einen noch zusammengelegten Brief, entfaltete ihn und hob ihn zu ihren Augen empor; doch bei der dritten oder vierten Zeile ließ sie, als hätte sie nicht die Kraft gehabt, weiter zu gehen, den Brief auf den Teppich fallen, wo schon die anderen lagen.

Dann versenkte sie ihren Kopf in ihre beiden Hände und sann einen Augenblick nach.

Es schlug elf Uhr in einem anstoßenden Zimmer.

Sie entfernte ihre Hände von ihrem Gesichte und

horchte, mit den Lippen und still die Schläge der Glocke zählend.

Als der elfte Schlag ertönt hatte und wieder erloschen war, stand sie auf, nahm alle Briefe zusammen, machte ein Päckchen daraus und schloß es in eine Chiffonnière ein, deren Schlüssel sie hinter dem Fuße einer Strelizie verbarg; dann ging sie an eine Klingel und zog die Schnur mit einer raschen, nervigen Bewegung.

Eine alte Kammerfrau erschien.

„Nanon“ sagte Regina, „es ist die Stunde; gehen Sie zu der kleinen Gartenthüre, welche auf das Boulevard des Invalides führt, und bringen Sie den jungen Mann hierher, den Sie vor dem Gitter wartend finden werden:“

Nanon durchschritt den Corridor, stieg die paar Stufen hinab, welche in den Garten führten, durchlief schräg Rasen und Gebüsche und streckte, nachdem sie die kleine Thüre, welche auf das Boulevard des Invalides ging, geöffnet hatte, den Kopf durch die Oeffnung dieser Thüre und suchte mit den Augen denjenigen, welchen sie zu ihrer Herrin geleiten sollte.

Obgleich nur drei Schritte von ihr, blieb Petrus doch unsichtbar, verborgen, wie er war, durch eine große Ulme, an welche er sich angelehnt hatte, und von wo aus er nach den Fenstern von Regina schaute.

Seltsam! der Pavillon, den Regina bewohnte, war nicht beleuchtet; der Pavillon ihr gegenüber war es eben so wenig: ein Trauerschleier schien von oben nach unten über das ganze Hotel geworfen.

Das einzige von einem schwachen Scheine, von einem Scheine dem ähnlich, welchen eine Todtenlampe in einer Gruft zittern macht, erleuchtete Fenster war das Fenster vom Atelier von Regina.

Was war denn vorgefallen? Warum hatte denn nicht dieses ganze große Haus ein festliches Aussehen? warum hörte man nicht die Musik eines Balles? warum diese Stille?

Als er die kleine Thüre sich öffnen und die Kammerfrau erscheinen sah, machte sich Petrus, der, wie Regina, die elf Glockenschläge gezählt hatte, von dem Baume los, an den er angenagelt zu sein schien, und fragte:

„Suchen Sie nicht mich, Nanon?"

„Sie, Herr Petrus; ich komme im Auftrage..."

„Der Prinzessin Regina, ich weiß es," unterbrach der junge Mann ungeduldig.

„Im Auftrage der Gräfin Rappt," sagte Nanon.

Petrus fühlte einen Schauer seine Adern durchlaufen; ein kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne. Er drückte seine Hand an den Baum, um sich eine Stütze zu geben.

Bei den Worten: „Im Auftrage der Gräfin Rappt," dachte er an einen Gegenbefehl. Glücklicher Weise fügte Nanon bei:

„Folgen Sie mir."

Und die Thüre demasquirend, die sie wieder hinter sich schloß, ließ sie Petrus in den Garten eintreten.

Ein paar Secunden nachher öffnete sie die Thüre des Atelier, und im Halbschatten erblickte der junge Mann seine geliebte Regina, oder vielmehr, wie es ihm Anfangs schien, das Gespenst von derjenigen, welche er gekannt hatte.

„Hier ist Herr Petrus," sagte die Kammerfrau den jungen Mann einführend, der bei der Thüre stehen blieb.

„Es ist gut," erwiederte Regina; „lassen Sie uns allein und bleiben Sie im Vorzimmer."

Nanon gehorchte, und Petrus und Regina fanden sich allein.

Regina winkte Petrus mit der Hand, näher zu kommen; doch der junge Mann rührte sich nicht vom Platze.

„Sie haben mir die Ehre erwiesen, mir zu schreiben, Madame," sagte er, indem er einen besondern

Nachdruck auf dieses letzte Wort mit der unbarmherzigen Härte der verzweifelten Liebhaber legte.

„Ja, mein Herr," erwiederte Regina mit sanftem Tone, denn sie begriff, was sie Alles leiden sollte; „ja, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Mit mir, Madame? Sie haben mit mir zu sprechen am Abend eines Tagas, wo ich beinahe vor Schmerz gestorben wäre, als ich erfuhr, die Trauung sei vollzogen worden, die Sie für immer an den Mann bindet, welchen ich am meisten auf der Welt hasse?"

Regina lächelte traurig, und man konnte in diesem Lächeln lesen: „Und ich auch, glauben Sie, ich hasse ihn weniger, als Sie?"

Sodann laut, und ehe dieses Lächeln von ihren Lippen verschwunden war:

„Nehmen Sie das Tabouret von Abeille und setzen Sie sich zu mir."

Beherrscht durch die zugleich sanfte und ernste Stimme von Regina gehorchte Petrus.

„Näher," sagte Regina, „noch näher . . . hier! schauen Sie mich nun wohl an! . . ja, so."

„Mein Gott!" murmelte Petrus, „mein Gott! wie bleich sind Sie!"

Regina schüttelte den Kopf.

„Das sind nicht die frischen Farben einer Braut, nicht wahr, mein Freund?"

Petrus schauerte, als ob diese zwei Worte: mein Freund, ein in seine Brust eindringendes Eisen wären.

„Sie leiden, Madame?" sagte er.

Das Lächeln von Regina nahm eine Tinte unaussprechlichen Schmerzes an.

„Ja, ich leide," antwortete sie, „entsetzlich!"

„Was haben Sie, Madame? . . Sagen Sie mir, was Sie haben . . . Ich bin hierher gekommen in der Absicht, Sie zu verfluchen, und nun fühle ich mich bereit, Sie zu beklagen."

Die junge Frau schaute Petrus starr an.

„Sie lieben mich?“ fragte sie.

Petrus schauerte, und ganz stammelnd, ganz bebend antwortete er:

„Madame . . .“

„Ich frage, ob Sie mich lieben, Petrus,“ wiederholte die junge Frau mit einer bis zur Feierlichkeit ernsten Stimme.

„An dem Tage, wo ich zum ersten Male in dieses Atelier eingetreten bin, — und das sind drei Monate her, — liebte ich Sie schon,“ sprach Petrus; „heute, da es drei Monate sind, liebe ich Sie mit dem Unterschiede, daß ich Sie, da ich Sie besser kenne, mehr liebe.“

„Ich täuschte mich nicht,“ sprach Regina, „als ich mir sagte, Sie lieben mich zärtlich und tief. Die Frauen täuschen sich hierin nicht, mein Freund! Doch tief und zärtlich lieben, ist nur ein wenig mehr und ein wenig besser lieben, als man gewöhnlich liebt; ich will für Sie etwas Ernstes und Heiliges, Geachtetes und Theures sein!.. Seit zwei Stunden, mein Freund, habe ich nur Sie auf der Welt, auf den ich mich stützen kann, und lieben Sie mich nicht zugleich wie der Liebhaber die Geliebte liebt, wie der Bruder seine Schwester liebt, und wie der Vater seine Tochter liebt, so weiß ich nicht mehr, wer mich hienieden lieben würde.“

„Der Tag, an welchem ich Sie zu lieben aufhören werde,“ antwortete der junge Mann mit derselben feierlichen Traurigkeit, „dieser Tag wird mein letzter Tag sein; denn meine Liebe und mein Leben sind durch denselben Hauch belebt! Sie haben mich vor der Verzweiflung gerettet, in die mich diese Epoche des Zweifels, in der wir leben, versenkt hatte! Schon gegen den Abgrund des Nichts geneigt, dessen schwindelhafte Tiefe unsere Jugend anzieht, glaubte ich die Kunst verloren für mein Land, und ich führte das unverständige Leben der Leute meines Alters; ich hatte auf die Arbeit verzichtet, ich war im Begriffe, Palette und Pinsel

zum Fenster hinauszuwerfen und die Kunst, die mir Gott gegeben, die Energie, die ich in mir fühlte, sich in einer gefährlichen Thätigkeit oder in einer apathischen Resignation verzehren, vernichten zu lassen. Eines Tags begegnete ich Ihnen, Madame, und von diesem Tage an kehrte ich zum Leben zurück, hatte ich Vertrauen zu meiner Kunst; von diesem Tage an glaubte ich an die Zukunft, an das Glück, an den Ruhm, an die Liebe, denn Ihre verständige Güte hob mich wieder in meinen eigenen Augen und öffnete mir alle Zauberwege des Daseins! Fragen Sie mich also nicht, Madame, ob ich Ihnen alle meine Liebe schuldig sei, denn ich werde Ihnen antworten: „„Nicht nur alle meine Liebe, Regina, sondern auch mein ganzes Leben!""

„Gott behüte mich, daß ich je an Ihnen zweifle, mein Freund!" erwiederte Regina, deren Gesicht sich mit der Röthe einer stolzen Freude bedeckte; „ich bin Ihrer Liebe so sicher, als Sie der meinigen versichert sein können."

„Der Ihrigen? ich, Madame?" rief Petrus.

„Ja, Petrus," sprach ruhig die junge Frau, „und ich denke Ihnen nichts Neues mitzutheilen, wenn ich Ihnen sage, ich liebe Sie; befragte ich Sie, so geschah es, glauben Sie mir, weniger um einen Schwur zu hören, von dem ich wußte, er sei mir im Grunde Ihres Herzens gethan, als um ein paar Worte der Liebe zu hören, welche, heute besonders, ein ungeheures Bedürfniß für mich sind, das schwöre ich Ihnen!"

Petrus glitt von seinem Tabouret auf seine Kniee, und gebeugt, nicht wie vor einer Frau, die man liebt, sondern wie vor einer Heiligen, die man anbetet, sprach er:

„Hören Sie, Madame, Sie sind nicht nur die Person, die ich am tiefsten liebe, sondern auch die, welche ich am meisten auf der Welt schätze, achte, verehre!"

„Ich danke, mein Freund!" sagte Regina, indem sie ihre Hand in die von Petrus fallen ließ.

„Und dennoch," sprach der junge Mann, „gestehen Sie, daß ich, um Sie so zu lieben, wahnsinnig sein muß."

„Warum dies?"

„Weil Sie zu mir nicht das Vertrauen gehabt haben, das ich zu Ihnen hatte."

Regina lächelte traurig.

„Ich habe meine Heirath vor Ihnen verborgen."

Petrus schwieg oder antwortete vielmehr nur durch einen Seufzer.

„Ach!" fuhr Regina fort, „diese Heirath, ich wollte sie vor mir selbst verbergen. Ich hoffte immer, irgend eine unvorhergesehene Katastrophe, irgend eines von den Ereignissen, auf welche die Verzweiflung rechnet, werde kommen und den Vollzug verhindern. Dann würde ich Ihnen, bleich und zitternd wie der Reisende, der einer Todesgefahr entgangen ist, gesagt haben: „„Freund! sehen Sie, wie bleich und zitternd ich bin! Das kommt davon her, daß ich Sie beinahe auf immer verloren hätte, daß wir beinahe für immer getrennt worden wären! Doch hier bin ich, beruhigen Sie sich! keine Gefahr bedroht mich mehr, und ich gehöre Ihnen, ganz Ihnen!"" Die Dinge sind nicht so gewesen: die Tage sind ihren gewöhnlichen Gang gegangen, ohne ein unvorhergesehenes Ereigniß, ohne eine wohlthätige Katastrophe; die Stunden sind den Stunden gefolgt, die Minuten den Minuten, die Secunden den Secunden; der unglückselige Augenblick ist gekommen, wie er für den Verurtheilten kommt: nach der Verwerfung des Cassationsgesuches, die Verwerfung des Gnadengesuches, dann der Priester, dann der Henker!"

„Regina! Regina! und was bin ich? Warum rufen Sie mich? Was soll ich hier thun?"

„Sie werden es sogleich erfahren."

Petrus suchte mit den Augen eine Pendeluhr: in diesem Moment schlug die im anstoßenden Zimmer halb.

„Oh! sagen Sie es mir geschwinde, Madame,"

sprach Petrus; „denn aller Wahrscheinlichkeit nach habe ich nicht mehr lange bei Ihnen zu bleiben!"

„Was wissen Sie hierüber, und warum antworten Sie meiner Traurigkeit durch ein bitteres Wort?"

„Ei! Madame, Sie haben geheirathet, heute geheirathet! Ihr Gatte ist in demselben Hotel wie Sie, und es ist halb zwölf Uhr..."

„Hören Sie mich an, Petrus, Sie sind ein großes Herz, das edle Kind einer edlen Erde; man sollte glauben, Sie seien in einem andern Jahrhundert als dem unseren geboren worden, Sie haben in einem anderen Jahrhundert gelebt. Sie sind der Muth und die Treuherzigkeit, der Stolz und die Redlichkeit der alten Ritter, welche nach dem heiligen Lande gingen, um dort zu sterben. Ihre Treuherzigkeit läßt die List nicht zu, Ihre Redlichkeit hat keine Ahnung von der Lüge; unfähig, das Böse zu thun, wenn Sie nicht durch irgend eine Leidenschaft verblendet sind, glauben Sie nur an das Gute. Die Welt, in der ich in Wirklichkeit lebe, ist von einer ganz anderen Sorte gemacht, als die, in welcher Sie in der Einbildungskraft leben: was ihr einfach scheint, würde Ihnen unwürdig scheinen; was sie für natürlich hält, würde Ihnen hassenswerth scheinen... Darum habe ich den heutigen Tag abgewartet, um Ihnen meinen Kummer zu sagen; darum habe ich diesen Abend abgewartet, um Sie etwas wie der Enthüllung eines Verbrechens beiwohnen zu lassen."

„Eines Verbrechens!" stammelte Petrus. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Eines Verbrechens, ja, Petrus."

„Oh!" murmelte der junge Mann, „was ich vermuthe, war also wahr?"

„Was vermuthen Sie? Sagen Sie das mir, mein Freund."

„Nun wohl, Madame, ich vermuthe vor Allem, daß man Sie gegen Ihren Willen verheirathet hat; daß von Ihrer Heirath das Glück oder die Ehre von einem

der Mitglieder Ihrer Familie abhing. Ich glaube endlich, daß Sie das Opfer von einer jener grausamen Speculationen sind, die das Gesetz erlaubt, weil sie geheimnißvoller Weise ihren Schutz unter dem discreten Dache der Familie haben... Ich nähere mich der Wahrheit, nicht wahr?"

„Ja," erwiederte Regina mit düsterem Tone, „ja, Petrus, das ist es!"

„Gut, hier bin ich!" fuhr Petrus fort, indem er der jungen Frau die Hände drückte; „Sie bedürfen meiner ohne Zweifel? Sie bedürfen des Herzens und des Armes eines Bruders, und Sie haben mich für ein Werk der Ergebenheit und des Schutzes gewählt? Sie haben wohl daran gethan, und ich danke Ihnen dafür! Meine geliebte Schwester, sagen Sie mir nun Alles, was Sie mir zu sagen haben. Sprechen Sie, ich höre Sie auf beiden Knieen!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Atelier ungestüm geöffnet, und die alte Kammerfrau, welche neunzehn Jahre vorher Regina in ihren Armen empfangen hatte, erschien im Rahmen der Thüre.

Petrus wollte aufstehen und sich auf sein Tabouret zurückwerfen; Regina hielt ihn aber im Gegentheile an dem Platze, wo er war, indem sie ihre Hand auf seine Schulter drückte.

„Nein, bleiben Sie!" sagte sie.

Sodann sich gegen Nanon umwendend, fragte Regina:

„Nun, was gibt es, meine gute Liebe?"

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich so eintrete," erwiederte die alte Frau; „aber Herr Rappt...."

„Ist er da?" rief Regina mit einem Ausdrucke erhabenen Stolzes.

„Nein; doch er läßt durch seinen Kammerdiener fragen, ob die Frau Gräfin ihn zu empfangen bereit sei?"

„Er hat gesagt, die Frau Gräfin?"

„Ich wiederhole die eigenen Worte von Baptiste.“

„Es ist gut, Nanon, in fünf Minuten werde ich ihn empfangen.“

„Aber,“ sagte Nanon, mit dem Finger auf Petrus deutend, „aber dieser Herr . . ?“

„Dieser Herr bleibt hier, Nanon,“ antwortete Regina.

„Mein Gott!“ murmelte Petrus.

„Dieser Herr . . ?“ fragte Nanon.

„Bringe meine Antwort Herrn Rappt, und bekümmere Dich um nichts, gute Nanon; ich weiß, was ich thue.“

Nanon entfernte sich.

„Verzeihen Sie, Madame,“ rief Petrus, indem er sich hoch aufrichtete, sobald die alte Kammerfrau die Thüre wieder zugemacht hatte: „aber Ihr Gatte?“

„Darf Sie nicht sehen, und wird Sie nicht hier sehen.“

Und sie schloß die Thüre und schob den Riegel vor, damit der Graf Rappt nicht ohne zu klopfen eintreten konnte.

„Aber ich?“

„Sie, Sie müssen Alles, was hier vorgehen wird, sehen und hören, damit Sie eines Tages Zeugniß von dem geben können, was die Hochzeitnacht des Grafen und der Gräfin Rappt gewesen ist.“

„Oh! Regina,“ sprach Petrus, „ich werde wahnsinnig, denn ich verstehe Sie nicht, denn ich errathe nicht, was Sie sagen wollen.“

„Mein Freund,“ erwiederte Regina, „vertrauen Sie mir, um Ihr Herz zu schonen, während ich zugleich an Ihre Rechtschaffenheit appellire. Gehen Sie in dieses Boudoir; hier schließe ich meine kostbarsten Blumen ein.“

Der junge Mann zögerte noch.

„Treten Sie ein,“ wiederholte Regina. „Die Dunkelheit, mit der meine Worte bedeckt sind, das Geheim-

niß, in das mein zukünftiges Leben gehüllt sein wird, der unerträgliche Zwang, in welchem wir einander gegenüber zu leben genöthtgt wären, trügen Sie nicht die Hälfte meines entsetzlichen Geheimnisses, Alles gebietet mir als Pflicht, was ich in diesem Augenblicke thue... Oh! es ist eine gräßliche Geschichte, die Geschichte, die Ihnen sogleich enthüllt werden wird, Petrus! Urtheilen Sie jedoch nicht leichtsinnig, mein Freund; verdammen Sie nicht, ehe Sie gehört haben, hassen Sie nicht, ehe Sie erwogen haben."

„Nein, Regina, nein, ich will nichts hören; nein, ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich liebe Sie, ich achte Sie... Nein, ich werde nicht hier eintreten!"

„Es muß sein, mein Freund; überdies ist es nun zu spät für Sie, um sich zurückzuziehen: Sie würden ihm auf Ihrem Wege begegnen; ich wäre bei Ihnen nicht gerechtfertigt, und ich würde von ihm beargwohnt."

„Sie wollen es, Regina?"

„Ich bitte Sie flehentlich darum, Petrus, und im Nothfalle verlange ich es."

„Ihr Wille geschehe, meine schöne Madonna, meine süße Königin!"

„Ich danke," sprach Regina, indem sie ihm die Hand reichte; „und nun treten Sie in meine kleine Orangerie ein, Petrus, sie hat meine geheimsten Gedanken empfangen: damit sage ich Ihnen, daß sie Sie erkennen wird. Das ist mein durchdüfteter Beichtstuhl!"

Sie hob den Vorhang auf.

„Setzen Sie sich hieher, mitten unter meine Camelien, an die Thüre, um Alles zu hören. Das ist mein Lieblingsplatz, wenn ich träumen will. Die Camelien sind zugleich glänzende und bescheidene Blumen von Japan, die nur im Halbdunkel gut leben; wie gern hätte ich mögen wie sie geboren werden, leben und sterben! — Ich höre Schritte, treten Sie ein, mein Freund. Hören Sie und verzeihen Sie dem, der gelitten hat!"

Petrus widerstand nicht länger: er trat in die Orangerie ein, und Regina ließ den Vorhang wieder fallen.

In diesem Augenblicke hielten die Tritte vor der Thüre an, und nach einigen Secunden des Zögerns klopfte man.

Dann fragte die Stimme des Grafen Rappt:

„Darf man eintreten, Madame?"

Regina wurde so bleich, als ob sie sterben sollte, und dennoch perlte der Schweiß auf ihrer Stirne:

Sie wischte ihr Gesicht mit einem feinen Batistsacktuche ab, athmete, ging sodann mit festem Schritte auf die Thüre zu, öffnete sie und sprach mit lauter Stimme:

„Treten Sie ein, mein Vater."

CXLI.

Die Hochzeitnacht des Herrn Grafen und der Frau Gräfin Rappt.

Petrus schauerte.

Der Graf Rappt erbleichte und wich drei Schritte zurück, als er diese niederschmetternde Anrufung hörte.

„Was sagen Sie, Regina?" rief er mit einer Stimme, in der sich ein bis zum Schrecken gehendes Erstaunen offenbarte.

„Ich sage Ihnen, Sie können eintreten, mein Vater," wiederholte Regina mit sicherer Stimme.

„Oh!" murmelte Petrus, „es war also wahr, was mir mein Oheim mittheilte!"

Herr Rappt trat mit gesenktem Kopfe ein. Er fühlte nicht die Dreistigkeit in sich, dem Blicke von Regina zu trotzen.

„Ich weiß Alles, mein Herr," fuhr Regina kalt fort. „Da ich es providentieller Weise erfahren habe,

so brauche ich es Ihnen nicht zu sagen. Gott wollte ohne Zweifel uns Beiden ein entsetzliches Verbrechen ersparen, indem er in meine Hände einen unverwerflichen Beweis von Ihrer Verbindung mit meiner..."

Regina hielt inne, sie wollte nicht sagen: „Mit meiner Mutter..."

„Ich kam nur," stammelte der Elende, den Regina zitternd unter ihrem Blicke hielt, „ich kam nur, um Sie um eine Unterredung zu bitten, nichts Anderes. Ich hätte Ihnen meine Zweifel, meine Befürchtungen erklärt, welche indessen nichts rechtfertigt."

Regina zog aus ihrer Brust einen Brief, den sie aufs Gerathewohl von der Correspondenz, die wir zu ihren Füßen zerstreut gesehen, genommen und ehe sie die übrigen in die Chiffonnière eingeschlossen, beiseit gelegt hatte.

„Erkennen Sie diesen Brief?" sagte sie. „Es ist der, in welchem sie der Frau Ihres Freundes, Ihres Gönners, beinahe Ihres Vaters empfehlen, über Ihr Kind zu wachen!... Statt diese ruchlose Empfehlung einer Mutter zu machen, hätten Sie wohl Gott bitten müssen, dieses Kind zu sich zu rufen!"

„Madame," erwiederte der Graf, mehr als je niedergeschmettert, „ich habe Ihnen gesagt, ich kam, um eine Erklärung mit Ihnen zu haben; doch Sie sind in diesem Augenblicke zu sehr aufgeregt, und ich entferne mich."

„Oh! nein, mein Herr," entgegnete Regina, „solche Erklärungen — da Sie dies so nennen — fängt man nicht zweimal wieder an. Bleiben Sie und setzen Sie sich."

Ganz beherrscht durch die Festigkeit von Regina, sank der Graf Rappt auf ein Canapé.

„Was gedenken Sie aber zu thun?" fragte er.

„Oh! ich will es Ihnen sagen, mein Herr. Sie haben mich geheirathet, glücklicher Weise nicht aus Liebe, was eine grausame Handlung wäre, sondern aus Hab-

gier, was eine schändliche Berechnung ist. Sie haben mich geheirathet, damit mein ungeheures Vermögen nicht in fremde Hände übergehe. Sie wären nicht weiter gegangen, ich weiß es, ich hoffe es wenigstens; befleckt mit einem Verbrechen, welches von den Menschen bestraft wird, das aber den Menschen unbekannt bleiben kann, hätten Sie es nicht gewagt, sich mit einem vor diesem Gotte, dessen Gerechtigkeit man nichts verbirgt, unverzeihlichen Verbrechen zu beflecken. Um Alles zu sagen, es ist die Erbin der Gräfin von Lamothe-Houdan, und nicht Ihre Tochter, die Sie geheirathet haben."

„Regina! Regina!" murmelte dumpf der Graf, der, den Kopf gesenkt, seine Augen starr auf den Boden geheftet hielt.

„Sie sind zugleich ehrgeizig und verschwenderisch," fuhr die junge Frau fort. „Sie haben große Bedürfnisse, und diese großen Bedürfnisse lassen Sie auf große Verbrechen bedacht sein. Vor diesen Verbrechen würde ein Anderer vielleicht zurückweichen: Sie nicht! Sie heirathen Ihre Tochter wegen zwei Millionen. Sie würden Ihre Frau verkaufen, um Minister zu werden."

„Regina!" wiederholte der Graf mit demselben Tone.

„Unsere Scheidung verlangen ist unmöglich: die Scheidung ist aufgehoben. Unsere Trennung verlangen wäre ein Scandal: man müßte die Ursache angeben; meine Mutter würde darüber vor Scham sterben, mein Vater vor Schmerz. Wir müssen also unauflösbar mit einander verbunden bleiben. Doch nur vor der Gesellschaft, denn vor Gott, mein Herr, bin ich frei und will ich frei bleiben."

„Was verstehen Sie hierunter?" fragte der Graf, indem er den Kopf zu erheben suchte.

„Wir müssen einander in der That wohl verstehen, und ich will mich so deutlich als möglich erklären. Zum Lohne für mein Stillschweigen, zum Lohne für das seltsame, unfruchtbare Leben, zu dem Sie mich ver-

urtheilt haben, verlange ich von Ihnen die unbeschränkteste Freiheit, welche eine Frau genießen kann: eine Witwenfreiheit! Denn Sie begreifen wohl, daß Sie von diesem Tage an für mich als Gatte todt sind. Was den Vatertitel betrifft, so werden Sie nicht die Frechheit haben, ihn zu reclamiren, denke ich. Mein Vater, mein wahrer, mein einziger Vater, derjenige, welchen ich lieben, achten, verehren kann, ist überdies der Graf von Lamothe-Houdan. Sie werden mir diese Freiheit geben, und ich sage Ihnen zum Voraus, wenn Sie mir dieselbe nicht geben, so nehme ich sie. Dagegen überlasse ich Ihnen die Hälfte meines zukünftigen Vermögens, — zwei Millionen. Sie werden hierüber eine Urkunde von einem Notar abfassen lassen, und wann Sie wollen, setze ich meine Unterschrift bei. Finden Sie etwas hiegegen einzuwenden?"

Das Stillschweigen des Grafen fing an Nachdenken zu werden. Er schlug langsam die Augen zu Regina auf; doch ihrem stolzen, sicheren Blicke begegnend, fühlte er sich aufs Neue niedergeschmettert, und er senkte sie zum zweiten Male. Die Zusammenziehung der Muskeln am Untertheile seines Gesichtes verrieth allein den innern Kampf, den er bestand.

Endlich, nach einigen Augenblicken, nahm er wieder das Wort und sagte mit einer noch leisen Stimme und jedes seiner Worte abwägend:

„Ehe ich die Vorschläge, die Sie mir machen, annehme oder verwerfe, Regina, lassen Sie mich einen Augenblick mit Ihnen reden, und erlauben Sie mir, Ihnen einen guten Rath zu geben."

„Einen guten Rath, Sie, mein Herr? Eine gute Frucht auf einem schlechten Baume?" versetzte die junge Frau, verächtlich den Kopf schüttelnd.

„Lassen Sie mich Ihnen diesen Rath immerhin geben. Es wird Ihnen frei stehen, ihn zu befolgen oder zu verwerfen."

„Sprechen Sie, mein Herr; ich höre Sie."

„Ich werde es nicht versuchen, zu entschuldigen, was mein Benehmen in Ihren Augen Seltsames haben kann."

„In meinen Augen!" sagte Regina verächtlich.

„In den Augen der Welt, wenn Sie wollen... Ich kenne mein Verbrechen in seinem ganzen Umfange. Zum Glücke habe ich, dasselbe begehend, wie Sie sagten, nicht einer Hinreißung, sondern einer Berechnung nachgegeben. Erlauben Sie mir indessen, Ihnen zu bemerken, daß ein wirkliches Verbrechen nur die Handlung ist, welche die Gesellschaft verletzt oder Gott beleidigt. Indem ich Sie heirathete, habe ich aber weder Gott beleidigt, noch die Gesellschaft verletzt. Die Gesellschaft ist nur durch das verletzt, was sie weiß, und sie wird nie wissen, daß ich Ihr Vater bin: im Gegentheile, hat je ein Verdacht über der Marschallin geschwebt, so wird sich dieser Verdacht zerstreuen, wenn man Sie meine Frau werden sieht; ich habe Gott nicht beleidigt, denn wenn ich Sie in einer Absicht, deren Größe mich entschuldigt in den Augen der Menschen, wie Sie sehr gut gesagt haben, heirathen wollte, so hätte ich Sie doch immer vor Gott respectirt. Ich wiederhole indessen, ich strebe nicht darnach, mich zu rechtfertigen! Nein! ich will einfach zu dem Rathe kommen, welchen Ihnen zu geben ich für meine Pflicht hielt."

„Ich lasse Sie reden, mein Herr, denn aus der Schwierigkeit Ihres Vortrags, aus der verwickelten Construction Ihrer Sätze entnehme ich, daß Sie einige Zeit brauchen, um sich zu erholen."

„Ich habe mich gefaßt, Madame!" sagte der Graf Rappt mit einer Stimme, die sich in der That immer mehr befestigte. „Sie verlangen von mir Ihre unbeschränkte Freiheit; es versteht sich von selbst, daß ich sie Ihnen gebe und daß ich Sie Ihnen bei jedem Stande der Dinge gegeben hätte, — um so mehr in der Lage, in der wir uns befinden, denn weder Ihre

Zuneigung, noch Ihre Nachsicht zu fordern bin ich berechtigt; nur erinnern Sie sich, Madame, daß es eine sociale Achtung und sociale Pflichten gibt, wozu die Gesetze die verheirathete Frau verurtheilen."

„Fahren Sie fort, mein Herr; ich habe noch nicht Ihren ganzen Gedanken erfaßt."

„Ich sage also, Madame, ich erkenne genug die Größe meines Verbrechens, um nicht die geringste Zuneigung von Ihnen in Anspruch zu nehmen. Doch ich habe auch genug gelebt, um zu wissen, daß die Frau, trotz Ihres gerechten Widerwillens, in den Augen der Welt zu gewissen Convenienzen verbunden ist, von denen die gesellschaftliche Stellung eines Mannes abhängt. So erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß seit ein paar Tagen gewisse Gerüchte im Umlaufe sind, welche, wären sie gegründet, die tiefste Traurigkeit in mir erregen würden. Ein kleines Journal erlaubt sich diesen Morgen, unsere Heirath anzeigend, sehr durchsichtige Anspielungen auf eine Liebesgeschichte zu machen, deren Heldin Sie wären; es geht sogar so weit, daß es durch Anfangsbuchstaben den Namen eines jungen Mannes bezeichnet, welcher der Held derselben ist. Nun wohl, Regina, ich glaube Ihnen die väterliche Ermahnung geben zu müssen. Verzeihen Sie, daß ich in Betreff dieser Gerüchte Ihre Interessen mehr nehme, als Sie es selbst thun, und auf eine so ungeschlachte Art in Ihre Geheimnisse eindringe."

„Ich habe keine Geheimnisse, mein Herr," entgegnete ungestüm die junge Frau.

„Oh! ich weiß in der That, Regina, daß, wenn Sie irgend ein Gefühl für diesen jungen Mann hegten, dieses Gefühl nichts Ernstes hatte, daß es eine einfache Laune war, oder, besser gesagt, daß Sie sich nur auf Kosten seiner Eitelkeit belustigen wollten."

„Wahrhaftig, mein Herr, Sie beleidigen mich!" rief die junge Frau, „und ich gestehe Ihnen nicht das Recht zu, solche Worte an mich zu richten."

„Hören Sie mich an, Regina," sprach der Graf, der allmälig seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wiederfand, oder sich den Anschein gab, als fände er sie; „ich spreche hier weder als Gatte, noch als Vater mit Ihnen, ich spreche als Lehrer; denn vergessen Sie nicht, daß ich die Ehre hatte, Sie zum Zögling zu haben: auf diesen doppelten Titel gründe ich mein Recht, Sie zu warnen, Ihnen zu rathen, Sie zu ermahnen, gibt mir der Zufall die Gelegenheit dazu. Kaum waren Sie Frau, Regina, als Sie schon ein mit dem meinigen übereinstimmender Geist waren."

Ein verächtlicher Blick versuchte es, den Grafen zu unterbrechen.

„Ein erhabener Geist," fuhr dieser fort, „ein Geist weit über Ihrem Alter und Ihrem Geschlechte. Von Ihrem Vater und von Ihrer Tante beauftragt, über Sie zu wachen und so viel als möglich in Ihr Herz die Männlichkeit, die in Ihrem Geiste war, eindringen zu machen, habe ich durch ein geduldiges Studium, durch eine Erziehung aller Stunden, die Keime, welche die Natur in Sie gelegt hatte, befruchtet, und Sie besitzen nun, Dank sei es dieser ängstlichen Sorgfalt, die ganze Festigkeit, die ganze unzähmbare Energie eines Mannes. Nun wohl, in dem Augenblicke, wo ich die Früchte dieser unablässigen Arbeiten ernten sollte, in dem Augenblicke, wo ich aus Ihnen ein verständiges Wesen, eine Eliteseele, eine starke Frau gemacht zu haben glaubte, in diesem Augenblicke verlassen Sie mich! Meine Handlung, mich für immer mit Ihnen zu verbinden, erschreckt Sie! Ich will Ihnen sagen, was mein Plan war. Unsere Verbindung war keine Heirath, Regina: es war eine unauflösbare Association, die, statt des den Eheleuten vorbehaltenen flachen Glückes, uns die drei großen Güter dieser Welt, die von allen mächtigen Herzen verwirklichten drei Ambitionen: den Reichthum, die Macht, die Freiheit geben sollte. Wir! wir haben bis jetzt — ich sage w i r, denn Sie können

einen großen Theil an meinen Handlungen beanspruchen, — wir haben bis jetzt, ohne daß ich einen augenscheinlichen Titel im Staate, einen sichtbaren Einfluß bei den Angelegenheiten besitze, dieses gute, dieses schöne, dieses botmäßige Land, das man Frankreich nennt, beinahe regiert, und wir sollen hiebei stehen bleiben? Ich bin am Vorabend, Minister zu werden; denn Sie errathen wohl, daß dieses Ministerium, das seit fünf Jahren dauert, von allen Seiten erschüttert, im Begriffe ist, den Platz einem andern Ministerium abzutreten, das vielleicht weitere fünf Jahre dauern wird: fünf Jahre, verstehen Sie, Regina? Die Zeit, welche die Präsidentschaft eines Washingtons oder eines Adams dauert! Ich brauche, um hiezu zu gelangen, nur ein sichtbares Vermögen, eine gesicherte Stellung, und dann mache ich neben mich Ihren Vater sitzen, und wir gebieten fünfunddreißig Millionen Menschen; denn unter einer constitutionellen Regierung ist der Chef des Ministerraths der wahre König. Um dieses glühende Verlangen meines Lebens zu unterstützen, um mir bei diesem wundervollen Unternehmen beizustehen, an wen wende ich mich? wer ist die Frau, die ich, nicht zur knechtischen Gefährtin meines Daseins, nicht zur Sklavin meiner Launen und meines Willens, sondern zur Verbündeten meiner Gewalt machen will? Sie, Regina. Und in dem Momente, wo wir dieses glänzende Ziel berrühren, statt mit mir über den Vorurtheilen der Welt, über den Schwächen der Menschheit zu schweben, debutiren Sie vor Allem damit, daß Sie nicht begreifen, man gelange zu solchen Höhen nicht ohne einige Vorurtheile mit Füßen zu treten! Doch das ist nicht Alles, Sie legen unter meinen Fuß die Lächerlichkeit, diesen albernen Kieselstein, der zuweilen bis in die Tiefe des Abgrunds den Reisenden rollen macht, welcher ganz nahe daran war, den Gipfel des Glückes zu berühren. Regina! Regina! ich erkläre, daß ich besser von Ihnen dachte!"

Die junge Frau hatte den Grafen nicht mit minder großem Ekel, aber mehr mit einer wirklichen Aufmerksamkeit angehört. Sie war erstaunt, daß man eine Entschuldigung, so schlecht sie sein mochte, für eine solche Handlung finden konnte, und ich weiß nicht, ob man uns begreifen wird, oder vielmehr, ob man bei einer Frau besonders die Weite des Horizonts begreifen wird, welche ein solcher Charakter zu umfassen vermochte: sie war gewisser Maßen neugierig, aus dem Gesichtspunkte der Philosophie, zu sehen, wie weit der, sei es durch einen bösen Geist, sei es durch eine falsche Erziehung, vom guten Wege abgebrachte, Mensch auf dem schlimmen vordringen konnte.

Sie antwortete also mit mehr Ruhe, als man hätte erwarten sollen:

„Ja, Sie haben Recht, mein Herr, ich bin Ihr Zögling, und ich muß anerkennen, daß ich von meiner frühsten Jugend an die schädlichsten Rathschläge von Ihnen erhalten habe. Sie haben jedes Anstreben meiner Seele zum Schönen, jeden Aufschwung meines Herzens zum Guten, alle Sympathien meiner Einbildungskraft für das Gute unterdrückt, da Sie aus mir, — ich verstehe Sie nun, nachdem mir Ihr Project enthüllt ist, — da Sie aus mir Ihre Vertraute, Ihre Verbündete, Ihre Mitschuldige, eine Art von Fußtritt Ihres Ehrgeizes machen wollten. Ihr Skepticismus, im Widerspiele vom Ackersmanne im Evangelium, der den Lolch zum Vortheile des guten Korns ausreißt, Ihr Skepticismus hat sich darauf erpicht, die besten Gefühle zum Nutzen der minder guten, die minder guten zum Nutzen der schlechten auszureißen. Sie haben mich die List, die Verstellung, die Falschheit gelehrt, und Sie haben eine ängstliche Sorgfalt darauf verwendet, mich dieses Studium machen zu lassen, ich gebe es zu; Sie haben mich gelehrt, wie man den Augen eine schiefe Richtung gebend die Leute sehen kann, ohne ihnen ins Gesicht zu schauen. Sie haben mich in alle Geheimnisse der

Lüge eingeweiht, in welche Sie durch Frau von Latournelle eingeweiht worden waren, die dieselben unmittelbar von den Jesuiten, diesen großen Meistern in der Kunst des Betrügens, hatte. Ihre unerschöpfliche Sorgfalt, ich muß es anerkennen, hat sich nicht ein einziges Mal während der zehn bis zwölf Jahre verleugnet, die Sie sich der mühsamen Aufgabe meiner Erziehung unterzogen, und als Sie endlich glaubten, ich sei Ihres Gleichen, das heißt ohne Adel, ohne Offenherzigkeit, ohne Großmuth, da versuchten Sie es, in mir die Begierden des Ehrgeizes und den Geschmack für die Intrigue zu entwickeln. Ist das so, mein Herr?"

„Nennen Sie die Dinge bei ihrem Namen," erwiederte der Graf Rappt, indem er zu lächeln suchte: „den Geschmack für die Diplomatie."

„Für die Diplomatie, wenn Sie wollen, mein Herr. Ich hasse die eine so sehr als die andere, und diese zwei Zwillingsschwestern des Ehrgeizes sind mir gleich und vollkommen zuwider. Ja, Sie haben mich Alles das gelehrt, was ich nicht wissen sollte; ja, Sie haben mich in Unwissenheit über Alles das gelassen, was ich wissen sollte; ja, Sie haben mich, mit einem Worte, die entsetzliche Wissenschaft des Guten und des Bösen gelehrt. Ich erröthe darüber, mein Herr, ich erkenne es; ich gestehe sogar, zu meiner Schande und zu Ihrem Ruhme, daß mich eine Art von Neugierde, ein Anschein von Interesse mit Ihnen um das menschliche Herz die trostlose Reise der Enttäuschung und der Entzauberung zu machen erfaßt hat. Doch von dieser Reise, mein Herr, bin ich voll von Schrecken zurückgekommen. Dadurch, daß ich Sie beharrlich vor mir, wie häßliche Wunden, alle in das Herz der Menschheit vertieften Laster, denn Ihr Zergliederungsmesser verschonte Niemand, bloßlegen sah, erlangte ich noch jung, vielleicht um den Preis des Glückes meines ganzen Lebens, dieses frühreife Alter, diese frühzeitige Schwäche des Herzens, welche man die Erfahrung nennt, und die nichts Anderes ist, als

die Beerdigung und Grablegung von Allem dem, was es Wahres, Edles und Reines in uns gibt... Und Sie, mein Herr," fuhr Regina mit einer wachsenden Energie fort, „und Sie würden nicht wollen, während ich für Alles todt bin, während Sie mich bürgerlich ermorden, Sie würden nicht wollen, daß ich, der Sie Alles genommen, Vater, Mutter, Familie, die redliche Hand annehme, die ein Freund mir reicht, um mich wieder aufzurichten? Nun wohl, erfahren Sie Eines, mein Herr, und was auch Ihre Gewissensbisse sein mögen: daß mir gegen Ihren Willen, trotz Ihrer vergifteten Erziehung, Gott eine Tugend gegeben hat, welche auf festen, unerschütterlichen Grundsätzen beruht. Ich werde vorwurfsfrei zu leben wissen, mein Herr!.. aber lassen Sie mich leben!"

Der Graf Rappt schaute einen Augenblick Regina an, schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Auf dem Punkte, wo Sie sind, Regina, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, halte ich Sie für unfähig, eine wahre Leidenschaft zu fühlen, offen, wahrhaft zu lieben."

Regina machte eine Bewegung.

„Oh! es ist kein Vorwurf, den ich Ihnen mache, es ist ein Lob, das ich Ihnen spende. Die Liebe ist nur die Leidenschaft der Leute, welche keine andere haben; das ist ein Detail im Leben, es ist kein Zweck desselben. Es ist ein lachender oder erschrecklicher Vorfall der großen Reise, welche der Mensch auf dieser Welt macht; er muß ihn ertragen, aber nicht ihm entgegenlaufen, ihn bändigen, und nicht sich ihm unterwerfen. Sie haben eine hohe Urtheilskraft, eine erhabene Vernunft... Rufen Sie Beide zu Hülfe, befragen Sie dieselben, und Sie werden sehen, daß dergleichen Verbindungen, — die ich Sie auffordere, nicht oder nur so selten und nur so ängstlich als möglich zu schließen, — immer schlecht endigen. Und das ist logisch: der Ehebruch trägt seine eigene Verdammniß in sich,

denn der Mann, der eine verheirathete Frau liebt, wenn er ein redlicher Mann ist, kann diejenige nicht achten, welche ihren Gatten betrügt und ihre Kinder zu entehren risquirt. Fügen Sie dem bei, Regina, daß dieser Mann unfehlbar Ihnen nachstehen wird, nachstehen hinsichtlich des Namens, des Vermögens, des Standes, — denn ich kenne wenige Männer von einem dem Ihrigen gleichen Werthe; — da Sie stärker als er sind, so werden Sie ihn protegiren. Nun wohl, was Sie heute seine Liebe nennen, werden Sie morgen seine Schwäche nennen; von da an werden Sie diesen Mann verachten. Er, was ihn betrifft, wird früher oder später Ihre Ueberlegenheit erkennen; er wird erröthen über die knechtische Liebhaberrolle, die Sie ihn haben annehmen lassen, und er wird Sie hassen."

„Hat der Mann, den ich liebe, hören Sie wohl, mein Herr?" rief Regina mit schallender Stimme, „— ich sage, den ich liebe, nicht den ich lieben werde, — hat der Mann, den ich liebe, je Haß gegen mich, so wird dies so sein, weil ich schlecht bin, weil Ihre abscheulichen Grundsätze, Ihre vergiftete Erziehung, trotz aller meiner Anstrengungen, um ihnen zu entgehen, werden ihre Früchte getragen haben. Dann wird sein Haß, verbunden mit dem meinigen, auf Sie, die Ursache, das Princip, den Urheber des Bösen zurückfallen. Doch nein! das wird nicht geschehen, ich werde das begonnene Werk fortsetzen; Alles, was Sie Schlechtes in mich gesäet haben, werde ich ausreißen, und ich werde, angenommen, meine Seele, dieser Spiegel Gottes, sei einen Augenblick getrübt worden, die Seele meiner Kindheit wiederfinden, oder mir eine neue Seele machen."

„Oh! was das betrifft," sagte lächelnd der Graf Rappt, „das ist zu spät."

„Nein, gütiger Gott," entgegnete Regina mit Exaltation, „nein! es ist nicht zu spät, und wenn dieser Mann mich hören würde, er würde erfahren, daß ich schon alle Erbärmlichkeiten meines Lebens in dem Ocean

von Zärtlichkeit, den Gott in mein Herz gelegt, ertränkt habe."

Der Graf schaute Regina mit einem gewissen Erstaunen an, und sprach:

„Da Ihre hohe Vernunft heute taub sein will, so steigen wir von den Höhen der socialen Philosophie in das hinab, was Ihnen die Niederungen der materiellen Interessen zu nennen beliebt... Ich will also mit Ihnen von meinem theuersten Wunsche, von meinem einzigen Ehrgeize reden... Regina, Sie wissen, ich will Minister werden."

Regina senkte den Kopf, ein Zeichen, das der Antwort: „Ich weiß, daß dies Ihr Wunsch ist," gleichkam.

„Ich habe viele Feinde," fuhr der Graf Rappt fort; „zuerst alle meine Freunde. Ich bekümmere mich wenig um die Lächerlichkeit, die man auf mein politisches Leben werfen kann: man weiß, welchen Werth dergleichen Angriffe haben; doch ich will nicht, Sie hören wohl, Regina? ich will nicht, daß mein Privatleben angegriffen werde. Sie kennen das Wort von jenem andern Ehrgeizigen, welches uns das Alterthum als den Typus seiner Art vermacht hat: „„Die Frau von Cäsar darf nicht einmal beargwohnt werden.""

„Vor Allem nehme ich an," erwiederte Regina ironisch, „Sie haben nicht die Prätension, der Cäsar der modernen Zeiten zu sein. Ueberdies bemerken Sie wohl, daß diese Maxime, der ich von ganzem Herzen meinen Beifall spende, wenn sie auf die gewöhnlichen Umstände des Lebens angewendet wird, sagt: Die Frau von Cäsar; Sie verstehen, mein Herr? die Frau!"

„Ei! Madame, was Sie mir auch sein oder nicht sein mögen, in den Augen der Welt sind Sie immer meine Frau."

„Ja, mein Herr, doch in den Augen Gottes bin ich Ihr Opfer, und lassen Sie mich von diesem Gesichtspunkte ausgehen."

„Ich bitte, Madame, steigen wir wieder auf die Erde herab."

„Sie zwingen mich dazu?"

„Ich bitte Sie darum."

„Es sei, mein Herr!" sprach Regina ganz fieberhaft; „mit Bedauern, ich gestehe es Ihnen, gehe ich in solche Einzelnheiten ein. Sie haben eine Geliebte..."

„Das ist falsch, Madame!" rief der Graf von Rappt, aufspringend bei dieser Verwundung wie der Stier unter dem Stachel des Banderillero.

„Erlangen Sie wieder Ihre Kaltblütigkeit, mein Herr. In meiner Gegenwart erlaube ich Ihnen den Zorn nicht. Sie haben eine Geliebte: sie ist klein, sie ist blond, dreißig Jahre alt, sie ist die Freundin von Frau von Marande, sie heißt Gräfin von Gasc, sie wohnt in der Rue du Bac, Nro. 18."

„Ich weiß nicht, ob Ihre Polizei Sie theuer zu stehen kommt, Madame, was ich aber weiß, ist, daß sie, so schlecht sie bezahlt sein mag, Sie um Ihr Geld betrügt."

„Diese Frau wohnt in der Rue du Bac, Nro. 18," fuhr Regina kalt fort; „Sie gehen am Montag, am Mittwoch und am Freitag zu ihr. Sie haben sich vorhin mit Cäsar verglichen, der die Tapferkeit war; es wird Sie nicht mehr kosten, sich mit Numa zu vergleichen, der die Weisheit war. Das ist Ihre zweite Egeria; die erste ist die Frau Marquise de la Tournelle, Ihre Mutter... Ich habe nicht nöthig, eine Polizei gut oder schlecht zu bezahlen, um diese Dinge zu erfahren, sie sind offenkundig: es gibt kein liberales Blatt, welches sie nicht seit zwei Jahren gesagt hat."

„Das ist eine alberne Verleumdung, Madame, und wahrhaftig, ich begreife nicht, wie Sie sich zum Echo dieser elenden Pamphletschmierer machen können."

„Ich danke, mein Herr! es ist mir nicht unangenehm, Ihre Ansicht über diese Journale zu kennen. Sagen Sie mir fortan, sie erweisen mir die Ehre, sich mit

mir zu beschäftigen, so werde ich Ihnen mit Ihren eigenen Worten erwiedern."

Der Graf Rappt biß sich auf die Lippen, dann sagte er rasch und wie ein Mensch, der ein Argument gefunden hat, welches keine Erwiederung zuläßt:

„Der Unterschied, der zwischen Ihnen und mir stattfindet, Regina, ist, daß ich förmlich die Albernheiten, die man mir aufbürdet, leugne, während Sie nicht anstehen, das Unrecht, dessen man Sie beschuldigt, zuzugeben."

„Was wollen Sie, mein Herr? Sie haben mir eine ausnahmsweise Stellung gemacht; wundern Sie sich also nicht, daß ich eine Ausnahme werde. Ja, es ist ein Unterschied zwischen uns, ein großer, mein Herr. Ich bin offenherzig; Sie, Sie erniedrigen sich zur Lüge; nur lügen Sie vergebens. Seit langer Zeit, — das Entsetzliche ausgenommen, was ich leider zu spät erfahren habe, denn hätte ich es gewußt, so würde mich keine Macht der Welt gezwungen haben, vor dem Altar Ja zu sagen, — seit langer Zeit weiß ich, woran ich mich in Betreff aller Einzelnheiten Ihrer Existenz zu halten habe. Ich könnte Ihnen bei tausend Franken sagen, nicht nur was diese Frau von Ihnen empfängt ... — ich lege keinen Werth auf das Geld, unterbrechen Sie mich also nicht, — sondern was sie von der Polizei erhält, denn die ehrliche Creatur, die ihren Leib an Sie verkauft, hat ihre Seele an Ihre Freunde verkauft. Doch nun sind Sie reich, und ich ermächtige Sie, von meiner Mitgift zu nehmen, was Sie wollen, um Frau von Gasc mit Leib und Seele zu kaufen!"

„Madame!"

„Ja, ich bin Ihrer Meinung, ich entfernte mich von der Frage; ich habe es mit Ekel, aber redlich gethan. Kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Ich danke Ihnen, daß sie ihn berührten, denn dies beweist, daß Sie, der Sie so wenig achten, doch noch einige Achtung für mich bewahrt haben."

„Diese Achtung, Madame, es hängt nur von Ihnen ab, sie ganz zu haben."

„Und was muß ich zu diesem Ende thun, mein Herr?"

„Auf den Mann verzichten, der Sie liebt."

„Auf ihn verzichten? ich glaube, Sie sagen mir, ich soll auf ihn verzichten? Ei! mein Herr, ohne das entsetzliche Geheimniß, das mir enthüllt worden ist, wäre es schon geschehen, und ich hätte ihn nie wiedergesehen; denn im Ganzen waren Sie mein Gatte, und sobald ich Sie als solchen vor Gott und den Menschen angenommen hatte, wäre ich Ihnen treu geblieben! Ah! Sie kennen mich, und Sie zweifeln nicht daran! Doch durch ein unerhörtes Verbrechen, durch eines der Verbrechen, die man nur in den Gesellschaften des Alterthums, den Händen des Verhängnisses entsprungen, wiederfindet, stürzen Sie nun meine ganze Existenz um; und Sie glauben, ich werde den Spruch Ihrer Berechnung erdulden, wie ich den des Verhängnisses erdulden würde, — als resignirtes Opfer; von Ihnen zu Boden geworfen, werde ich mich nicht mehr erheben? Oh! Sie sind in der That wahnsinnig! Da ist ein Mann, der mir vom Herrn gesandt worden, um meine Stütze in dem Augenblicke zu sein, wo mir jede Stütze fehlt, der durch die göttliche Allmacht mein einziger Gedanke, meine einzige Zukunft, mein Leben wird, und Sie kommen, Sie der Strafbare, Sie der Verbrecher, Sie der Unwürdige, Sie der Blutschänder, Sie kommen und sagen mir kalt, ich soll auf ihn verzichten? Ich habe Ihnen also noch nicht gesagt, daß ich diesen Mann liebe?"

Herr Rappt schwankte einen Augenblick, ob er im Tone der Ironie oder in dem des Zornes antworten sollte.

Mit dem Zorne war es ihm nicht geglückt, er versuchte es mit der Ironie.

„Bravo, Madame! bravo!“ sagte er in die Hände klatschend.

„Mein Herr,“ rief Regina mit der Bewegung einer verwundeten Löwin, „ich bin keine Komödiantin, daß Sie sich erlauben, mir Beifall zu klatschen, und spiele ich eine Rolle, so geschieht es im Drama meines innern Lebens, dem Gott hoffentlich die Entwicklung machen wird, die das Verbrechen und die Unschuld verdienen.“

„Verzeihen Sie, Madame,“ erwiederte der Graf mit einer geheuchelten Botmäßigkeit, „das kommt ohne Zweifel von Ihrer Gewohnheit, die Künstler zu frequentiren, her: Sie haben diese letzten Worte so dramatisch gesprochen, daß ich im Theater zu sein glaubte.“

„Sie irrten sich, mein Vater,“ entgegnete Regina mit einer unversöhnlichen Festigkeit; „Sie waren im Zimmer Ihrer Tochter, und spielt eines von uns eine abscheuliche Komödie, so sind Sie es, Sie, der Sie eine Maske statt eines Gesichtes haben, Sie der Sie mit Ihren Händen die Bühne aufgeschlagen haben, wo Sie seit fünfzehn Jahren alle Rollen spielen. Ah! Sie sprechen von Theater und Komödie, und was thun Sie denn, wenn nicht Komödie spielen? Die Herzogin von Hereford ist allmächtig am englischen Hofe, wohin Sie eines Tags als Botschafter geschickt zu werden hoffen, und es gibt keine Zärtlichkeiten, die Sie nicht an die Kinder von Lady Hereford verschwenden. Komödie! denn Sie hassen die Kinder. Was hassen Sie übrigens nicht?... Begeben Sie sich im Wagen entweder zu Hofe, oder zum Minister, oder in die Kammer, so haben Sie immer ein Buch in der Hand. Komödie! denn Sie lesen nicht, wenn Sie nicht etwa Machiavell lesen... Singt die erste Sängerin der italienischen Oper, so applaudiren Sie und rufen bravo, wie Sie es vorhin thaten, und sobald Sie nach Hause gekommen sind, schreiben Sie ihr Blätter über die Musik. Komödie! denn Sie können die Musik nicht leiden; doch die erste Sängerin ist die Geliebte des

Baron Straashausen, eines der mächtigsten Diplomaten des Wiener Hofes. Um alle diese Heuchelei zu sühnen, gehen Sie allerdings am Sonntag nach Saint-Thomas-d'Aquin. Immer Komödie, schändliche Komödie, schändlicher als die anderen! denn während Ihr mit Wappen geschmückter Wagen vor der großen Thüre stationirt, entfernen Sie sich durch die kleine, um wohin zu gehen? Gott weiß es! vielleicht um mit Frau von Gasc im Cabinet des Polizeipräfecten zusammenzukommen."

„Madame!" brüllte dumpf der Graf.

„Sie sind ostensibler Eigenthümer eines Journals, das die legitime Monarchie vertheidigt, und Sie sind geheimer Redacteur einer Revue, welche gegen diese Monarchie zu Gunsten des Herzogs von Orleans conspirirt. Das Journal unterstützt die ältere Linie, die Revue unterstützt die jüngere Linie, so daß wenn einer von beiden Zweigen bricht, Sie sich leicht an den andern anhängen können. Und man weiß das, sehen Sie! Und Privatleute, und Minister, und Bürger, und Regierung wissen das! Die Einen grüßen Sie und die Andern empfangen Sie, und Sie sagen: „„Da sie das thun, so wissen sie nichts."" Nein, mein Herr, sie sind nicht unwissend, sie wissen; doch Sie können mächtig werden, und man grüßt Ihre zukünftige Macht; doch man weiß, daß Sie reich sein werden, und man grüßt Ihren zukünftigen Reichthum."

„Muth, Madame!" rief der Graf halb zu Boden geschmettert.

„Wahrhaftig, mein Herr," fuhr Regina fort, „ist das nicht eine unbezeichenbare Komödie? Sind Sie denn nicht müde, immer zu betrügen? Antworten Sie mir: wozu dienen Sie auf Erden? Was haben Sie Gutes gethan, oder vielmehr, was Böses haben Sie nicht gethan? wen haben Sie geliebt oder vielmehr wen haben Sie nicht gehaßt? . . Hören Sie, mein Herr, wollen Sie meine ganzen Gedanken wissen? wol-

len Sie ein für alle Male kennen, was im Grunde meines Herzens für Sie ist? Nun wohl, es ist das Gefühl, das Sie für die ganze Welt hegen, Sie! und das ich nie für einen Menschen gehegt hatte! es ist Haß! . . Ich hasse Ihren Ehrgeiz! ich hasse Ihren Hochmuth! ich hasse Ihre Feigheit! ich hasse Sie vom Kopfe bis zu den Füßen, denn vom Kopfe bis zu den Füßen sind Sie nur Lüge."

„Madame," erwiederte der Graf, „das sind viele Beleidigungen für eine Schande, die ich Ihnen ersparen wollte!"

„Mir eine Schande ersparen, Sie, mein Herr?"

„Ja, es sind über diesen jungen Mann gewisse Gerüchte im Umlaufe. . ."

Regina schauerte, nicht über das, was der Graf sagen würde, sondern über das, was Petrus hören sollte.

„Ich glaube Ihnen nicht," unterbrach sie.

„Ich habe noch nichts gesagt, und Sie strafen mich zum Voraus Lügen."

„Weil ich zum Voraus weiß, daß Sie lügen werden."

„Trotz seiner Verwandtschaft mit dem General von Courtenay wird er in keinem Hause des Faubourg Saint-Germain empfangen."

„Weil er sich nicht will in einem Salon vorstellen lassen, wo er Ihnen begegnen könnte."

„Er macht einen fürstlichen Aufwand, und man weiß nicht, daß er irgend ein Vermögen besitzt."

„Ah! ja, Sie haben ihn einmal im Boulogner Wäldchen auf einem Manége-Pferde getroffen, und einmal auf dem Balcon des Théâtre-Français mit einem Billet, das ihm sein Freund Jean Robert geschenkt hatte."

„Man nimmt als seinen Banquier eine gewisse Theaterprinzessin an . . ."

„Mein Herr," rief Regina bleich vor Zorn und

Schrecken, „ich verbiete Ihnen, den Mann zu beleidigen, den ich liebe!"

Sie warf diese Worte gegen die Orangerie hin, damit Petrus wohl begreife, sie seien an ihn gerichtet; dann ging sie an die Klingel, zog heftig die Schnur und fügte bei:

„Kann mich Eines darüber trösten, daß ich Sie einen Abwesenden verleumden höre, mein Herr, so ist es meine Ueberzeugung, daß Sie es, wäre dieser Abwesende hier, nicht wagen würden, ein einziges von Ihren Worten zu wiederholen."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, und Nanon trat ein.

„Führen Sie den Herrn Grafen zurück," sprach Regina zu ihrer Kammerfrau, indem sie ihr einen Leuchter in die Hand gab.

Sodann, als der Graf, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, sich zu entfernen zögerte, rief Regina mit einer erhabenen Geberde des Befehles, indem sie auf die offene Thüre deutete:

„Gehen Sie, Herr Graf!"

Der Graf hätte wohl gern widerstehen mögen, doch er wurde beherrscht durch die Größe des Anblicks der jungen Frau.

Er warf auf sie den Blick einer Schlange, welche zu fliehen genöthigt ist, und die Kinnladen an einander gepreßt, die Fäuste geballt, sprach er mit dumpfer, drohender Stimme:

„Nun wohl, es sei, Madame, Gott befohlen!"

Und er ging ab, gefolgt von Nanon, welche die Thüre wieder hinter ihm schloß.

Doch die Scene war zu heftig gewesen; wie ein von einem Sturmregen angeschwollener See überströmte das Herz von Regina plötzlich, sie sank einen Schrei der Erschöpfung ausstoßend in einen Lehnstuhl, und gleich zwei Bächen rollten ihre Thränen aus ihren halb geschlossenen Augen über ihre Wangen.

CXLII.

Liebesplauderei.

In dem Augenblicke, wo Nanon die Thüre wieder schloß, wo Regina halb ohnmächtig in einen Lehnstuhl fiel, kam Petrus bleich, die Stirne von Schweiß überströmt, aber mit freudestrahlenden Augen aus der Orangerie heraus.

In der That, hatte ihn dieses häusliche Drama, dem er beigewohnt, mit Schrecken und Ekel erfüllt, ihn, die unschuldige Seele, das redliche Herz, so erschien ihm dagegen die Märtyrerrolle, welche Regina gespielt, in ihrer ganzen Größe, und das tiefe Mitleid, welches er für das Opfer empfand, ließ ihn beinahe den Henker vergessen.

Petrus näherte sich langsam Regina; sie aber, als sie den jungen Mann kommen hörte, warf ihre beiden Hände auf ihr Gesicht und blieb in der Haltung des Verurtheilten, der seinen Spruch empfangen soll. Man hätte glauben sollen, sie habe bange, die Schändlichkeit ihres Gatten und der Fehler ihrer Mutter werden auf sie zurückspringen, und aus Furcht, ihr Geliebter könnte ihre Röthe sehen, verschleierte sich das Gesicht mit ihren schönen Händen. — Petrus begriff den Kampf, der sich in ihr erhob, die Gemüthsbewegung, von der sie ergriffen war: er setzte ein Knie auf die Erde, und mit einem sanften und zugleich festen Tone sprach er oder murmelte er vielmehr, wie er es bei einem Liede, um ein Kind einzuschläfern, gethan hätte:

„Oh! meine schöne Regina, ich liebte Dich nur wie man ein junges Mädchen liebt; nun bete ich Dich an als eine Märtyrin! Das Verbrechen, dessen Opfer Du bist, statt auf Dich zurückzuspringen und Dein Un-

schuldskleid zu trüben, macht Dich in meinen Augen im ganzen Glanze Deiner Schönheit strahlen! Du kannst mich also ohne Scham und ohne Furcht anschauen, denn ich muß erröthen, daß ich Deiner so unwürdig bin. Von dieser Stunde an wirst Du mir heilig, und meine Liebe wird sich über die gemeine Liebe der anderen Menschen erheben, um bis zu Dir zu gelangen... Oh! Regina, ich liebe Dich! ich liebe Dich! . . ich habe für Dich die Anbetung, die ich für meine Mutter gehabt hätte, würde sie gelebt haben; ich habe für Dich die unaussprechlichen Zärtlichkeiten, die ich für meine Schwester gehabt hätte, hätte mir der Himmel eine Schwester gegeben; ich habe für Dich die religiöse Verehrung, die ich als Kind für die Madonna von Granit hatte, welche von der Höhe der Felsen unserer steilen Gestade herab die Stürme des Oceans beherrschte."

Regina ließ ihre beiden Hände in die des jungen Mannes fallen und entblößte so ihr Gesicht, das ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit ausdrückte.

Petrus fuhr fort:

„Ich sagte Dir vorhin, Du habest mich dem Leben zurückgegeben; Du habest mir den wahren Zweck des Daseins gezeigt, das ich bis dahin für eine unnütze Fantasie Gottes gehalten. Nun wohl, theure Geliebte, nun bin ich es, wie Du diesem Menschen sagtest, der dir die Hand reicht, ich bin es, der Dich wiedererhebt, und so Hand in Hand, mit einander verkettet, werden wir stärker sein, um dem Bösen zu widerstehen, und wir werden den Menschen trotzen, indem wir uns Gott nähern!"

Ein bleiches Lächeln schwebte über die Lippen von Regina.

„Schau' mich an, Regina!" sprach Petrus weiter, „wie Du mich erst vor einem Augenblicke Dich anschauen hießest. Ich frage Dich nicht, wie Du es thatst, ob Du mich liebest; ich sage Dir: „„Du liebst mich!"" mein Herz zittert und schlägt, um zu brechen, bei dem Worte:

Du liebst mich! Alles, was Dunkles in mir war, hellt sich auf und erleuchtet sich bei diesem göttlichen Worte! Alles, was ich Gutes hatte, wird besser; Alles, was ich Trauriges hatte, lächelt; Alles, was ich Schlimmes hatte, geht! Es war bis jetzt schwarz in meinem Herzen wie in der Nacht, und in dieser Finsterniß zog Deine Liebe wie ein Traum vorüber: heute ist mein Herz von Azur wie der Himmel, und Deine Liebe strahlt darin wie ein einziger Stern!"

Die junge Frau schaute ihn zärtlich an und ließ ihn reden; denn jenen Pflanzen ähnlich, von denen der Dichter von Florenz spricht, deren Haupt der Rauhreif der Nacht gebeugt hat, und die ihre Blumenkronen unter den Strahlen der Sonne wiedererheben, fühlte sie sich bei den Tönen seines Wortes und unter den Strahlen seiner Augen wiederaufleben.

Und er fuhr fort:

„Ich liebe Dich! . . Höre keine andere Stimme, als die meinige, Regina; denke nicht an etwas Anderes, als an mich, meine Angebetete; laß mich Dich wiegen durch meine Worte, wie sich die Barke durch die Wellen wiegen läßt, wie die Blume sich durch den Wind wiegen läßt! Ueberlaß Dich mir; Dein Schmerz hat keinen sicheren Zufluchtsort, als meine Seele. Ich liebe Dich! vergiß die Erde für dieses Wort. Sterben wir in der Welt, und unsere Liebe sei eine ewige Himmelfahrt. Was die Menschen Gott nennen, ist die unsterbliche Liebe!"

Und allmälig, während Petrus sprach, nahm das Gesicht der jungen Frau seinen natürlichen Ausdruck wieder an, färbte sich mit allen Tinten des Glückes, bekränzte sich mit allen Strahlen der Seligkeit. Die harmonischen Worte von Petrus ertönten in ihr wie liebliche Accorde; und halb zurückgehalten durch den Schmerz, der noch dumpf in der Tiefe ihrer Seele toste, wie das Rollen eines fernen Donners, halb hingerissen durch die Freude, die sie wie ein neuer Früh=

lingsstrahl übergoß, neigte sich Regina gegen den jungen Mann, der immer noch vor ihr kniete, umschlang ihn mit ihren Armen, und flüsterte auch:

„Ich liebe Dich! ich liebe Dich!“

Doch so leise, daß diese Worte ihn wie ein Hauch berührten, und daß seine Augen viel mehr den süßen Schwur mit den Flammenflügeln vorüberziehen sahen, als seine Ohren ihn hörten: dann fielen einige Zähren mit Anstrengung aus den Augen der jungen Frau, dann kamen Tropfen reichlicher daraus hervor, und endlich floßen ihre Thränen fast wie ein Bach.

Das war eine reizende Gruppe, schön, jung, frisch. Man hätte glauben sollen, es sei ein schwarzer Schwan und ein weißer Schwan, die sich in einem Bassin von rosenfarbigem Marmor liebkosen.

Sie blieben so einige Minuten lang, still und verliebt umschlungen, die junge Frau weinend, der junge Mann ihre Thränen einsaugend und trinkend.

Was hätten sie sich sagen können? Ist es mit der Liebe nicht wie mit jenen bezaubernden Alpenthälern, die man in dem Momente, wo man sie entdeckt, auf einander gestützt, mit Thränen in den Augen und schweigend anschaut, weil man fühlt, daß man nie genug sagen würde? Sie genoßen ihr Glück, wohl begreifend, das es kein größeres Glück gibt, als ganz leise sich selbst zu sagen: „Ich bin geliebt!“

Dieses stumme Duett ihres Herzens würde sich ins Unendliche verlängert haben, hätte nicht Regina allmälig, sich dem jungen Manne nähernd, auf ihrem Gesichte den glühenden Athem von Petrus umherschweifen gefühlt. Sie sah ein, daß ihre Lippen im Begriffe waren, die Lippen ihres Geliebten zu berühren; sie stieß einen schwachen Schreckensschrei aus, löste den von ihren zwei Armen um den Hals des jungen Mannes gebildeten Knoten, legte die Hände auf seine Schultern, schob ihn sachte zurück und sagte mit einer Stimme, de=

ren Aufregung sie nicht einmal vor ihm zu verbergen suchte:

„Entfernen Sie sich, mein Freund. Setzen Sie sich zu mir wie vorhin, und lassen Sie uns als Bruder und Schwester plaudern.“

Der junge Mann, während er Regina zuzulächeln fortfuhr, gab einen schwachen Seufzer von sich, rückte ein Tabouret hinzu und setzte sich.

„Geben Sie mir Ihre beiden Hände,“ sprach die junge Frau.

Petrus erhob seine beiden Hände bis zu denen von Regina, und so mit den Ellenbogen auf ihren Schooß gestützt, wartete er, daß sie spreche, indem er sie mit den Augen befragte.

„Errathen Sie nicht, von wem ich gern mit Ihnen sprechen möchte, Petrus?“ sagte sie.

„Von Ihrer Mutter, nicht wahr, Regina?“ erwiederte der junge Mann mit seinem liebevollsten Tone.

„Ja, mein Freund, von meiner Mutter; und vor Allem lassen Sie mich Ihr zartestes Mitleid ihr zuwenden. Die Erzählung des isolirten Lebens, das sie hier wie in einem Gefängnisse führt, die Geschicke dieses ungeheuren Schmerzes, der sich auf ihrem Gesichte malt, und dessen Ursache kein Mensch kennt, würde Sie, wenn sie hier wäre, das Knie vor ihr beugen machen.“

„Oh! Regina,“ sprach Petrus, „glauben Sie mir, daß ich sie aus tiefstem Herzen beklage!“

„Sie haben mich oft um das Geheimniß der Einsamkeit dieser Prinzessin des Orients befragt, welche den ganzen Tag auf ihren Polstern ausgestreckt liegt, das Licht des Himmels nur durch die Oeffnungen ihrer Sommerläden empfängt, und, statt jeder Zerstreuung, die zahlreichen Kügelchen ihres Rosenkranzes abkörnt; Sie haben oft die Ursachen dieser orientalischen Menschenscheu, dieser Vereinzelung, dieser Unthätigkeit, die Sie mit der Indolenz der Prinzessinnen von Tausend und eine Nacht verglichen, zu kennen gewünscht. Sie wer-

den ihr Geheimniß nun erfahren: ich habe vorhin ihre ganze Correspondenz gelesen . . . Oh! mein Herr, Sie werden schauern bei der Lesung dieser Briefe, geschrieben von Herrn Rappt, halb um sie zu verderben, halb um sie zu trösten! Sie kennen den Menschen, nicht wahr? weil Sie aus seinem Munde haben kommen hören, müssen Sie errathen, was aus seiner Feder kommen kann. Jeder Tag meiner Mutter ist ein Tag der Finsterniß gewesen! Ich bitte Sie inständig, mein Freund, aus Liebe für mich seien Sie nachsichtig und barmherzig gegen meine Mutter!"

„Vergebung und Segen über sie!" erwiederte Petrus mit ernstem Tone. „Wer ist aber das treulose oder stoische Herz, das Feigheit oder Stärke genug gehabt hat, um Ihnen ein solches Geheimniß zu enthüllen?"

„Oh! fluchen Sie nicht, Petrus, und bedenken Sie vielmehr, was geschehen wäre, wenn ich nichts erfahren hätte . . . Es ist weder ein feiges Herz, noch ein stoisches, das mir Alles enthüllt hat: es ist ein unschuldiges Herz, das nicht wußte, was es that; es ist ein Kind, das ich von ganzer Seele liebe, und das Sie ebenfalls lieben; es ist unsere liebe kleine Abeille, Petrus, die zwei Stunden nach der Rückkehr von der Kirche mir diese Briefe gebracht hat."

„Und wie konnten sich Briefe, die ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit enthielten, in den Händen dieses Kindes finden?"

„Nichts ist einfacher, mein Freund, und der Zufall, — verzeihen Sie, ich will sagen, die Vorsehung, — die Vorsehung hat Alles gethan!"

„Erklären Sie mir das, Regina."

„Sie wissen, daß meine Mutter nach dem Namen ihrer Voreltern Tschuwadieski und nach ihrem Taufnamen Rina heißt. Doch wegen der wahrhaft königlichen Würde von derjenigen, welche diesen Namen trug, nannte mein Vater meine Mutter Regina statt

Rina. Im Gegentheile hievon nahm mein Vater bei mir, die ich bei der Taufe den Namen Regina erhielt, — da man den Namen sehr feierlich für ein kleines Mädchen fand, — die Gewohnheit an, mich Rina zu nennen, so daß Abeille sich an diese Namensveränderung gewöhnte, mich nannte, wie man meine Mutter nannte, und meine Mutter nannte, wie man mich nannte. Bei der Rückkehr von der Kirche nun, und während sich Jedermann im Salon aufhielt, schlüpfte Abeille, deren Hauptfehler die Neugierde ist, in das Zimmer der Prinzessin und befand sich zum ersten Male in ihrem Leben hier allein. Da öffnete sie halb die Schublade eines Chiffonnier, wo, wie sie wußte, meine Mutter ihre Rosenconfituren und ihre orientalischen Bonbons einschloß. — Es versteht sich von selbst, daß Abeille sich gehörig mit Naschwerk versah. — Doch über der Schublade von Confituren, welche so oft von meiner Mutter für sie in Contribution gesetzt worden war, fand sich eine andere Schublade, die sie nie hatte öffnen sehen. Was konnte in einer so gut geschlossenen Schublade sein? Außerordentliche Confituren! unbekannte Bonbons! Und vom doppelten Dämon der Leckerhaftigkeit und der Neugierde angetrieben, nahm Abeille den Schlüssel der offenen Schublade, steckte ihn in das Schloß der geschlossenen, drehte den Schlüssel und zog an sich... Nicht das geringste Bonbon! nicht das kleinste Zuckerwerk! ein mit einem schwarzen Bande umwickeltes Päckchen, das war Alles. Sie nahm es indessen, drehte es in ihren Händen hin und her, in der Hoffnung ohne Zweifel, ein geheimnißvolles Zuckerwerk werde aus diesem papierenen Umschlage hervorkommen . . . Nichts! Sie schickte sich in ihrem Aerger an, das Papier wieder hineinzuwerfen, als sie die Aufschrift las:

„„An die Prinzessin Rina.““

„Ich sagte Ihnen, Abeille habe ganz klein die Gewohnheit angenommen, mich Rina zu nennen. Mochte sie nun vergessen haben, daß dies auch der Name mei-

ner Mutter war, mochte sie es nie gewußt haben, ihr erster Gedanke war, dieses Päckchen gehöre mir, ihr zweiter, es mir sogleich zu bringen. Sie schloß die Schublade wieder, that den Schlüssel an seinen Platz, fragte, wo ich sei, erfuhr, ich sei im Gewächshause, und lief schwimmend im Schweiße, wie sie das erste Mal war, als Sie sie sahen, herbei.

„„Höre, Prinzessin Rina,““ sagte das Kind, indem es seine beiden Hände hinter seinem Rücken hielt, „ich will Dir ein Hochzeitgeschenk machen.““

„Sie lachte; ich, ich war traurig.

„„Was willst Du damit sagen, kleine Tolle?““ fragte ich.

„„Ich will Dir sagen, daß ich Dir auch etwas zu geben habe . . . Frau Gräfin Rappt, ich habe die Ehre, Ihnen dieses kleine Geschenk anzubieten; gefällt es Ihnen nicht, so ist das nicht meine Schuld, weil ich selbst nicht weiß, was es ist.““

„Und nachdem sie das Päckchen auf meinen Schooß geworfen hatte, lief sie, wie sie gekommen war, in aller Hast davon. — Erst am Abend zwang ich sie, mir zu sagen, wie diese Briefe in ihre Hände gefallen waren. — Ich knüpfte das Band auf: etwa hundert Briefe fielen auf meinen Schooß; alle hatten als Aufschrift den Namen, den man mir zu geben pflegte, geschrieben von der Hand von Herrn Rappt. Sie waren deutsch geschrieben. Ich öffnete einen aufs Gerathewohl: bei der vierten Zeile hatte ich nichts mehr zu erfahren . . . Beklagen Sie mich, Petrus, oder beklagen Sie vielmehr meine Mutter!“

Und diese Worte sprechend, ließ die junge Frau weinend ihren Kopf auf die Schulter ihres Geliebten fallen.

Petrus flüsterte ihr abermals sanfte, tröstende Worte ins Ohr; abermals sammelte er mit seinen Lippen die Thränen der jungen Frau; sodann, als dieser Sturm vorübergegangen war, nahm Regina das Gespräch in

demselben ernsten, feierlichen Tone wieder auf, in welchem sie gesprochen, ehe sie die Barmherzigkeit von Petrus für ihre Mutter angefleht hatte.

„Mein Freund," sagte sie, „Sie wissen nun das Geheimniß meines Lebens. Sie halten in Ihren Händen meine Ehre und die meiner Familie. Es ist spät, Sie werden sich entfernen."

Petrus machte eine Bewegung, die sich durch eine stumme Bitte übersetzen ließ.

Regina lächelte und streckte die Hand aus zum Zeichen, daß sie dem jungen Manne noch etwas zu sagen habe.

„Hören Sie mich an," sprach sie; „denn ehe ich von Ihnen Abschied nehme, habe ich Ihnen noch etwas zu sagen."

„Reden Sie, Regina, reden Sie!"

Die junge Frau schaute ihren Geliebten mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an.

„Ich liebe Sie glühend, Petrus," sagte sie. „Ich weiß nicht, wie die anderen Frauen lieben können, ich weiß nicht einmal die Worte, deren man sich bedient, um die Liebe auszudrücken; doch ich weiß Eines, mein Freund; daß es mir an dem Tage, wo ich Ihnen zum ersten Male begegnet bin, als ich Sie sah, geschienen hat, ich trete aus der Finsterniß hervor, und ich habe bis dahin nicht gelebt. Von diesem Tage, Petrus, fing ich also an zu leben, und indem ich zu leben anfing, schwor ich, für Sie zu leben und, wenn es sein müsse, zu sterben. Vor Gott, der mich hört, schwöre ich, daß Sie der Mann sind, den ich am meisten auf der Welt achte, liebe, schätze. Kennen Sie eine feierlichere Formel, Ihnen meine Liebe auszudrücken? . . Dictiren Sie mir dieselbe, mein Freund, und nach Ihnen werde ich sie Wort für Wort mit den Lippen und dem Herzen wiederholen."

„Oh! Dank, meine schöne Regina," rief der junge Mann. „Nein! nein! der Schwur ist unnöthig: Deine

Liebe ist mit goldenen Buchstaben auf Deine Stirne geschrieben."

„Ich wollte Ihnen nur begreiflich machen, Petrus, — und dies vor Allem, — wie sehr ich Sie liebe, damit sich kein Zweifel in Ihrem Herzen rege, wenn Sie nun die Worte hören, die ich Ihnen sagen werde."

„Sie erschrecken mich, Regina," sprach der junge Mann, der eine von den Händen der jungen Frau losließ und in der That erbleichend sich von ihr entfernte.

Aber Regina reichte ihm aufs Neue diese Hand, die er verlassen hatte, und erwiederte mit ernstem, obgleich sanftem und liebevollem Tone:

„Nicht allein wegen Ihrer poetischen Schönheit, nicht allein wegen Ihrer hohen Intelligenz, nicht allein wegen Ihres großen Talents, das mir so sehr sympathetisch ist, nicht allein wegen aller dieser Eigenschaften liebe ich Sie. Nein! Petrus, ich liebe Sie auch und hauptsächlich wegen Ihres ritterlichen Charakters, wegen des Adels Ihrer Seele, wegen der Urredlichkeit Ihres Herzens; ich sage, nicht wegen Ihrer Tugend, — das Wort ist zu alltäglich, — sondern wegen Ihrer Biederkeit. Ihre Biederkeit, wie die meinige, Petrus, beruht auf festen Grundsätzen, und wie der weiße Hermelin, den Bretagne zu seinem Wappen genommen hat, würden Sie lieber sterben, als befleckt sein. Darum liebe ich Sie, Petrus, darum sage ich Ihnen: Wir dürfen uns nicht mehr sehen."

„Regina!" murmelte der junge Mann, indem er sein Haupt neigte.

„Oh! nicht wahr, das ist auch Ihr Gedanke?"

„Ja, gewiß, Regina," antwortete traurig der junge Mann, gerade durch diese Traurigkeit dem harten Entschlusse der jungen Frau beipflichtend. „Das war mein Gedanke, doch nicht so unumschränkt, als Sie ihn machen."

„Oh! verstehen wir uns wohl, Petrus. Wir dürfen uns nicht mehr sehen, wie wir uns in diesem Au-

genblicke sehen. Allein in der Nacht, bei mir oder bei Ihnen, weiß ich nicht, ob Sie Ihrer sicher wären, Petrus; ich weiß nicht, ob Sie entschlossen die gegebenen Versprechen halten würden; ich aber, die Schwächere von Beiden, ich, das Weib, ich sage Ihnen: Ich liebe Sie so sehr, mein Freund, daß ich Ihnen nichts zu verweigern vermöchte. Es ist also wichtig, daß wir meine eigene Schwäche bekämpfen. Der Betrug, der dem großen Haufen der Herzen ansteht, der vielleicht durch die Seltsamkeit der Umstände, in denen wir uns befinden, gestattete Betrug ist uns untersagt. Ich habe von diesem Menschen das Recht, Sie zu lieben, in Anspruch genommen, aber nicht das, Ihre Geliebte zu sein, und die erste Bedingung unserer Liebe, das, was sie tief und ewig machen wird, ist, daß wir nie vor einander darüber zu erröthen haben. Wir müssen also, ich wiederhole es Ihnen, mein geliebter Petrus, aufhören, uns zu sehen, wie wir uns in diesem Augenblicke sehen. Glauben Sie mir, mein ganzes Wesen schauert und seufzt, indem ich diese Worte ausspreche; doch unser zukünftiges Glück liegt in dem harten Zwange, den uns das Unglück des Augenblicks auferlegt. Wir werden uns in der Gesellschaft begegnen, Petrus; wir werden uns auf der Promenade, in den Concerten, in den Theatern sehen; Sie werden erfahren, wohin ich immer gehen mag; Briefe von mir werden Ihnen meine geringsten vollbrachten Handlungen, meine unbedeutendsten Projecte für die Zukunft erzählen; sodann, nach Hause zurückgekehrt, werden wir Gott bitten, er möge an unserer Befreiung arbeiten."

Wie es während der Erzählung von Francesca von Remini Paolo ist, der weint, so war es der junge Mann, welcher diesmal weinte, während Regina sprach. Diese schien den Schatz ihrer Thränen erschöpft zu haben.

Es war zwei Uhr des Morgens; die Pendeluhr that zwei Schläge: das hieß zweimal den jungen Leuten wiederholen, es sei Zeit, sich zu trennen.

Regina stand auf, winkte aber zugleich Petrus, an dem Platze zu bleiben, wo er war.

Sie ging an ein ganz mit Perlmutter, Schildpatt und Silber eingelegtes kleines italienisches Stippo, nahm eine goldene Scheere daraus, ließ den jungen Mann auf das Tabouret knieen, wo er saß, und sprach zu ihm:

„Neigen Sie das Haupt, mein schöner Van Dyk.“

Petrus gehorchte.

Regina legte sachte die Lippen auf die Stirne des jungen Mannes; dann wählte sie aus dem Walde von blonden Haaren eine Locke, schnitt sie bei der Wurzel ab, rollte sie um ihren Finger und sagte zu dem jungen Manne:

„Stehen Sie nun auf.“

Petrus stand auf.

„Nun ist die Reihe an Ihnen!“ fügte sie bei, indem sie ihm die Scheere reichte und selbst niederkniete.

Petrus nahm die Scheere und sprach mit einer zitternden Stimme:

„Neigen Sie das Haupt, Regina.“

Die junge Frau gehorchte.

In Allem das Beispiel befolgend, das man ihm gegeben hatte, legte Petrus seine bebenden Lippen auf die Stirne der jungen Frau, und mit seinen Händen, statt mit der Scheere, in die Haare von Regina eindringend, sagte er:

„Oh! welchen Engel der Liebe und der Reinheit, machen Sie, Regina!“

„Nun?“ fragte diese.

„Oh! ich wage es nicht . . .“

„Schneiden Sie, Petrus.“

„Nein! nein! mir scheint, ich begehe eine Ruchlosigkeit; jedes von diesen schönen Haaren hat sein Leben von Ihnen, und von Ihnen getrennt wird es mir seinen Tod vorwerfen.“

„Schneiden Sie,“ wiederholte Regina, „ich will es!“

Petrus wählte eine Locke, nahm sie zwischen die zwei Blätter der Scheere, schloß die Augen und schnitt die Locke ab.

Doch beim Knirschen der Haare unter dem Eisen stieg Petrus das Blut ins Gesicht, und der junge Mann glaubte, er werde ohnmächtig werden.

Die Locke war abgeschnitten.

Regina stand wieder auf.

„Geben Sie!" sagte sie.

Der junge Mann reichte ihr die Haare, nachdem er sie zuvor glühend geküßt hatte.

Regina hielt sie an die von Petrus, welche sie von ihrem Finger abrollte; dann flocht sie dieselben zusammen wie Seidenfäden, und machte eine Flechte daraus, welche sie an beiden Extremitäten verknüpfte. Hienach reichte sie eines von den Enden dem jungen Manne, zog das andere an sich, nahm die Mitte der Flechte zwischen die Scheere und durchschnitt sie.

„So sei der Faden unseres Lebens für immer vermengt und zusammen abgeschnitten," sprach sie.

Und zum letzten Male dem jungen Manne ihre weiße Stirne darbietend, klingelte sie der armen alten Nanon, welche im Vorzimmer wartete.

„Führe den Herrn durch die kleine Gartenthüre zurück," sagte sie zu der Alten.

Petrus schaute sie zum letzten Male mit Augen an, in welche seine ganze Seele überging, und folgte Nanon.

CXLIII.

Stabat Pater.

Der Thurm von Penhoël, ein Ueberrest von einem während der Kriege in der Vendée niedergerissenen Feudalschlosse des dreizehnten Jahrhunderts, das selbst in dem, was davon übrig war, auf ein romanisches Gebäude gleichsam geimpft zu sein schien, der Thurm von Penhoël lag ein paar Stunden von Quimper am Gestade von demjenigen Theile des Oceans, welchen man das wilde Meer nennt. Auf den Gipfel eines abschüssigen Felsens gestellt, vergraben in den Wachholderstauden und im Farnkraute. beherrschte er die atlantische Woge wie ein Adlernest, und schien hier zu stehen als eine vorgeschobene Schildwache beauftragt, die Segel, welche am Horizont erschienen, zu signalisiren.

Auf der dem Ocean entgegengesetzten Seite, das heißt auf der östlichen Seite und folglich an der Straße nach Quimper, gebrach es der Gegend, die man vor Augen hatte, obschon sie ziemlich monoton und einförmig, nicht an Größe in ihrer Monotonie und Einförmigkeit.

In der That, man denke sich auf einer mit Hügeln besäeten und völlig unbewohnten Ebene eine lange Allee von Meerfichten nach einem unsichtbaren Dorfe mündend, unsichtbar so wie es lag in einer Art von Schlucht, und seine Gegenwart nur durch Rauchwirbel verrathend, welche wie bläuliche, zerzauste Gespenster zum Himmel aufstiegen.

Dieses Dorf war das Dorf Penhoël, einst unter der Oberlehensherrlichkeit des isolirten Thurmes, welchen wir zu beschreiben versucht haben.

Das Ganze der Landschaft glich einer Kathedrale,

von der der Himmel das Gewölbe, die Fichten der großen Allee die Säulen und der Thurm der Altan gewesen wären. Der bläuliche Rauch, der zum Himmel aufstieg, war der Weihrauch, den man unter ihrem Porticus verbrannte.

Was noch besonders etwas Pittoreskes diesem Gemälde beifügte, das war, — auf dem Gipfel des Thurmes, auf die Brustlehne gestützt, unbeweglich dastehend, — eine Person, die man für eine Bildsäule von Granit gehalten haben würde, hätte nicht der scharf wehende Herbstwind ihre langen weißen Haare aufgehoben und flattern gemacht.

Diese Person war ein schöner Greis, ganz schwarz gekleidet, dem Meere den Rücken zuwendend und in die ungeheure Allee einen von Zeit zu Zeit durch Thränen, die er mit einem Taschentuche stillte, verdunkelten Blick tauchend. Diese Bewegung war übrigens die einzige, die er machte. Was die Thränen betrifft, sie wurden verursacht durch eine Traurigkeit, welche sie still dem Herzen entquellen machte, oder nur durch diesen Wind, der so scharf wie jener, welcher das Gesicht der Schildwachen von Hamlet auf der Plattform des Schlosses Helssengör peitschte.

Ein einziges Wort wird die Quelle der Thränen bezeichnen, welche die Augen des Greises verdunkelten: dieser Greis war der Vater von Colombau, der Graf von Penhoël.

Man war ungefähr in der Mitte des Monats Februar.

Drei Tage vorher hatte er den Brief von Colombau erhalten, einen Brief, der ihm den Tod seines einzigen Kindes anzeigte.

Der Vater erwartete die Leiche des Sohnes.

Darum waren seine Augen so beharrlich auf die Fichtenallee geheftet, welche nach dem Dorfe Penhoël führte: durch diese Fichtenallee mußte der Leichnam von Colombau kommen.

Neben dem Grafen brannten die Ueberreste eines zu drei Vierteln erloschenen Feuers.

Derjenige, welcher diese große, traurige, unbewegliche, stumme Gestalt mit den im Winde flatternden Haaren und den Thränen in den Augen gesehen hätte, würde unwillkürlich an jenen alten Griechen von Argos gedacht haben, der, auf der Höhe der Terrasse des Palastes von Agamemnon stehend, seit zehn Jahren wartete, daß ein auf dem Berge angezündetes Feuer ihm anzeige, Troja sei genommen.

Doch diesmal war dieser der Herr und nicht der Diener, denn bald erschien der Diener.

Das war auch ein Greis mit grauem Barte, mit langen Haaren, mit breitem Hute, bekleidet mit der traditionellen Tracht der Bretagne; nur war die Kleidung schwarz wie die des Herrn.

Er brachte eine Last Fichtenholz, womit er ohne Zweifel das Feuer wiederzubeleben gedachte; er näherte sich dem alten Edelmanne, schaute ihn einen Augenblick an, setzte ein Knie auf die Erde, legte seine Last Holz auf die Plattform nieder, hob den Kopf wieder empor, um seinen Herrn abermals anzuschauen, und warf einige Zweige auf das knisternde Feuer; sodann, als er sah, daß der Graf von Penhoël, Allem, was um ihn her vorging, fremd, unbeweglich blieb wie die Bildsäule des Schmerzes sagte er:

„Ich beschwöre Sie, mein guter Herr, gehen Sie hinab, und wäre es nur auf eine Stunde, und ich werde an Ihrer Stelle wachen. Ich habe ein großes Feuer in Ihrem Zimmer gemacht und Ihr Frühstück zubereitet. Wollen Sie nicht schlafen und so der Kälte ausgesetzt bleiben, so sammeln Sie wenigstens Kräfte gegen das Wachen und das Meer."

Der Graf antwortete nicht.

„Gnädigster Herr," fuhr beharrlich der alte Diener fort, indem er sich seinem Gebieter näherte, „es sind nun bald achtundvierzig Stunden, daß Sie weder aus-

geruht, noch etwas zu sich genommen haben, abgesehen davon, daß Sie sich so wenig um die Kälte bekümmern, als wenn wir im Monat Juni wären."

Diesmal schien der Graf zu bemerken, daß sein alter Diener da war; denn er sprach zu ihm, jedoch ohne ihm auf das, was er sagte, zu antworten:

„Hörst Du nicht in der Ferne das Geräusch eines Wagens auf der Straße von Paris?" fragte er.

„Nein, mein guter, theurer gnädigster Herr," erwiederte der Diener; „ich höre nichts als das Meer rollen und den Westwind, der in den Fichten heult. Es ist schlimm mit bloßem Kopfe im Morgenwinde bleiben. Ich bitte Sie also flehentlich, mein lieber Herr, gehen Sie hinab!"

Der Graf ließ seinen Kopf auf die Brust fallen, als beugte sich dieser Kopf unter der Last einer Erinnerung.

„Erinnerst Du Dich seiner, Hervey?" sagte er immer seinen düsteren Gedanken verfolgend. „Als er auf die Welt kam, als seine Mutter mir ihn als einen sichtbaren vom Himmel auf unser Haus herabgestiegenen Segen gab, warst Du schon fünf Jahre bei uns."

„Ja, gnädigster Herr, ich erinnere mich!" antwortete der alte Hervey mit erstickter Stimme.

„Eines Tags, — das Kind war drei Jahre alt, führte man es auf dem Gipfel des Thurmes spazieren, von wo aus wir das wilde Meer anschauten; das Meer hatte gerade einen seiner Tage des Zornes. Diejenige, welche es spazieren führte, war seine ehemalige Amme, die seine Wärterin geworden. Sie hatte das Kind dahin geführt, nicht um es zu zerstreuen, sondern in der Hoffnung, sie werde von fern die Barke ihres Mannes sehen, der Fischer war. Die Gräfin, die ihren Sohn überall suchte, stieg bis hier herauf, und als sie den Sturmwind sah, der in den blonden Haaren des Kindes wehte, sprach sie:

„Aber, Amme, Du gibst nicht Acht auf den Klei=

nen! Der Kleine wird frieren: bedenke, daß er erst drei Jahre alt ist!""

„Doch die Amme, eine robuste Bäuerin, gewohnt bei jeder Witterung die Netze ihres Mannes an der Meeresküste zu flicken, antwortete:

„„Und mein Kleiner, der erst vier Jahre alt und mit seinem Vater schon in See ist, weil ich den Ihrigen pflege, Frau Gräfin, und keinen Dienstboten habe, um ihn zu hüten, glauben Sie, er friere nicht auch?""

„Und die arme Frau suchte die Barke ihres Mannes durch Wellen und Nebel zu erschauen.

„Du drehtest Dich gegen sie um und sagtest zu ihr:

„„Jeanne, schämt Ihr Euch nicht, daß Ihr Euer Kind mit dem der Frau Gräfin vergleicht, Ihr, die Ihr nur eine unglückliche Bäuerin seid, während die Frau Gräfin eine vornehme Dame ist?""

„Doch sie antwortete:

„„Es ist möglich, Hervey, daß die Frau Gräfin eine vornehme Dame ist, und daß ich nur eine Bäuerin bin; ich weiß aber, daß Jemmy mein Sohn ist, wie Colombau der Sohn der Frau Gräfin. Es gibt vielleicht vor Gott einen Unterschied zwischen dem Range der zwei Kinder, doch es gibt keinen zwischen den Herzen von zwei Müttern!""

„Und Du siehst, Hervey," fuhr der Greis fort, „der Sohn der Amme ist todt und mein Sohn ist auch todt! Du siehst, daß kein Unterschied zwischen ihnen stattfand, da sie Beide sterblich waren . . . Die Gräfin hatte Unrecht, die Amme hatte Recht, und der Tod hat sie gleich gemacht!"

„Mein armer Herr!" murmelte Hervey, als er diese melancholischen Worte des alten Edelmanns hörte, dem der Schmerz eine Lection in der Gleichheit gab.

„Einige Jahre nachher," fuhr der arme Vater fort, in seinem Geiste Alles das wieder anknüpfend, was die Oertlichkeit an einst süßen, heute bitteren Erinnerungen in ihm zurückrief, „einige Jahre nachher,

erinnerst Du Dich? — er war damals zehn Jahre alt, — Du warst noch da, denn Du hast uns nie verlassen, mein guter Hervey; er wollte eine Flinte, der arme Knabe, und Du gabst ihm die Deinige, Deine alte Flinte aus den Bürgerkriegen, deren Lauf seinen Kopf um einen halben Fuß überragte . . ."

Hervey stieß einen Seufzer aus und schlug die Augen zum Himmel auf.

„Du erinnerst Dich seiner, Hervey, wie er die Flinte zwischen seinen Händchen hielt und Dich bat, ihn das Exerciren zu lehren. Aber Du, Du wolltest nicht. Er mochte immerhin weinen, sich ärgern, erzürnen, Du ließest ihn Thränen weinen und in Zorn gerathen und sagtest zu ihm:

„„Gnädiger Herr, ein Edelmann wie Sie muß nur den Degen handhaben lernen!""

„Statt den Degen zu handhaben, hat er die Feder gehandhabt; statt ihn in die Polytechnische Schule zu schicken, habe ich ihn in die Rechtsschule geschickt. Da ich keinen Officier aus ihm machen konnte, weil es keinen Krieg gab, so wollte ich einen Bürger aus ihm machen. Der Krieg hätte ihn vielleicht verschont, wie er uns verschont hat; der Friede hat ihn genommen und mir getödtet!"

„Verweilen Sie nicht immer bei diesen traurigen Erinnerungen, mein würdiger Herr," sagte Hervey.

„Traurige Erinnerungen! Erinnerungen, die meinen Colombau in mir zurückrufen, Du nennst das traurige Erinnerungen? Im Gegentheile, sprechen wir von ihm. Spräche ich nicht von ihm, wovon sollte ich sprechen? Spräche ich nicht von ihm, so würde das Stillschweigen mich zernagen, wie der Rost heute die alte Flinte zernagt, mit der er damals spielte."

„Sprechen Sie also von ihm, mein lieber Herr, sprechen Sie von ihm!"

„Nun wohl, Du erinnerst Dich des Tages, wo er sein zwölftes Jahr erreicht hatte? Wir führten ihn,

Beide mit gesammeltem Gemüthe, voll Glauben und Hoffnung, durch diese Fichtenallee, welche damals mit Rosen bestreut war, wie sie es heute mit Schnee ist. Dieser Tag war der seiner ersten Communion, und die anderen Kinder erwarteten ihn vor der Kapelle des Dorfes; denn er war es, der die Taufgelübde sprechen sollte. Wie stattlich sah er aus bei seinem kleinen Wuchse! ich sehe ihn noch . . . Sieh, dort, rechts, beim vierundzwanzigsten Baume, — wir haben sie gezählt, — war ein Kieselstein, der ihn straucheln machte. Die Kerze, die er hielt, entschlüpfte seiner Hand und erlosch. Da fing er an zu weinen, der arme Knabe! Wer mir damals gesagt hätte, daß er so im Leben straucheln und die Kerze seines Daseins vor seinem vierundzwanzigsten Jahre erlöschen sehen sollte!"

„Oh! Herr, Herr," rief Hervey in Thränen zerfließend, „Sie zerreißen sich die Eingeweide mit Ihren eigenen Händen!"

„Er erreichte sehr schnell sein fünfzehntes Jahr," fuhr der Graf von Penhoël fort, der, wie er gesagt hatte, seine geringsten Erinnerungen mit einer schmerzlichen Wollust zurückrief. „Eines Tages erzählte ich ihm die Geschichte von Milon von Kroton; ich erinnere mich seines Lächelns, als er die Geschichte der Eiche hörte, welche, Anfangs gespalten, als sie sich wieder näherte, beide Hände des furchtbaren Athleten faßte. Er verließ mich, ging weg und erblickte einen Baum, der zweimal so dick war als er: das war eine Weide; er sprang in den hohlen Stamm, stemmte sich an wie ein zweiter Milon, und arbeitete so gewaltig mit Händen und Füßen, daß er den Baum entzwei spaltete, als wäre es ein Apfel gewesen. Ich war ihm gefolgt und schaute ihm zu, ohne daß er wußte, daß ich da war. Als ich den Baum krachen hörte, schien es mir, die Knochen meines Kindes brechen . . . Ja, er war stark wie derjenige von unseren Ahnen, welchen man Colombau den Starken nannte . . . Doch wozu dient die Stärke,

mein guter Hervey, und was ist aus diesen eisernen Knieen und diesen stählernen Armen geworden? Der Tod hat sie berührt und sie gebrochen, wie ein Kind die Muttergottesfäden zerreißt, welche im September auf unseren abgeernteten Feldern umherfliegen. Todt! todt! mein Kind ist todt!"

Doch diese Stärke, deren Richtigkeit der alte Edelmann bestätigte, und von der er selbst der lebendige Typus bei dem erschrecklichen Kampfe war, den er gegen den Schmerz aushielt, fehlte dem armen Hervey, der, plötzlich vor seinem Herrn auf die Kniee fallend, ausrief:

„Mein Gott, auf welche Art bestrafst Du die Bösen, wenn die Guten solche Wunden empfangen!"

Der Graf von Penhoël schaute den alten Diener an, öffnete seine Arme gegen ihn und sprach feierlich:

„Umarme mich, Hervey; das ist die einzige Art, wie ich Dir für Deinen Schmerz danken kann."

Hervey erhob das Haupt, und wie ein Kind, das mit angeschwollenem Herzen an die Brust seines Vaters stürzt, sank er in die Arme des alten Edelmanns und blieb so einen Augenblick eng mit ihm verschlungen.

Doch den Kopf schüttelnd fuhr der unglückliche Vater fort, während er Hervey in seinen Armen preßte:

„Wie undankbar sie sind, die Kinder, mein lieber Hervey! ein Vater bringt den besten, den schönsten Theil seines Lebens damit hin, daß er sie pflegt, über sie wacht, Menschen aus ihnen macht; er hat für dieses Fleisch von seinem Fleische, für diese Knochen von seinen Knochen die aufmerksame Sorgfalt, die er für eine zarte Pflanze hätte; er folgt, wie ein keuchender Gärtner, den Fortschritten der Knospen, der Entwicklung der Blätter, dem Erschließen der Blumen. Beim Anblicke dieser frischen, balsamisch duftenden Blüthe der Kindheit freut er sich in der Hoffnung auf das, was die Früchte der Jugend sein werden; sodann, eines Morgens, kommt ein schwarz gesiegelter Brief, der dem Vater sagt: „„Vater, ich habe nicht die Stärke gehabt,

dieses Leben, das Du mir gegeben, zu ertragen, und ich tödte mich."" Lebe Du hienach, wenn Du kannst!"

„Gott hatte ihn uns gegeben, Gott hat ihn uns genommen, preisen wir Gott!" sprach der alte Diener mit einer gewissen religiösen Begeisterung, wie man sie noch in unseren Tagen bei der Ureinwohnerschaft der alten Bretagne findet.

„Was sprichst Du von Gott?" rief der alte Edelmann mit stolzem Uebermuthe. „Als der Pachthof Deines Vaters, als alle Früchte seines Speisekellers, als alles Getreide seines Speichers, als alles Vieh seiner Ställe, als Alles, was Dein Vater, ein Greis von neunzig Jahren, seit fünfzig Jahren angehäuft hatte, vor achtzehn Monaten durch einen Strohhalm verzehrt wurde, glaubst Du, Dein Vater habe Gott gepriesen, Hervey? Als die Marianne, in dem Augenblicke, wo sie in den Hafen einlaufen sollte, vor sechs Monaten dort an den Felsen strandete, vor dem Werfte, wo sie erbaut worden war, nach einer langen und gefahrvollen Fahrt nach Indien, als hiebei nebst seiner Ladung seine achtzehn Matrosen und seine hundert und zwanzig Passagiere von den Wellen verschlungen wurden, glaubst Du, sie haben Gott gepriesen, diejenigen, welche in den Abgrund niedersanken? Als vor sechs Monaten die Loire Städte, Dörfer und Hütten fortreißend austrat, glaubst Du, sie haben Gott gepriesen, diejenigen, welche auf ihren Dächern sitzend, Gott um Gnade und Barmherzigkeit anrufend, ihre Häuser wanken, sich spalten und unter ihnen einstürzen fühlten? Nein, Hervey, nein, sie haben es gemacht wie ich, sie haben . . ."

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr!" rief Hervey. „Sie sind im Begriffe, Gott zu lästern!"

Doch ehe der alte Diener diese Worte gesprochen hatte, war der Graf von Penhoël auf die Kniee gefallen, und er rief:

„Herr, Herr, vergib mir! . . . Dort kommt de Leichnam meines Kindes . . .“

Und man sah in der That, am Ende der großen Fichtenallee, von der Seite, wo wir gesagt haben, es steigen die Rauchwolken des Dorfes Penhoël zum Himmel empor, zwischen dem Schnee der Straße und dem grauen Grunde des Himmels, einen Leichenzug herbeikommen, an dessen Spitze ein Mönch, bekleidet mit dem weiß und schwarzen wollenen Rocke, hoch in seinen Händen ein großes silbernes Kreuz haltend, ging.

Hinter ihm kamen ein Sarg auf den Schultern von vier Trägern ruhend, und hinter den Trägern ungefähr fünfzig Männer und Frauen, die Männer ihren Hut in der Hand haltend, die Frauen in ihre braunen Capucen vermummt.

Der Edelmann verrichtete ein kurzes Gebet, dann stand er auf und sagte zu seinem alten Diener:|

„Was Gott gethan, ist wohl gethan. Hervey, laß uns den letzten Abkömmling der Penhoël empfangen, der ins Schloß seiner Väter zurückkehrt!“

Und mit festem Schritte stieg er die Treppe hinab, und ging, immer mit bloßem Kopfe, bis auf die Schwelle der großen Thüre des Thurmes, welche nach der Fichtenallee führte.

CXLIV.

Das De Profundis an der Meeresküste.

Als der Graf von Penhoël, gefolgt von seinem alten Diener, auf die Schwelle der Thüre des Thurmes kam, hatte der Leichenzug schon zwei Drittel der

Allee durchschritten, und man fing an die höchsten Noten des vom Priester gesungenen und von denjenigen, welche ihm folgten, wiederholten Trauerpsalms zu hören.

Sobald er diese Noten vernahm, kniete Hervey nieder; der Graf aber blieb stehen: er wiederholte leise den Todtengesang, der zwischen den Lippen von Hervey zu verscheiden schien.

Als der Priester nur noch fünfundzwanzig Schritte vom Schlosse entfernt war, winkte er den Trägern, und diese hielten an.

Hinter den Trägern hielten die Bauern an.

Der Zug blieb unbeweglich, die Gesänge verstummten.

Der Priester trennte sich vom Zuge und ging auf den Grafen zu. Dieser versuchte es, ein paar Schritte ihm entgegen zu machen, doch es war ihm unmöglich, seine Füße vom Boden loszureißen.

Hervey sah, was bei seinem Herrn vorging, an der Blässe, die seine Stirne bedeckte. Er machte eine Bewegung, um ihm diesen Platz, an dem er wie versteinert festhing, verlassen zu helfen und ihn im Nothfalle zu unterstützen; doch sein Herr hieß ihn mit der Hand winkend an seiner Stelle bleiben.

Er hatte schon ein Knie erhoben, und er setzte es wieder auf die Erde.

Der Mönch hatte während dieser Zeit die Entfernung zurückgelegt, die ihn von der Thüre trennte. Auf der Schwelle dieser Thüre hatte er einen Mann gesehen, und an der Blässe des Gesichtes von diesem Manne hatte er den Vater von Colombau erkannt.

„Mein Herr," sprach er, „ich habe von Paris bis hierher den Leib des Vicomte von Penhoël begleitet, und ich bringe ihn in das Schloß seiner Väter zurück."

„Gott segne den frommen Mann, der einen Sohn seinem Vater zurückbringt!" antwortete der alte Edelmann, indem er sich vor der doppelten Majestät der Religion und des Todes verbeugte.

Der Priester winkte.

Die vier Träger kamen langsam herbei; zwei Männer, Gestelle tragend, folgten ihnen: sie setzten die Gestelle auf die Erde, die Träger legten den Sarg auf die Gestelle, und alle kehrten mit einander zu der Gruppe zurück, in der sie sich verloren.

Der Abbé Dominique, — denn er war es, und unsere Leser haben ihn ohne Zweifel wiedererkannt, — machte ein neues Zeichen: der Zug näherte sich, bildete einen Halbkreis um den Sarg und umhüllte ihn niederknieend.

Es schien, alle Mitglieder dieser frommen Versammlung haben sich verständigt, um dem Vater die schmerzlichen Einzelheiten dieses Leichenbegängnisses zu entziehen.

Der Graf und der Priester blieben allein stehen.

Der Graf, dessen Augen sich Anfangs auf den Sarg geheftet hatten, wandte sie mit Mühe davon ab und schien eine nach der andern alle Personen des Zuges bis auf die geringsten zu besichtigen, ob er nicht unter ihnen diejenigen erkenne, welche er dabei zu finden erwartete.

Endlich sprach er, indem er sich an den Abbé Dominique wandte:

„Mein Herr, ich habe Ihnen schon für das gedankt, was Sie für mich und für meinen Sohn gethan; und ich danke Ihnen noch einmal. Warum ist aber der Pfarrer von Penhoël nicht bei Ihnen?“

„Ich habe ihn gebeten, den Leichenzug zu begleiten, und er hat sich geweigert,“ erwiederte Dominique.

„Er hat sich geweigert?“ rief der Graf erstaunt.

Der Mönch verbeugte sich.

„Und seit wann weigert sich der Pfarrer des Dorfes Penhoël, für die Ruhe des Grafen von Penhoël zu beten?“

„Der Vicomte von Penhoël,“ erwiederte der Abbé

Dominique, ist eines gewaltsamen Todes gestorben, und er hat sich selbst das Leben genommen."

„Ja, mein Vater," sprach der alte Edelmann; „doch je mehr das arme Kind verirrt ist, desto nothwendiger ist es, daß man die Barmherzigkeit Gottes auf dasselbe herabruft. Ist der Arme nicht als ein guter Christ gestorben, so ist er wenigstens, dessen bin ich sicher, als redlicher Mensch gestorben."

„Ich weiß es, Herr Graf."

„Und woher wissen Sie es?"

„Ich war sein Freund, und es war sein letzter Wille, daß ich die Sendung vollbringe, die mich hierher führt."

Somit kommen Sie nur unter dem Titel eines Freundes?"

„Unter dem Titel eines Freundes und eines Priesters, Herr Graf."

„Sie setzen sich aber dem Zorne Ihrer Oberen aus, mein Vater?"

„Ich fürchte nur den Zorn Gottes, Herr Graf."

„Wenden Sie ihn also vom Haupte meines Sohnes ab, mein Herr, und rufen Sie die ganze Milde des Herrn an."

Der Priester verbeugte sich und stimmte, indem er sich gegen den Sarg umwandte, das **De profundis clamavi ad te!** mit einer so festen und zugleich mit einer so mächtig schallenden Stimme an, daß sein Gesang bis zum Fuße vom Throne des Ewigen aufsteigen mußte.

„**De profundis clamavi ad te!**" wiederholte die Menge mit der ganzen Gewalt ihrer Stimme.

„**De profundis clamavi ad te!**" murmelte der Graf von Penhoël.

Als sodann der Trauergesang beendigt war, stand Jedermann auf.

Der Abbé Dominique ging auf den alten Edelmann zu.

„Herr Graf," sprach er, „wo sollen wir die sterblichen Ueberreste Ihres Sohnes niederlegen?"

„Hat meine Familie nicht ihre Gruft auf dem Friedhofe von Penhoël?" fragte der Graf.

„Der Friedhof von Penhoël ist geschlossen und der Friedhofwächter hat sich geweigert, ihn zu öffnen."

„Und seit wann ist der Friedhof von Penhoël für die Grafen von Penhoël geschlossen?"

Der Abbé antwortete mit sanftem Tone:

„Seitdem sie Gott vor dem für ihren Tod bezeichneten Tage das Leben wiedergeben, das ihnen Gott geschenkt hatte."

„Verhält es sich so, mein Vater, so wollen Sie mir folgen," sprach der alte Edelmann mit fester Stimme, indem er sich stolz aufrichtete, während Hervey seinen Platz hinter dem Sarge einnahm.

Auf einen Wink des Abbé Dominique traten die vier Träger aus den Reihen hervor und nahmen ihre Last wieder auf, und der Leichenzug, dem der Abbé Dominique voranschritt, setzte sich, den Grafen von Penhoël an seiner Spitze, langsam in Bewegung.

Man ging um den Thurm und die Ruinen des Schlosses, man erstieg eine letzte Kante des Felsens, und man befand sich am westlichen Abhange der Küste, dem ungeheuren, tosenden, stürmischen Ocean gegenüber.

Die Wellen waren schwarz und hoch; der Wind blies und machte die Haare des Greises flattern.

Kein Horizont konnte besser, als der, welcher sich vor den Blicken von denjenigen entrollte, die dem Sarge des jungen Mannes vorangingen oder ihm folgen, einen Begriff von der Macht und dem Zorne Gottes geben; nur möchte man wissen: nahmen diese gränzenlose Macht, dieser ungeheure Zorn, welche die Wellen des Oceans empören und am Himmel die Wolken, diese Wagen, welche die Stürme tragen, konnten zusammenstoßen machen, nahmen sie zum Gegenstande

diese elenden Fragen, welche im Concil einige müßige Cardinäle debattiren?

Das konnte der Abbé Dominique, dieses große Herz und dieser große Geist, nicht zugeben, als sich vor ihm das Riesenschauspiel entrollte.

Ein bitteres Lächeln schwebte über seine Lippen; seine Augen richteten sich auf den Sarg, wo dieser träge, unempfindliche Leichnam schlummerte, und nur Eines schien ihm so unendlich als diese Macht, so ungeheuer, als dieser Zorn Gottes: das war der Schmerz dieses Vaters.

Der Graf blieb vor einem mit Farnkraut und Wachholderstauden umgebenen kleinen Sandhügel stehen.

„Ich wünsche, daß man hier den Leib meines Sohnes bestatte," sprach er.

Die Träger hielten abermals an, die Gestelle wurden wie vor der Thüre des Thurmes niedergesetzt, und der Sarg quer darauf gelegt.

Der Edelmann schaute umher: er suchte den Todtengräber, doch der Todtengräber hatte vom Pfarrer den Befehl erhalten, dem Zuge nicht zu folgen.

„Hervey," sagte der Graf, „hole zwei Spaten."

Fünf oder sechs Bauern stürzten nach dem Schlosse.

„Laßt Hervey machen," sagte er mit einer Geberde des Befehles.

Jeder blieb stehen; Hervey allein ging so schnell, als es ihm sein Alter erlaubte, hinab und verschwand durch eine alte, an einer noch vorhandenen Mauer offene Schlupfpforte.

Einen Augenblick nachher erschien er wieder mit zwei Spaten.

Die Bauern wollten sich derselben bemächtigen.

„Ich danke, meine Kinder," sprach der Graf. „Das geht uns an, Hervey und mich."

Er nahm einen Spaten aus den Händen des alten Dieners.

„Auf, mein guter Hervey," sagte er, „laß uns

sein letztes Bett dem Letzten der Grafen von Penhoël bereiten."

Und er fing an die Erde auszugraben.

Hervey folgte dem Beispiele, das ihm gegeben war.

Nicht Einer von den Anwesenden vermochte seine Thränen zurückzuhalten, als er diese zwei Greise sah, den Bart und die Haare im Winde flatternd, das Grab eines Kindes grabend, das der Eine gezeugt und der Andere in seinen Armen gewiegt hatte.

Die Augen verloren zwischen den zwei Unendlichkeiten, dem Himmel und dem Ocean, die Arme im Kreuze auf seiner Brust, unbeweglich, ohne Stimme, ohne Thränen, blieb Dominique aufrecht und wie in Entzückung stehen.

Der schöne Mönch in seiner seltsamen Tracht schien da zu sein, um das pittoreske und poetische Drama zu vervollständigen, in welchem ihm ein gütiger Gott providentiell seine Stelle zugetheilt hatte.

Das Grab grub sich rasch in diesem bröckeligen Boden, und bald hatte es eine Tiefe von fünf bis sechs Fuß.

Einer von den Trägern hatte Stricke: man schob sie unter dem Sarge durch und ließ diesen in das Grab hinab.

Man suchte das Weihwasser.

Dominique erblickte in der Aushöhlung eines nahen Felsens Wasser so glänzend wie ein Spiegel.

Er ging auf den Felsen zu, sprach über diesem Wasser die sacramentlichen Worte, brach einen Fichtenzweig, der einen natürlichen Sprengwedel bildete, tauchte diesen Zweig in den Behälter, näherte sich dem Grabe, besprengte den Sarg und sprach:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes segne ich Dich, mein Bruder, und ich rufe auf Dich den Segen des Herrn herab."

„Amen!" antworteten die Anwesenden.

„Gott, der Deine Absicht kannte, konnte allein

Deinen Arm zurückhalten und Deinen Willen brechen: Gott hat es nicht gewollt. Vergebung und Segen über Dich, mein Bruder!"

„Amen!" sprachen im Chore die Anwesenden.

Der Mönch fuhr fort:

„Ich, ich habe Dich auf Erden gekannt, ich vermag also diesen Kindern desselben Landes wie Du zu sagen, daß Du nichts verschuldet hast, um ihre Zuneigung zu verlieren. Du warst ein würdiger Sohn der Bretagne, Du hattest alle die Tugenden, welche ihre Kinder von dieser würdigen Mutter entlehnen: Du hattest den Adel, Du hattest die Stärke, Du hattest die Größe, Du hattest die Schönheit. Du hast Deine Rolle hienieden gespielt, und obgleich nicht einmal dreiundzwanzig Jahre, ist Dein Leben ein Opfer gewesen, wie Dein Tod ein Märtyrthum. Ich segne Dich also, mein Bruder, und bitte Gott, er möge Dich segnen, wie ich es thue."

„Amen!" sprach die Menge.

Der Abbé schüttelte aufs Neue den Fichtenzweig und reichte ihn sodann dem Grafen von Penhoël.

Am Rande des Grabes stehend, empfing dieser den Zweig aus den Händen des Mönches, und ließ um sich her einen erhabenen Blick der Traurigkeit, des Stolzes und der Verachtung laufen; dann sprach er mit Anfangs dumpfer, allmälig aber zu den höchsten Noten emporsteigender Stimme:

„O meine Ahnen! Ihr, die Ihr in Euren Riesenkämpfen mit Eurem edlen Blute jedes Körnchen von diesem Sande besprengt habt, was sagt Ihr hiezu, o meine Ahnen? War es der Mühe werth, ein Geschlecht von Eroberern zu sein, Jerusalem mit Gottfried von Bouillon, Constantinopel mit Baudouin, Damiette mit dem heiligen Ludwig zu nehmen; war es der Mühe werth, Eure Leichname auf allen Straßen auszustreuen, welche nach der Schädelstätte führen, damit ein christliches Begräbniß von christlichen Priestern Eurem letz-

ten Abkömmling verweigert werde? . . O meine Ahnen, mit dem Schatten Eurer Tugenden, wie eine große Eiche mit dem Schatten ihrer ungeheuren Aeste, habt Ihr die ganze Bretagne bedeckt, und nun verweigert man Eurem Sprößling einen Winkel von dieser Erde, die Ihr beschattetet! . . O meine Ahnen! ist es nicht eine große Traurigkeit und ein jämmerliches Ding, diesem edlen Kinde, das mein einziger und vielgeliebter Sohn war, den Eingang in die Gruft seiner Väter verweigern zu sehen, während Gott, vielleicht minder streng als die Menschen, ihm den Eintritt in den Himmel nicht verweigern wird? . . O meine Ahnen! Euch beschwöre ich! Entscheidet, ob dieser letzte Penhoël unwürdig ist, an der Seite der übrigen Familie zu ruhen. Versammelt Euch im Rathe, erhabene, reine Schatten; in der Welt, die Ihr bewohnt, rufet Euch bei Euren Namen, von Colombau dem Starken, der auf der Ebene von Poitiers, die Saracenen zurückschlagend, im Jahre 732 getödtet wurde, bis auf Colombau den Loyalen, der 1793 seinen Kopf aufs Schaffot trug und mit dem Ausrufe starb: „„Ehre sei Gott im Himmel! Friede den Menschen von gutem Willen auf der Erde!““ versammelt Euch und richtet ihn, Ihr, die einzigen Richter, die ich anerkenne. Richtet denjenigen, dessen Grab ich so eben gegraben habe, denjenigen, welchen ich in diese Erde niedergelegt habe, denjenigen endlich, dessen Sarg ich mit dem Wasser des Himmels besprenge, das vom Herrn in der Höhlung eines Felsens aufbewahrt worden ist! — Ich, der ich nicht sein Richter bin, ich, der ich sein Vater bin, verzeihe ihm und segne ihn!“

Und diese Worte vollendend, schüttelte er den Fichtenzweig über dem Grabe, und wollte ihn sodann Hervey reichen; doch das war mehr, als der arme Vater ertragen konnte: sein Gesicht bedeckte sich mit einer Todesblässe, seine Stimme verschied in seiner Kehle, ein herzzerreißender Schrei drang aus seiner Brust her-

vor, und er sank auf den Sand wie eine durch einen Wetterstrahl gebrochene Eiche.

CXLV.

Das Leichenmahl.

Eine Viertelstunde nach der Scene, die wir so eben erzählt, ohne die Prätension zu haben, sie malen zu wollen, ließ Hervey alle Personen, welche dem Leichenbegängnisse gefolgt waren, in das eintreten, was einst der Saal der Wachen war, ein ungeheures kreisförmiges, durch farbige Scheiben erleuchtetes Gemach, in welchem im Schatten die Wappen, die Schilde, die Rüstungen, die Banner und die Schwerter der ehemaligen Herren von Penhoël glänzten.

Der Mönch fehlte allein: man begreift, daß er beim alten Grafen geblieben war, weniger vielleicht, um Sorge für ihn zu tragen, als um mit ihm von Colombau zu sprechen und ihm über den Tod seines Sohnes Einzelheiten zu geben, die er nicht kannte.

Jeder setzte sich an die Wand.

Das Gespräch fand Anfangs mit leiser Stimme, bald aber ein wenig lauter statt. Der Aelteste der Gesellschaft, ein Greis mit weißen Haaren, der neunzig Jahre alt sein mochte und die fünf letzten Grafen von Penhoël gekannt hatte, erzählte sodann das, was er seine Vorfahren hatte erzählen hören, und was seine Vorfahren von ihren Altvordern wußten, nämlich die Thaten der zehn letzten Grafen. Dann nahm eine alte Frau das Wort, und wie der Mann die Thaten der

Grafen erzählt hatte, zählte sie die Tugenden der Gräfinnen auf.

In Erwartung des Herrn, über dessen Gesundheit sie die Gegenwart von Hervey beruhigte, that so Jeder sein Bestes, um gewaltig diese Vergangenheit von zehn Jahrhunderten zu loben, von deren Größe die Gegenwart geerbt hatte, und jede Erzählung machte, wie eine Elektrisirmaschine, einen Funken aus allen Herzen, eine Thräne aus allen Augen springen.

Der alte Hervey ging von Einem zum Andern, drückte herzlich den Anwesenden die Hand, und theilte, eine Erzählung an die andere anknüpfend, ebenfalls die Ereignisse mit, die er hatte erzählen hören, und deren Zeuge er gewesen war. Als er aber zu seinem jungen Herrn kam, als er, von seinem ersten Stammeln bis zu seinem letzten Seufzen, die reine, heitere Kindheit, die stürmische, bewegte Jugend des armen Colombau zu erzählen versuchte, da brach ein Schluchzen aus jeder Brust hervor.

Es war erst kurze Zeit, daß er nach Penhoël gekommen, daß Jeder ihn gesehen, ihn gegrüßt, ihm die Hand gedrückt, mit ihm gesprochen hatte! Allerdings hatte er Jedermann traurig geschienen! Doch wie weit war man davon entfernt, zu vermuthen, diese Traurigkeit sei tödtlich!

Es ist eine Race, welche geht, die dieser großen Grafen mit den breiten Schultern, mit Beinen gebogen durch die Gewohnheit, zu reiten, mit einem in die Schultern, durch die Helme, welche auf dem Haupte ihrer Ahnen lasteten, eingedrückten Kopfe; doch es ist eine Race, die auch geht, die dieser alten ergebenen Diener, welche beim Großvater geboren werden und beim Enkel sterben: mit solchen Menschen ließ der Vater, wenn er seiner Frau ins Grab folgte, seinen Sohn nicht allein im Hause.

Die Ehrfurcht, die man für den hingeschiedenen Greis gehabt hatte, ging in eine fromme Liebe für das

verwaiste Kind über. Oft habe ich die gegenwärtige Generation diese achtungsvolle Zärtlichkeit der alten Diener, diese unbegränzte Ergebenheit dieser früheren Diener, die man, wie sie behauptet, nur noch auf dem Theater sieht, verspotten oder leugnen hören. Es ist Wahres hieran: die Gesellschaft, so wie sie uns die zehn Revolutionen gemacht haben, durch welche wir gegangen sind, ist nicht conservativ für solche Tugenden; vielleicht ist es aber eben so der Fehler der Herren, wie der der Diener, wenn sich die Dinge geändert haben. Diese Treue hatte viel von der des Hundes: die früheren Herren schlugen, streichelten jedoch. Heute schlägt man nicht mehr, man streichelt aber auch nicht mehr; man bezahlt, und man ist, gut oder schlecht, bedient.

Oh! die alten Hunde und die alten Diener, das sind noch die besten Freunde der stürmischen Tage! Welcher Freund ist so viel werth als ein Hund, wenn man traurig ist, ein Hund, der sich uns gegenüber setzt, der uns anschaut, der seufzt, der uns leckt?

Denken Sie sich unter einem großen Schmerze, an der Stelle dieses Hundes, der Sie so gut zu verstehen weiß, einen Freund, Ihren besten Freund: welche alltägliche Tröstungen, welche Rathschläge, die sich unmöglich befolgen lassen, welche endlose Raisonnements, welche hartnäckige Discussionen werden Sie nicht auszustehen gezwungen sein? In die redlichste und zarteste Sympathie eines Freundes für Ihren Schmerz schleicht sich immer eine Nuance von Egoismus ein; an Ihrer Stelle würde er nicht gehandelt haben wie Sie: er hätte Geduld gefaßt, temporisirt, widerstanden, was weiß ich? in jedem Falle aber hätte er sich anders benommen, als Sie sich benommen haben; mit einem Worte, er klagt Sie an, und während er Sie zu bemitleiden und zu trösten sucht, tadelt er Sie.

Doch die alten Hunde, doch die alten Diener, treue Echos Ihrer innersten Leiden, sie wiederholen dieselben, ohne sie zu erörtern, lachen und weinen,

freuen sich und leiden mit Ihnen und wie Sie, und Sie sind ihnen nie etwas auf ihr Lächeln und auf ihre Thränen schuldig.

Die Generation, die uns vorhergeht, leugnet sie; die Generation, die uns folgt, wird nicht einmal davon haben sprechen hören. Die Hunde unserer Tage spielen Domino, und die Diener unserer Epoche auf Hausse und Baisse.

Wir bestehen hierauf, wie wir, seiner Zeit und gehörigen Ortes, auf den Mühlen bestanden haben; das ist auch ein Gebrauch, der geht, und den wir gern zurückhalten möchten, wie Alles, was es Gutes, Poetisches oder Großes in der Vergangenheit gab.

Der arme Hervey hatte nicht nur die Treue und die Ergebenheit dieser Hunde, mit welchen sie zu vergleichen wir einigen Menschen die Ehre anthun, sondern er hatte auch ihre Fähigkeiten.

Er hörte und erkannte den Tritt seines Herrn, der dumpf auf den sonoren Stufen der Treppe ertönte.

Bleich, das Gesicht von den Thränen durchfurcht, die er wieder zu sich kommend vergossen hatte, aber fest und ruhig, als wäre er nicht, wie Jacob, vom Engel des Schmerzes besiegt worden, erschien der Graf auf der Schwelle.

Der Abbé Dominique trat hinter ihm ein.

Der Graf grüßte diese Versammlung, wie er es bei einer Versammlung von Fürsten gethan hätte.

„Letzte Freunde meines Sohnes,“ sprach er, „Ihr, die Ihr zu seinem Grabe den Namen der Penhoël geleitet habt, ich bedaure, Euch nicht würdiger in dem Schlosse meiner Väter empfangen zu können. Wir waren so betrübt, Hervey und ich, daß wir vielleicht nicht hinreichend für Eure Bedürfnisse gesorgt haben. Wollt gleichwohl in den Speisesaal eintreten und nach dem Gebrauche unserer alten Bretagne, von gutem Herzen und wie ich es Euch anbiete, das Leichenmahl annehmen.“

Hienach ging er mit festem Schritte durch den

Saal, ließ von Harvey beide Flügel der Thüre öffnen, die sich der gegenüber fand, durch welche er eingetreten war, und lud alle Anwesende, vom Pächter bis zum Ziegenhirten, ein, in den Speisesaal zu gehen.

Auf Gestellen lagen hier ungeheure eichene Bretter, welche einen Tisch bildeten und ein homerisches Mahl trugen. Es war an dem Tische weder ein oberes, noch ein unteres Ende. Man fühlte, daß die Gleichheit des Todes darüber hingegangen.

Der alte Graf setzte sich mitten an den Tisch und bedeutete dem Abbé Dominique durch einen Wink, er möge sich ihm gegenüber setzen.

Die Aeltesten stellten sich an seine Rechte und an seine Linke, und je nach dem Alter nahm jeder seinen Platz, blieb aber stehen.

Der Abbé Dominique sprach unter dem tiefsten Stillschweigen das **Benedicite**, das im Chore von allen Anwesenden wiederholt wurde.

Dann sagte der Graf von Penhoël mit einer antiken Einfachheit:

„Meine Freunde, nehmet Platz bei diesem Mahle zu Ehren des Vicomte von Penhoël, mit demselben Gesichte, als ob er es wäre, der es Euch anböte."

Hienach reichte er sein Glas Hervey, der es füllte, hob es über den Kopf von Allen empor, und sprach:

„Ich trinke auf die Ruhe der Seele des Vicomte Colombau von Penhoël!"

Und Alle wiederholten:

„Wir trinken auf die Ruhe der Seele des Vicomte Colombau von Penhoël!"

Und das Mahl begann.

Für Jeden, der diesen alterthümlichen Gebrauch, welcher sich nicht nur in der Bretagne, sondern auch in einigen anderen Provinzen Frankreichs*) erhalten hat, nicht kennt, ist das Leichenmahl eine der rührendsten

*) Auch in Deutschland. D. Uebers.

Scenen, an denen man Theil nehmen, oder die man erzählen hören kann. Die mächtige Resignation, mit der sich bei dieser Veranlassung wie mit einem Harnische die Familie des Todten waffnet, ist wahrhaft furchtbar. Man kann kaum begreifen, wie, — während die Einsamkeit, diese natürliche Zuflucht der großen Schmerzen, ein paar Schritte von da ist, — die Familie sich die grausame Marter, ihre Thränen zurückzudrängen und die Schläge ihres Herzens zu unterdrücken, aufzuerlegen vermag; und dennoch ist die Zahl dieser freiwilligen Märtyrthümer groß, und in Bretagne besonders würde es sehr mißliebig angesehen, wollte man den unglücklichen Familien diesen Gebrauch, einen Ueberrest aus barbarischen Zeiten, der selbst in den entferntesten Tagen unerklärbar, streitig machen.

Nachdem das Mahl beendigt war, sprach der Abbé Dominique das Dankgebet, und Jedermann stand auf.

Der Graf von Penhoël ging auf die Thüre zu, deren zwei Flügel Hervey, — welcher, wohlverstanden, mit aller Welt am Tische gespeist hatte, — rasch öffnete.

Dann trat er zuerst hinaus, blieb aber an der Thüre stehen und lehnte sich an die Wand an.

Und als der erste Bauer aus dem Saale herauskam und an ihm vorüberging, sagte er zu ihm, indem er zum Zeichen der Dankbarkeit den Kopf neigte:

„Ich danke Dir So und so, daß Du meinen Sohn zu seinem Grabe begleitet hast."

Und so fort bis zum letzten Anwesenden.

Der Letzte war der Abbé Dominique.

Der Graf von Penhoël verbeugte sich vor ihm, wie er es bei den Anderen gethan hatte, und wie er den Anderen gedankt hatte, so dankte er auch ihm; als aber diese Pflicht erfüllt war, legte er seine Hand auf die Schulter des Mönches, heftete einen flehenden Blick auf ihn und sprach nur die zwei Worte:

„Mein Vater..."

Der Mönch verstand besser noch als die zwei Worte den Blick.

„Ich werde die Ehre haben, einige Zeit bei Ihnen zu bleiben, Herr Graf, wenn Sie es wünschen," sagte er.

„Ich danke, mein Vater," antwortete der alte Edelmann. Und nachdem er zum letzten Male den Anwesenden, welche von Hervey zurückgeleitet wurden, mit der Hand zum Abschiede zugewinkt hatte, zog er den Mönch nach einem Zimmer fort, das zugleich den Anblick eines Arbeitscabinets und eines Schlafzimmers hatte.

Hier bot er dem Abbé einen Stuhl an, nahm selbst einen andern und sprach:

„Das war sein Zimmer, wenn er hierher kam... Das wird das Ihrige sein, mein Vater, während der ganzen Zeit, die Sie im Thurme von Penhoël zu bleiben die Güte haben wollen."

CXLVI.

Die Reliquie des Vaters.

Ein Anderer als wir würde es versuchen, eine Idee von dem zu geben, was zwischen diesem seinen einzigen Sohn beweinenden Vater und diesem Mönche vorging, der ihm die letzten Augenblicke von seinem Sohne erzählte; doch uns behüte Gott, daß wir das unmögliche Werk versuchen, vom Schmerze eines Vaters, der seinen Sohn verloren, oder eines Sohnes, der seinen Vater verloren, Rechenschaft zu geben.

Nach einer Stunde düsterer Blicke auf die letzten Stunden von Colombau geworfen, führte der Graf von

Penhoël, so sehr der Mönch in ihn drang, um in einem andern Theile des Schlosses einquartirt zu werden, Dominique in das Zimmer seines Sohnes ein und zog sich dann zurück, um ihn ausruhen zu lassen.

Befürchtend, sein Anblick werde die Traurigkeit des unglücklichen Vaters nur vermehren, statt sie zu besänftigen, kündigte der Mönch am andern Morgen dem Grafen von Penhoël an, er werde noch an demselben Tage wieder abreisen.

„Das steht Ihnen frei, mein Vater," antwortete der Graf, und Sie haben schon so viel für mich gethan, daß ich es nicht wage, mehr zu verlangen. Ruft Sie indessen keine dringende Pflicht nach Paris zurück, so bitte ich Sie inständig, noch einige Tage bei mir zuzubringen; weit entfernt, mich noch trauriger zu machen, könnte mich der Anblick des Freundes meines Sohnes nur trösten, wenn ich getröstet werden könnte."

„Herr Graf, ich werde so lange, als Sie es wünschen, bei Ihnen bleiben," antwortete der Abbé.

Und sie brachten einen ganzen Monat mit einander zu.

Wie verlief jeder Tag? Wie der vorhergehende verlaufen war: indem man von Colombau sprach, indem man den Himmel anschaute, indem man die Ausdehnung des Oceans maß, indem man von jenen erhabenen Worten und jenen ernsten Gedanken austauschte, wie sie die Engel im Himmel austauschen. — Einer von diesen Tagen wird sie alle sagen.

Am Morgen kam der Graf zum Abbé; er reichte ihm stillschweigend die Hand, grüßte ihn mit dem Kopfe nickend, setzte sich auf einen großen Schämel von geschnitztem Eichenholze, und deutete mit seiner langen, bleichen Hand auf die Wogen, die sich auf der weiten Ebene des Oceans erhoben.

„Hier saß er," murmelte der alte Vater, ewig einem und demselben Gedanken preisgegeben, „und von diesem Platze aus, wo ich bin, tauchte sein Auge in die

Tiefe des Horizonts, wie es das meinige thut. Er begriff besser die Größe Gottes beim Anblicke des mächtigen Schauspiels der See; oft nahm er seine Weltkarte und legte sie hierher, auf den Rand des Fensters, und vom Ocean zur Erde, von der Erde zum Himmel übergehend, suchte sein Blick den dichten Schleier zu durchdringen, den Gott ganz mit Sternen besäet zwischen der Erde und sich ausbreitet... „Mein Vater" fuhr der Graf fort, ohne seinen Platz zu verlassen und mit dem Finger auf das Instrument deutend, „hier ist sein Planiglob, ich sehe noch seine auf diesen unbekannten Welten umherirrende Hand... Hier sind seine Rechtsbücher, seine Bücher über Medicin, Physik, Chemie, Botanik... Hier sind seine Flinte, seine Büchse, seine Rappiere... Hier sind seine Zeichnungscartons, sein Klavier, sein Virgil, sein Homer, sein Dante, sein Shakespeare, seine Bibel; denn, heilig oder profan, er bewunderte Alles, was schön war, er verehrte Alles, was groß war! Sollte man nicht glauben, wenn man dieses Zimmer sieht, er werde sogleich eintreten, uns zulächeln, sich setzen und mit uns sprechen?"

Der Greis ließ seinen Kopf auf seine Hand fallen, dann fügte er, diesmal wie mit sich selbst sprechend, bei:

„Eine von den letzten Nächten, die er hier zugebracht hat, — es war eine Sturmnacht, — es herrschte eine erstickende Hitze; ich konnte in meinem Zimmer nicht athmen; ich war traurig, als ob sich ein Todtenvogel um mein Haupt gedreht hätte. Ich erblickte Licht an seinem Fenster, und erstaunt, ihn um drei Uhr Morgens noch wach zu sehen, ging ich zu ihm. Wissen Sie, was er that, mein Vater? Er lernte eine neue Sprache, mein Vater: er studirte das Hebräische. Es war in der That eine wunderbare Organisation, eine erhabene Intelligenz. Die andern Menschen haben besondere Tendenzen, ein specielles Genie für dieses oder jenes Studium, für diese oder jene Wissenschaft. Er hatte das Verlangen, Alles zu wissen,

den Ehrgeiz, Alles zu lernen, die Fähigkeit, Alles zu ergründen. Glauben Sie mir, es ist nicht meine Liebe für ihn, die mich verblendet; es ist nicht mein Vaterstolz, der mich so sprechen macht. Fragen Sie alle diejenigen, welche ihn gekannt haben, seine Lehrer, seine Kameraden, Sie selbst, denn ich vergesse, daß er Ihr Freund war... Und wenn man bedenkt, daß ein paar Pfund Kohlen, träge Materie, diesen nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen zerstört haben! Mit ein wenig Rauch! ist das möglich, und gleicht das nicht wahrhaftig einem Hohne?..."

Dominique stand auf, ging auf den Grafen zu und reichte ihm stillschweigend die Hand.

„Wovon sprachen Sie, wenn Sie beisammen waren?" fragte der arme Vater.

„Von Gott und von Ihnen."

„Von mir?"

„Er liebte Sie so sehr!"

„Er hat eine Frau mehr geliebt, als er mich liebte, da seine Liebe für mich ihn nicht abgehalten hat, für diese Frau zu sterben."

Sodann, indem er wieder darauf zurückkam, daß er mit seinen eigenen Gedanken sprach, sagte er:

„Ja, es ist so, und beim Gleichgewichte der Natur muß es so seyn. Der junge Mann muß die Frau mehr lieben, die seinen Kindern das Leben geben wird, als er die Eltern liebt, die ihm das Leben gegeben haben. Hat nicht der Herr zum Weibe gesagt: „„Du wirst Deinen Vater und Deine Mutter verlassen, um Deinem Manne zu folgen?"" Er hat uns verlassen, um der Frau zu folgen, und die Frau hat ihn in das unbekannte Land geführt, das man den Tod nennt."

„Sie werden ihn dort eines Tages wiederfinden, Herr Graf."

„Glauben Sie das, mein Vater?" fragte der Graf seine durchdringenden Augen auf die von Dominique heftend.

„Ich hoffe es, mein Herr!" antwortete dieser.

„Sie haben ihn von seinem Verbrechen losgesprochen, nicht wahr?"

„Aus Herzensgrunde, mein Herr!"

„Ihre Absolution erschreckt mich für die anderen Väter. Welche entsetzliche Ermunterung zum Selbstmorde, wenn die Selbstmörder losgesprochen werden!"

„Oh! Herr Graf, der Tod Ihres Sohnes ist kein Selbstmord, es ist ein Märtyrthum. Denjenigen, welcher sich, um sein Vaterland zu retten, freiwillig in den Abgrund stürzt, absolvire ich. Es wird ein Tag kommen, Herr Graf, wo die Gesellschaften, gründlicher gesichert, mit kaltem Blute die Verbrechen der Gesellschaft richten können, wie man das Verbrechen des einzelnen Menschen richtet; es wird ein Tag kommen, wo der Codex, der ein Werk der Menschen ist, mit den Sympathien harmonirt, welche aus Gott entspringen. Das Kind, das wir beweinen, Herr Graf, Sie als ein Vater, ich als ein Bruder, ist als Opfer von einer dieser himmlischen Sympathien gestorben, welcher die Sitten einer barbarischen Gesellschaft Fesseln anlegen. Ein Mensch hat sich seinen Freund genannt und ihn abscheulich betrogen! Würde das Gesetz die Lüge bestrafen, so wäre der Tod nicht mehr die Zuflucht der ehrlichen Leute!"

„Ich danke, mein Vater," sprach der Graf; „ich danke Ihnen für Ihre guten Worte. Sie geben mir die Hoffnung, daß ich mich, wenn er von mir auf einige Zeit getrennt ist, in der Ewigkeit mit ihm wiedervereinigen werde."

Sodann aufstehend:

„Wir wollen ihn besuchen."

Beide gingen hinaus und wanderten nach dem Grabe.

Hier angelangt, bemerkte der Mönch, daß der Graf diesen Platz gewählt hatte, weil er ihn vom Fenster seines Zimmers aus sehen konnte. Dieses offene Fen=

ster deutete an, ehe er Dominique aufgesucht, habe der Graf schon dieses Grab begrüßt.

Beide setzten sich auf den Felsen, wo Dominique das Wasser geschöpft hatte, um den Sarg zu besprengen.

Es herrschte einen Augenblick ein tiefes Stillschweigen.

„Also," fragte der Graf, wie wenn er ein angefangenes Gespräch wiederaufnehmen würde, „Sie glauben fest an ein anderes Leben?"

Der Mönch brach einen Zweig von einer verkrüppelten Eiche ab, riß eine Knospe davon los, welche völlig todt zu sein schien, und zeigte dem Grafen im Herzen der Knospe den Keim der zukünftigen Knospe.

„Ja, ich begreife," sagte der Graf, „selbst der Tod hat seinen Lebenskeim; hier zeigen Sie mir aber nur den jährlichen Tod, das heißt den Schlaf. Der Baum, der dreihundert Jahre lebt, hat seine letzte Stunde wie der Mensch; der Winter ist nicht der Tod der Natur, es ist ihr Schlaf."

„Der Baum vegetirt aber, und lebt nicht," erwiederte Dominique. „Er spricht nicht, er denkt nicht, er hat keine Seele."

Der Graf antwortete nicht.

Im Zimmer von Colombau hatte sich seine Hand auf ein Buch gelegt, und aus Zerstreuung oder absichtlich, hatte er es mitgenommen.

Es war ein Band des großen Philosophen, den man Shakespeare nennt.

Er war auf folgende Stelle von König Lear gerathen, und ohne Zweifel fand er darin mit den Traurigkeiten seines Herzens schmerzliche, obgleich unbestimmte, entfernte Aehnlichkeiten.

Derjenige, dessen Seele einem großen Schmerze preisgegeben ist, ist beinahe unempfindlich für eine leichte Pein. Es verfolge Dich ein wildes Thier, und Du wirst fliehen; stößt aber Deine Flucht vor sich auf das Hinderniß eines brüllenden Meeres, so wirst Du umkehren und dem wil-

den Thiere die Stirne bieten. Ist die Seele frei, so ist der Körper zartfühlend und für den Schmerz empfindlich.

Und, als sollte das Beispiel neben die Lehre gesetzt werden, fing einer der kältesten Winde, welche je aus dem Marmorrachen des Westen hervorgekommen sind, an zu wehen und schien, den Grafen und Dominique überfallend, die Worte im Munde des Grafen und die Thränen in den Augen des Mönches in Eis verwandeln zu wollen.

Der junge Mann fühlte einen Schauer seinen ganzen Leib durchziehen und forderte den Grafen auf, ins Schloß zurückzukehren.

Er aber schien mit Shakespeare den Beweis geben zu wollen, daß bei den großen Leiden der Seele der Körper für den Schmerz unempfindlich ist; er blieb unbeweglich sitzen und fuhr in seiner Lesung mit sonorer Stimme fort.

So auf der Küste des Meeres sitzend, das anschwoll und brüllend sich zu seinen Füßen brach, glich der alte Graf wahrhaft dem Riesen der Schmerzen, den man den König Lear nennt. — Seine flatternden Haare, deren silberne Locken der Wind aufhob, vervollständigten die Aehnlichkeit; nur beweinte der Eine den Undank seiner Töchter, der Andere den Tod seines Sohnes.

Es ist an den Vätern, zu sagen, ob es nicht besser ist, ein todtes Kind zu beweinen, als ein undankbares Kind.

Der Graf war zu den schmerzlichen Klagen und zu dem düstern Anathem gekommen, das der englische Aeschylos dem Vater von Goneril, von Regan und von Cordelia auf die Lippen legt.

Wehet, Winde, entfesselt euch! Stürme, entfaltet eure ganze Wuth! Kataratte, Orkane, Gewitter gießt eure Ströme auf die Erde, begrabet unter eurem Gewässer die Spitze unserer Thürme! schwefelige Blitze, schnell wie der Gedanke, versenget meine weißen Haare! unversöhnlicher

Donner, der du das Weltall auf seiner Achse erschütterst, zerschmettere die Welt! zerbrich die Formen der Natur! vertilge alle Keime, welche den undankbaren Menschen hervorbringen!

Erschöpfet eure Flanken, Stürme; erschöpfet die Ströme von Regen und von Flamme, Winden, Donner und Gewitter; ihr seid nicht meine Kinder, ich klage euch nicht des Undanks an, ihr seid mir keinen Gehorsam schuldig. Uebet also an mir, nach eurem Belieben, alle wüthende Launen eurer grausamen Spiele: ich bin euer unterthäniger Sklave, ein armer, schwacher Greis, niedergebeugt unter der Last der Gebrechen und der Verachtung, und dennoch habe ich das Recht, euch feige Diener zu nennen, euch, die ihr euch vom Himmel herab mit undankbaren Kindern verbindet, um mir den Krieg zu erklären, euch, die ihr zum Ziele für eure Streiche ein altes, mit weißen Haaren bedecktes Haupt wählt... Oh! das ist von euch eine schmähliche Feigheit!

Und das Gesicht und die Geberden des Grafen von Penhoël stimmten ganz mit denen vom armen König Lear überein. Wie dieser, raufte er sich die Haare aus, und der Wind, der auf den ungeheuren Ocean zurücksprang, machte sie, Schneeflocken ähnlich, in der Luft wirbeln.

Andere Male, wenn der Morgennebel oder der Sturm der Nacht den Fußpfad, der sich längs dem Meere hinzog, ganz unbenützbar gemacht hatte, oder wenn die eisigen Märzregen wie scharfe Lanzenspitzen von einem bewölkten Himmel herabfielen, stieg der Graf, gefolgt von Dominique, entweder auf die Plattform, wo wir ihn den Leichnam seines Sohnes haben erwarten sehen, oder in das höchste Zimmer des Thurmes hinauf, das zur Zeit der Kriege von Provinz gegen Provinz oder von Herren gegen Herren zu einer Wachstube dienen mußte.

Hier, wie Priamus, der von den Thürmen Trojas herab den Leichnam seines Sohnes siebenmal um das Grab von Patroclus schleppen sieht, rief er sein Kind und recitirte die Wehklagen, welche der göttliche Homer dem alten König in den Mund legt.

Priamus der Große trat ein, ohne bemerkt zu werden, näherte sich Achilles, nahm in seine Arme die Kniee des Helden und küßte diese mörderischen Hände, diese entsetzlichen Hände, die ihm so viel Söhne tödteten. So, wenn das Geschick einen Menschen, der in seinem Vaterlande einen andern Menschen getödtet, erfaßt und zu einem fremden Volke hinausgestoßen hat, wenn dieser Mensch in das Haus eines reichen Mannes eintritt, wo er eine Zuflucht sucht, werden alle diejenigen, welche ihn sehen, von Erstaunen ergriffen; so war Achilles erstaunt, als er Priamus sah, einem Gotte ähnlich, und nicht minder erstaunt als Achilles, schauten die Anwesenden einander an.

Da richtete Priamus flehend folgende Rede an ihn:

„Den Göttern gleicher Achilles, erinnerst Du Dich Deines Vaters; er ist von demselben Alter wie ich und auf der tödtlichen Schwelle des Greisenthums. Vielleicht bedrängen ihn benachbarte Feinde und er hat Niemand, um weit von ihm den Krieg und den Tod zurückzuschlagen; doch dieser, da er von Dir sprechen hört und weiß, daß Du lebst, freut sich wenigstens in seinem Herzen, und hofft überdies alle Tage, er werde seinen theuren Sohn von Troja zurückkommen sehen. Ich aber bin ganz und gar unglücklich, da ich so viele tapfere Söhne im weiten Troja erzeugte, und keiner von diesen Söhnen mir gelassen worden ist . . . Ich zählte fünfzig, als die Achäer kamen; neunzehn waren aus demselben Schooße hervorgegangen, und meine Frauen hatten die anderen in meinen Palästen zur Welt gebracht . . . Der ungestüme Mars hat ihnen die Kniee gebrochen, und derjenige, welcher allein bei mir war, der die Stadt und uns vertheidigte, Du hast ihn kürzlich in dem Augenblicke getödtet, wo er für das Vaterland kämpfte . . . armer Hector!

„Und ich, ich komme nun um seinetwillen zum Schiffe der Achäer, um ihn loszukaufen, und ich bringe ungeheures Lösegeld. Achte die Götter, Achilles, und habe Mitleid mit mir; und Deines Vaters Dich erinnernd, bedenke, daß ich viel mehr zu beklagen bin als er, denn ich habe Dinge ertragen, wie sie noch kein anderer lebender Mensch auf Erden ertragen hat: das, die Hand gegen den Mund des Mannes auszustrecken, der meinen Sohn getödtet hat!"

An einem andern Tage war es der zehnte Gesang von Dante, der in den Geist des armen Vaters zurück-

kehrte. Was er aber in diesem zehnten Gesange sah, war nicht Farinata di Uberti, welcher mehr durch die Niederlage der Seinigen, als durch sein Feuerbett gequält wurde! Nein, es war die angstvolle Gestalt von Cavalcanti, diesem väterlichen Schatten, der an der Seite von Dante seinen Sohn sucht.

Und in der Sprache, in der sie gedichtet worden, wiederholte er die schönen Verse des florentinischen Verbannten.

Damals erhob sich von dem Theile, wo das Grab entdeckt worden war, der Kopf eines andern Schattens, der sich auf seinen Schooß gesetzt zu haben schien.

Das Gespenst schaute umher, als suchte es Jemand, und als seine Hoffnung verschwunden war, sagte es zu mir in Thränen zerfließend:

„Die Macht des Genius wird Dir dieses schwarze Gefängniß geöffnet haben. Wo ist mein Sohn, und warum erblicke ich ihn nicht an Deiner Seite?"

Und ich erwiederte ihm:

„Ich komme nicht durch meine Gewalt allein. Der Weise, der mich führt, ist hier bei uns . . . Vielleicht verachtete Euer Führer zu sehr diesen erhabenen Meister."

Seine Worte und die Art seiner Strafe hatten mir den Namen dieses Schattens geoffenbart. Meine Antwort war also genau.

Doch plötzlich sich aufrichtend, rief das Gespenst:

„Wie hast Du gesagt? Verachtete!.. Hat er aufgehört, zu athmen, und erfreut das sanfte Sonnenlicht seine Augen nicht mehr?"

Und da ich zu antworten zögerte, fiel er rücklings in seinen Sarg und zeigte sich nicht mehr.

Und den Kopf schüttelnd, pflegte er zu sagen, der arme Graf, der sich auf die Schmerzen verstand:

„Dieser litt am meisten, da er stillschweigend und ohne sich zu beklagen litt."

Und wie ein Vater, der ein blindes Kind leitet und lenkt, leitete und lenkte der Abbé dennoch allmälig den Schmerz des Greises auf den Weg der Resignation.

Wir haben gesagt, diese moralische Wiedergenesung, in welche Dominique den Vater von Colombau eintreten machte, habe ungefähr einen Monat gedauert.

Man war zur Mitte des Märzes gekommen, als eines Morgens vor der Stunde, wo der Graf beim Abbé Dominique zu erscheinen pflegte, der Abbé Dominique beim Grafen erschien.

Er hielt einen Brief in der Hand, und seine Stirne hatte einen zugleich freudigen und besorgten Ausdruck.

„Herr Graf," sagte er, „so lange mich nichts Gebieterisches nach Paris zurückrief, bin ich hier bei Ihnen geblieben; heute aber muß ich Sie verlassen."

„Schlechterdings?" fragte der Graf.

„Hier ist ein Brief von meinem Vater, der mir mittheilt, er komme in Paris an, und seit fast acht Jahren habe ich meinen Vater nicht gesehen."

„Ihr Vater, Dominique, ist ein glücklicher Mann, daß er einen solchen Sohn hat. Reisen Sie, mein Freund, ich halte Sie nicht zurück."

Doch das Datum seines Briefes und die wahrscheinliche Ankunft seines Vaters in Paris berechnend, gab der Abbé dem Grafen noch vier und zwanzig Stunden, und man kam überein, Dominique sollte erst am folgenden Tage abreisen.

Der Tag war, was die anderen Tage gewesen waren, mit einer Verdoppelung von Traurigkeit mehr.

Man brachte den letzten Abend im Zimmer von Colombau zu.

Es wurde die Revue von Allem dem gemacht, was in diesem Monat, den der Vater ins Unendliche hätte verlängern mögen, gesagt worden war.

Der Graf bat Dominique inständig, sobald ihn seine Pflichten nicht mehr in Paris zurückhalten, wiederzukommen. Der Abbé Dominique machte sich hiezu von ganzem Herzen verbindlich. Er versprach ihm überdies, mit ihm sogleich bei seiner Ankunft in Paris einen

Briefwechsel zu eröffnen, welcher eben so kostbar für den Vater als für den Freund sein sollte.

Sie sprachen so mit einander bis tief in die Nacht hinein, ohne nach der Stunde zu schauen und ohne sich darum zu bekümmern.

Dominique erzählte aufs Neue und wohl zum zehnten Male dem Grafen von Penhoël, unter welchen Umständen er seinen Sohn hatte kennen lernen. Er gab ihm eine ins Einzelne gehende Mittheilung der geringsten Vorfälle seines Lebens in Paris; sodann, als er vom Grafen immer gedrängt, weiter zu gehen, zur Hauptsache vom Tode des jungen Mannes kam, hielt er zögernd inne.

„Fahren Sie fort," sagte der Graf.

Doch mit dem Vater von dieser Frau sprechen, die den Tod seines Sohnes verursacht hatte, das war ein Gegenstand, den er bis dahin noch nicht in Angriff genommen; es wäre sogar, sollte dieser Vater es fordern, eine furchtbare Pflicht, die er zu erfüllen hätte. Es war also ganz natürlich, daß das Wort auf den Lippen von Dominique stillstand.

„Fahren Sie fort," wiederholte der Graf mit Festigkeit.

„Sie wollen, daß ich von ihr rede?" fragte der Priester.

„Ja!.. Wer ist das Mädchen, das er liebte?"

„Eine Heilige, so lange er gelebt hat, eine Märtyrerin, seitdem er todt ist!"

„Sie haben sie gekannt, mein Freund?"

„Wie ich Colombau gekannt hatte."

Und nun erzählte er ihm die Pietät von Carmelite für ihre Mutter; wie, als die Mutter ohne Beichte gestorben, man ihn geholt habe, damit man sie nicht ohne Gebete begrabe; wie Colombau Carmelite bei dieser Todtenwache habe kennen lernen. Dann erzählte er die Ankunft von Camille, das Leben der drei Freunde, die Abreise von Colombau, seine Rückkehr, die Abreise

von Camille, das lange Warten von Carmelite, die Liebe der zwei jungen Leute während dieser Abwesenheit, den die Rückkehr des Creolen ankündigenden Brief, und endlich die entsetzliche Katastrophe, bei der der Eine unterlag und die Andere fortlebte.

Der Graf hörte diese ganze Erzählung unbeweglich, die Hände gekreuzt, den Kopf zurückgelehnt, die Augen auf den Plafond geheftet. Zuweilen durchfurchte eine stille, verborgene Thräne die Wangen des Greises.

Als Dominique geendigt hatte, rief er:

„Sie wären so glücklich bei mir in diesem alten Thurme von Penhoël gewesen!"

Dann fügte er mit einem Seufzer bei:

„Und ich, ich wäre so glücklich bei ihnen gewesen!"

„Herr Graf," sagte Dominique, als er den Greis in dieser Stimmung des Geistes oder vielmehr des Herzens sah, „werde ich der unglücklichen Carmelite nicht die Verzeihung des Vaters von Colombau bringen?"

Der Graf bebte und schien einen Augenblick zu zögern.

Dann sprach er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Gebetes, die Hände zum Himmel erhebend:

„Gott vergebe diesem Mädchen, wie ich ihm vergebe!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, stand er auf und ging mit dem festen, regelmäßigen Schritte, der bei ihm Gewohnheit war, auf seinen Secretär zu.

Das Zimmer, in welchem eine einzige Lampe, die dem Erlöschen nahe, brannte, war dunkel. Er tappte einen Augenblick herum, um den Schlüssel zu finden, fand ihn, schlug die Klappe des Secretärs nieder, öffnete eine Schublade und steckte die Hand hinein mit der Sicherheit eines Mannes, welcher weiß, wo er auf den ersten Griff finden muß, was er sucht.

Er zog ein mit Seidenpapier umwickeltes Päckchen heraus.

Alsdann näherte er sich dem Abbé und zugleich der Lampe.

Der Abbé reichte ihm die Hand.

„Dank! Dank, daß Sie der armen Frau vergeben haben. Ihre Vergebung ist das Leben der Unglücklichen!"

„Mein Vater," erwiederte der Greis, „es ist damit nicht genug, daß ich ihr vergebe, und ich denke mit Schrecken an ihre Verzweiflung, daß sie ihn überlebt hat. Ich beklage sie von ganzer Seele, und ich gelobe, so oft ich für ihn bete, zugleich auch für sie zu beten. Als Unterpfand der Erinnerung an die Frau, die mein Sohn gewählt hatte, gebe ich ihr endlich den einzigen Schatz, der mir in dieser Welt bleibt: das ist die blonde Haarlocke, welche seine Mutter am Tage seiner Geburt von seinem Kopfe geschnitten hat."

Bei diesen Worten öffnete er das Papier, nahm eine Feder und schrieb auf das Papier folgende paar Worte:

„Vergebung und Segen der Frau, die mein Colombau geliebt hat."

Und er unterzeichnete:

„Graf von Penhoël."

Dann hob er die Haarlocke zu seinen Lippen empor, küßte sie lang und zärtlich, und reichte das Papier dem Mönche.

Dominique weinte und versuchte es nicht einmal, seine Thränen zu verbergen; denn es waren nicht mehr Thränen des Schmerzes, es waren Thränen der Bewunderung, die er vergoß.

Er bewunderte die Größe dieses Vaters, der sich seiner kostbarsten Reliquie zu Gunsten der Frau beraubte, die den Tod seines Sohnes verursacht hatte.

Und am andern Morgen, — nachdem sie bei Sonnenaufgang dem Grabe von Colombau einen Besuch gemacht hatten, — umarmten sich die zwei Freunde und sagten sich auf Wiedersehen, ohne zu wissen, es sollten so entsetzliche Ereignisse zwischen ihnen vorgehen, daß sie sich nur im Himmel wiedersehen würden.

CXLVII.

Der Engel des Trostes.

Lassen wir den alten Grafen mit gebeugtem Haupte vor dem Grabe seines Sohnes sitzen und kehren wir zu der armen Verzweifelten zurück, die man Carmelite nennt.

Die Wohnung, die sie in der Rue de Tournon inne hatte, bestand aus drei Zimmern wie ihre Wohnung in der Rue Saint-Jacques. Sie war, wie wir erwähnt haben, durch die Sorge ihrer drei Freundinnen: Regina, Frau von Marande und Fragola, meublirt und ausgeschmückt worden; diejenige aber, welche, — vielleicht genauer als die Andern mit dem Charakter von Carmelite bekannt, — dem Ganzen den Ton gegeben und besonders bei der Anordnung des Schlafzimmers präsidirt hatte, war Fragola.

In dieses Schlafzimmer waren übrigens alle Gegenstände gekommen, mit denen der Pavillon von Colombau meublirt gewesen war: besonders das Klavier, wo er und Carmelite jene letzte Symphonie gesungen hatten, — der Schwanengesang, der den Tod der zwei Liebenden prophezeien sollte, jedoch nur den Tod von einem Einzigen prophezeit hatte.

Die zwei Freundinnen von Carmelite, Regina und Frau von Marande, wollten sich diesem vollständigen Uebergange der Meubles von Colombau in das Zimmer von Carmelite widersetzen, doch Fragola begriff ihre Befürchtungen und beharrte darauf.

„Ja, allerdings, meine Schwestern," sagte sie, „handelte es sich um eine Andere als Carmelite, so wäre das, was ich von Euch zu thun verlange, und was ich trotz Eurer Einwendungen thun werde, eine

Unklugheit, vielleicht sogar eine Grausamkeit. Eine Frau, welche Colombau mit einer gewöhnlichen Liebe geliebt hätte, würde Anfangs einen gewissen Trost darin gefunden haben, unter den Erinnerungen dieser Liebe zu leben; allmälig aber, und sowie die Zeit verlaufen wäre, und die Vergessenheit wäre auf die Oberfläche ihres Schmerzes emporgestiegen, wären diese Gegenstände, statt für sie ein Motiv des Trostes zu sein, ein Motiv des Ueberdrusses, sodann der Ermüdung geworden, und eines Tags endlich, wenn sie völlig von dieser Liebe geheilt gewesen wäre, vielleicht ein Motiv des Vorwurfs. Doch seid unbesorgt, meine Schwestern, ich kenne Carmelite, und es ist bei ihr nicht so: ihr Schmerz wird ewig währen wie ihre Liebe, und dieses Zimmer wird ein Tabernakel werden, wo, wie in einer heiligen Arche, die Erinnerung an Colombau leben wird. Machen wir es also, wie ich Euch sage, und in zehn Jahren wird Euch Carmelite, wie heute, danken."

Man gab Fragola Vollmacht in Betreff des Schlafzimmers, und das Mädchen seinerseits ließ alle Freiheit seinen Gefährtinnen bei den andern Zimmern.

Statt der Vorhänge mit den lebhaften Farben, statt des buntscheckigen Tapetenwerks, womit Camille die Wände des kleinen Hauses in Meudon bedeckt hatte, drapirte Fragola sodann Alles mit einer strengen Einfachheit; das war das Haus mit den braunen, düstern Nuancen einer Witwe, und nicht die heitere, singende Wohnung eines Mädchens. Carmelite fühlte sich bei ihrem Eintritte von einem unbeschreiblich melancholischen Eindrucke ergriffen, bei dem es ihrem Herzen so behaglich wurde, als es, in einer entgegengesetzten Sphäre, dem von Rose-de-Noël, da sie ihren Hundestall der Rue de Triperet mit ihrem Paradiese in der Rue d'Ulm vertauschte, gewesen war.

In dem Augenblicke, wo dieses Kapitel beginnt, lag Carmelite, immer bleich, — sie sollte diese Blässe bis zum Tode behalten, — noch schwach, auf einer

langen Causeuse ausgestreckt und betrachtete mit Augen, in denen sich eine unbeschreibliche Schwermuth malte, eine junge Frau, welche bei ihr auf einem ziemlich hohen Polster saß und ihr vollends eine düstere Geschichte erzählte.

Diese junge Frau war Fragola.

Man erinnert sich, daß das reizende Kind Salvator um die Erlaubniß gebeten hatte, nichts für Carmelite geheim halten zu dürfen, und daß Salvator diese Erlaubniß gegeben hatte.

Mit dem Verstande des Herzens, der sich fast bis zum Genie erhebt, sagte Fragola sich selbst:

„Carmelite wird vielleicht im Körper genesen, doch sie wird sicherlich nie in der Seele genesen. Es soll eine neue Wissenschaft geben, die man Homöopathie nennt; diese Wissenschaft ist die Kunst, durch ähnliche Leiden zu curiren. Nun wohl, erzähle ich Carmelite eine Geschichte, welche noch trauriger als die ihrige, so ist es möglich, daß Carmelite, — dieses Goldherz, diese Engelsseele, sie, die fähig ist, Alles zu begreifen und zu fühlen, — aufhört, Thränen zu vergießen, wenn ich ihr sage: „„Meine Schwester, es ist genug geweint; meine Schwester, es ist genug gelitten. Vergießest Du alle Deine Thränen, über Deine eigenen Uebel, was wird Dir für die Schmerzen der Anderen bleiben? Glaubst Du denn, Du seist die einzige Trostlose auf Erden gewesen? Weißt Du nicht, daß es so tiefes Elend gibt, daß Dein Auge sich, dem Schwindel preisgegeben, bevor Du es sondirt hättest, schließen würde? Und ich, die ich mit Dir rede, habe Gesichter gekannt, welche die Thränen ausgehöhlt haben, wie die Waldbäche Schluchten aushöhlen. Doch ich kenne auch muthige Seelen in schwachen Körpern, welche, statt zu weinen, die Thränen der Andern getrocknet haben; welche, statt zu sterben, gekämpft haben!“““

Und da hatte die arme mit achtzehn Jahren so hart geprüfte Fragola Carmelite ihr eigenes Leben erzählt,

das heißt ein Leben der Leiden, ohne Ruhe und Rast, das sich jedoch völlig verändert an dem Tage, wo sie im reizenden Hafen der Rue Mâcon, unter dem Hauche der Liebe von Salvator eingelaufen.

Wir werden vielleicht eines Tags dieses Leben erzählen; doch wann? doch wie? wir wissen es jetzt nicht, vertieft, wie wir sind, in die Serie von Ereignissen, welche den Knoten unseres Buches bildet.

Carmelite hatte zugehört, geweint, geschauert; dann hatte sie unter dem Gewichte eines tiefen Eindruckes gesagt:

„Oh! theure Schwester, Du bist auch hart vom Schmerze geprüft worden. Umarme mich und laß uns die Thränen unserer Jugend vermengen, wie wir die Freuden unserer Kindheit vermengt haben.“

Da stürzte Fragola in die Arme ihrer Freundin, und so, eng verschlungen, die schwarzen Haare von Carmelite mit den blonden Haaren von Fragola vermischt, die bleichen Lippen der Einen an die Purpurlippen der Andern geklebt, athmeten sie in einem langen Kusse ihre gemeinschaftlichen Schmerzen ein, und der Engel des Trostes breitete seine weißen Flügel über ihren Häuptern aus.

Dann sprach Carmelite, welche in sich selbst hinabgestiegen war, nach einem langen Stillschweigen:

„Du hast Recht, Fragola, es ist das Eigenthümliche der schwachen Seelen, daß sie sich vom Schmerze besiegen lassen. Durch den Schmerz werden im Gegentheile die Herzen wie das Deinige geläutert und wiedergeboren. Dank Dir, meine Schwester, für Deine heilsame Lehre! Von dieser Stunde an werde ich Dein Beispiel befolgen, und wie Du durch die Liebe vom Tode errettet worden bist, so will ich von der Hand der Arbeit geführt ins Leben zurückkehren. Eines Tags sagte er mir, ich sei zu einer großen Künstlerin geboren. Er soll sich nicht getäuscht haben: der Mund meines Colombau konnte nicht lügen . . . Ich werde

diese große Künstlerin werden, Fragola. Man sagt, es bedürfe oft eines großen Schmerzes, um ein großes Genie zu machen: an großen Schmerzen hat es mir nicht gefehlt. Gott sei Dank; sein Wille geschehe! Ich werde von der Kunst ihre geheimnißvollen und erhabenen Tröstungen verlangen. Bekümmere Dich also nicht mehr um mein Leben, theure Schwester meiner Seele! Ich werde an Dich denken, und ich werde stark sein; ich werde an ihn denken, und ich werde groß sein."

„Gut, Carmelite!" erwiederte Fragola, „und sei überzeugt, daß Dir Gott einst den Ruhm bewilligen wird, wenn nicht das Glück!"

In dem Augenblicke, wo Fragola diese Worte vollendete, hörte man an der Thüre klingeln.

Bei diesem Geräusche, das indessen durchaus nichts Beunruhigendes hatte, vermehrte sich die Blässe von Carmelite dergestalt, daß Fragola im Glauben, ihre Freundin sei im Begriffe, in Ohnmacht zu fallen, einen Schmerzensschrei ausstieß.

„Was hast Du denn?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht," erwiederte Carmelite, „doch es hat mich eine seltsame Empfindung ergriffen."

„Wo?"

„Im Herzen."

„Carmelite . . ."

„Höre, entweder werde ich wahnsinnig, oder die Person, welche geklingelt hat, bringt mir Nachrichten von Colombau."

Die Kammerjungfer von Carmelite trat ein.

„Will Madame einen Priester empfangen, der von Bretagne kommt?"

„Der Abbé Dominique!" rief Carmelite.

„In der That, Madame, er ist es; nur hatte er mir verboten, seinen Namen zu sagen, aus Furcht, dieser Name könnte einen zu peinlichen Eindruck auf Madame machen."

Die Stirne von Carmelite bedeckte sich mit einem

kalten Schweiße. Sie preßte krampfhaft die Hand von Fragola.

„Nun," fragte sie, „was sagte ich Dir?"

„Erhole Dich, Carmelite," erwiederte Fragola, indem sie ihr mit ihrem Taschentuche über die Stirne strich; „erhole Dich, meine Schwester. Wirst Du so wiedergeboren? Du erbleichst beim ersten Kampfe; und welche süßere Prüfung konnte Dich die Vorsehung erdulden lassen, als die, daß sie Dir diesen Freund der Vergangenheit sandte?"

„Du hast Recht, Fragola," sprach Carmelite; „doch schau mich nun an: ich bin stark."

Sodann sich gegen ihre Kammerfrau umwendend:

„Lassen Sie Herrn Dominique eintreten."

Der Abbé trat ein.

Es wäre ein herrliches Bild für einen Maler zu machen gewesen, der den Ausdruck dieser drei Gestalten hätte erfassen können: das Bild des Priesters auf der Thürschwelle, wie er zum Zeichen des Segens die Hand über diese zwei Mädchen ausstreckte, welche einander im Arme hatten.

„Seien Sie gegrüßt, meine Schwestern!" sagte der Mönch, indem er sich an die zwei Mädchen wandte, dabei sich aber ganz besonders vor Carmelite mit der Ehrfurcht verbeugte, die man für eine Witwe hat.

Die zwei Mädchen grüßten ebenfalls, Fragola, indem sie aufstand, Carmelite, indem sie den Kopf neigte, denn ihr armer Körper war so schwach, daß sie nicht daran denken durfte, sich vor einigen Tagen aufrecht zu halten.

Fragola rückte einen Lehnstuhl gegen den Abbé.

Er dankte Fragola mit dem Kopfe nickend, stützte nur eine von seinen Händen auf die Lehne, ohne sich zu setzen, und sprach:

„Meine Schwestern, ich komme von einer langen und schmerzlichen Pilgerfahrt: ich kehre vom Schlosse Penhoël zurück."

Bei diesen Worten bedeckten sich die Wangen von Carmelite mit einer solchen Blässe, daß Fragola, welche stand, vor ihr auf die Kniee fiel, ihre Hände in den ihrigen drückte und zu ihr sagte:

„Meine Schwester, erinnere Dich Deines Versprechens."

„Vom Schlosse Penhoël," murmelte Carmelite; „also haben Sie den Grafen gesehen?"

„Ja, meine Schwester."

„Oh! unglücklicher, unglücklicher Vater!" rief Carmelite, denn sie begriff wohl, es habe für ein anderes Herz einen Schmerz so groß als der ihrige, wenn nicht noch größer, geben müssen.

Der Priester errieth Alles, was in der Seele des Mädchens vor sich ging, und welchen Bangigkeiten diese Seele preisgegeben sein mußte.

„Der Graf von Penhoël," sagte er, „ist ein würdiger und edler Vater. Er beklagt Sie, meine Schwester, und ich bringe Ihnen seinen Segen."

Carmelite stieß einen Schrei aus; sie hatte Kraft genug, um aufzustehen, und auf ihre Kniee gleitend, befand sie sich zu den Füßen des Abbé Dominique.

„Ah! mein Vater! mein Vater!" sprach sie in Thränen zerfließend, „er hat mich also nicht verflucht . . ."

Sie konnte nicht mehr sagen: ihre Augen schloßen sich, ihr Gesicht wurde weiß wie Alabaster, ihre Arme streckten sich auf die Kissen des Lehnstuhls aus, sie ließ ihren Kopf auf ihre Arme sinken, und mit einem Seufzer, der wie der letzte klang, schien das Leben aus dieser schwachen Hülle zu entfliehen.

„Mein Gott!" sprach mit frommem Tone der Mönch, als er das leblose Gesicht des Mädchens sah, „willst Du aus Deinem Diener einen neuen Todesboten machen?"

Fragola hatte bei der Hand alle Salze, deren sie sich bei solchen Umständen bediente, denn die Ohnmachten von Carmelite waren häufig. Sie ließ sie Salze

einathmen; sodann, als sie sah, daß dieselben ungenügend waren, rieb sie ihre Schläfe mit Essig.

Die Ohnmacht blieb beharrlich, und nichts deutete an, Carmelite sollte wieder zu sich kommen.

Fragola ging an den Tisch; sie nahm hier einen Flacon, dessen sie sich bei den verzweifelten Fällen bediente. Es war Essigsäure, mit der sie die Brust ihrer Freundin einzureiben pflegte, wenn die Ohnmachten auf eine beunruhigende Art fortwährten.

„Mein Vater," sprach sie zu dem Mönche, „würden Sie wohl die Güte haben, in daß anstoßende Zimmer zu gehen?"

„Ich entferne mich, meine Schwester," erwiederte Dominique. „Ich werde selbst zu Hause erwartet, und um eine Pflicht zu erfüllen, die ich für heilig erachtete, bin ich zuerst hierher gekommen. Sie möge mir verzeihen, daß ich ihr mit so wenig Schonung die Worte des Vaters meines Freundes überbracht habe."

Hienach legte er in ihre Hand die Reliquie, welche er vom Grafen von Penhoël empfangen hatte, und deren ganzen Werth er Fragola mit ein paar Worten erklärte, und er ging ab, das Mädchen ihrer frommen Sorge überlassend.

Einige Reibungen genügten, um das Leben wieder in diesen unbeweglichen Körper zu bringen, welcher seelenlos zu sein schien. Carmelite kam zu sich, öffnete die Augen, und suchte vor Allem den Abbé Dominique.

„Wo ist er?" fragte sie mit erstaunter Miene; „oder habe ich vielmehr nur einen Traum gemacht?"

„Nein," erwiederte Fragola, „er war da."

„Dominique, nicht wahr?"

„Ja."

„Wo ist er hingekommen?"

„Du bist ohnmächtig geworden, und aus Discretion hat er sich entfernt."

„Oh! wie gern möchte ich ihn wiedersehen!“ rief Carmelite.

„Du wirst ihn wiedersehen, doch morgen, später vielleicht, wenn Du die Kraft haben wirst, ihn anzuhören und ihm zu antworten.“

„Oh! ich bin stark! ich bin stark!“ rief Carmelite. „Bedenke doch, daß ich ihn um tausend Einzelheiten zu fragen habe: er hat ihn zuletzt verlassen. Wo ist er? wo ruht er? Nicht wahr, Fragola, wir machen eine Pilgerfahrt nach seinem Grabe?“

„Ja, meine Schwester, ja, sei ruhig.“

„Sprach er nicht zu mir von seinem Vater? sagte er mir nicht, sein Vater habe mir verziehen, sein Vater habe mich gesegnet?“

„Ja, er hat Dir verziehen; ja, er hat Dich gesegnet. Du siehst also, daß Gott mit Dir ist.“

„Oh!“ murmelte Carmelite, auf ihre Causeuse zurückfallend, „ich bin nicht mit ihm!“

Und sie faltete die Hände und betete ganz leise, die Lippen bewegend, doch ohne daß man die Worte hörte, die sie sprach.

„So ist es gut,“ sagte Fragola, „bete, arme, theure Seele, Alles ist im Gebete: die Ruhe, der Trost, die Stärke. Bete, schließe Deine schönen Augen, und suche zu schlummern.“

„Ei! könnte ich es?“ fragte Carmelite; „hier, nimm meine Hand.“

„Sie glüht vor Fieber.“

„Mir scheint, Fragola, ohne das Fieber würde ich nicht leben.“

Fragola kniete wieder vor ihrer Freundin nieder, nahm die Hände von Carmelite in die ihrigen und sprach:

„O meine Schwester, wo ist denn die Stärke, auf die Du vorhin so stolz warst? Das erste Wort hat Dich gebeugt wie ein Rohr, gebrochen wie eine Blume.

Du hast mich getäuscht, doch Du täuschst Dich selbst: Du bist nicht so stark, als Du glaubtest!"

„Ich habe mich auf den Schmerz vorbereitet, und nicht auf die Freude. Ich wäre gegen den Schmerz stark gewesen, ich war schwach gegen die Freude."

„Arme Freundin!"

Carmelite drückte krampfhaft die Hände von Fragola.

„Nicht wahr, er hat gesagt, er werde wiederkommen?"

„Ja."

„Wann?"

„Bald; aber . . ."

„Was denn?"

„Damit Du geduldig seine Wiederkehr erwartest . . ."

„Nun?"

„Hat er mir etwas für Dich zurückgelassen."

Diesmal rückte Fragola, wie man sieht, nur Schritt für Schritt vor. Sie befürchtete eine zweite Krise, welche bei dem Zustande der Schwäche von Carmelite ernster werden konnte, als die erste.

„Etwas für mich?" rief Carmelite. „Oh! so gib geschwinde!"

„Warte ein wenig," erwiederte Fragola, indem sie ihren Arm um den Hals von Carmelite schlang, sie an sich zog und küßte.

„Warum warten, Fragola?"

„Ei!" sagte das Mädchen, „weil . . ."

Sie zögerte.

„Weil . .?" wiederholte Carmelite.

„Weil es ein Glück ist, und ich Dich darauf vorbereiten will."

„Mein Gott! Du machst mich sterben."

„Um Dich besser aufleben zu machen, theure Schwester."

„Sprich, sprich schnell, ich will es! was hat Dir der gute Dominique für mich hinterlassen?"

„Ein Geschenk."

„Ein Geschenk, mir?" fragte Carmelite erstaunt.

„Ein Geschenk, das Dir der Graf von Penhoël macht, eine kostbare Gabe . . . ein Schatz!"

Und sie lächelte mit ihrem Engelslächeln zwischen jedem Worte.

„Fragola, ich bitte inständig," sagte lebhaft, fast ungeduldig Carmelite, „gib mir das, was Du mir zu übergeben hast."

„Erlaube mir, Dich wie ein Kind zu behandeln, Carmelite."

Carmelite ließ ihren Kopf auf ihre Brust sinken.

„Mache, was Du willst," sagte sie, „nur befürchte, mich über meine Kraft zu reizen."

„Du bist nun niedergeschlagen, Du bist nahe daran, ruhig zu sein; von da bis zur Kaltblütigkeit ist es nur ein Schritt. Habe den Willen, und Du wirst stark sein."

„Sieh!" sagte Carmelite.

Und sie lächelte Fragola zu.

„Willst Du noch etwas Besseres?" fuhr sie fort; „denn Du hast Recht, immer Recht! Ich will, so lange es Dir beliebt, meinen Kopf auf Deine Brust legen, und erst in einer Viertelstunde wirst Du mir das Geschenk des Grafen von Penhoël geben . . ."

Sie machte eine Anstrengung, lächelte und fügte bei: „Des Vaters von Colombau."

„Ah!" erwiederte Fragola, ebenfalls lächelnd, „Du bist eine Heldin, und ich werde Dich nicht warten lassen."

Sie stand auf, und Carmelite war es nun, die sie zurückhielt.

„Fragola, meine edle, meine fromme Fragola," sprach sie, „wer hat Dich, besser als die berühmtesten Aerzte, diese Wissenschaft des Herzens gelehrt, mit der Du meine Wunden heilst? Ah! das Leben wird mir sanft dünken, so lange ich Dich bei der Hand halte."

„Gut," sagte Fragola, „man muß das Kind für seinen Gehorsam belohnen."

Und sachte ihre Hand von der ihrer Freundin losmachend, nahm sie hinter der Causeuse von einer Chiffonnière von Rosenholz, wo sie dieselbe niedergelegt hatte, die Reliquie des Grafen, reichte das Papier Carmelite offen, und sprach die eigenen Worte des Grafen wiederholend:

„Seine Mutter hat sie am Tage seiner Geburt von seinem Kopfe geschnitten."

„Gott der Güte!" rief Carmelite, auf die Haarlocke mit der Wuth einer Löwin losstürzend, die ihr Kleines wiederfinden würde; „Gott der Güte! es sind Haare von meinem Colombau!"

Und zum ersten Male wurde das Herz des Mädchens, leer und kalt wie ein Grab seit dem Tode von Colombau, von einem unaussprechlichen Glücke überströmt.

Und sie nahm die Haarlocke, drehte sie in allen Richtungen, küßte sie tausendmal, bedeckte sie mit Thränen, hob sie bis an die Lippen von Fragola empor und sprach:

„Du liebtest ihn auch wie einen Bruder; küsse seine schönen Haare, o meine Schwester!"

CXLVIII.

Das Portrait des heiligen Hyacinth.

Die Rue du Pot-de-Fer, parallel mit der Rue Férou und der Rue Cassette, war eine der düstersten Straßen des Faubourg Saint-Germain in der Zeit, in welcher sich die Ereignisse zutrugen, die wir erzählen. Das Gras wuchs darin in den Zwischenräumen der Pflastersteine, mit der Ueppigkeit, deren Ursache die Seltenheit der Vorübergehenden hinreichend erklärt. Man hätte glauben sollen, es sei das Gehäge eines Pfarrhauses, oder der Eingang eines Dorffriedhofes, so sehr flößte diese Straße tiefe Ruhe und stille Melancholie ein.

War sie aber düster auf der Seite der Rue du Vieux-Colombier, wo sie beginnt, so war sie dagegen ziemlich hell auf der Seite der Rue de Vaugirard, wo sie endigt. Auf diesem Punkte gegen den Luxembourg mündend, empfing sie alle Strahlen, mit denen die Sonne den Garten des Palastes der Medici übergießt; und für einen Gelehrten, für einen Philosophen oder für einen Dichter war in dieser stillen, grünen Straße wohnen ein Zaubertraum.

Hier wohnte, wie wir schon gesagt zu haben glauben, Fra Dominico Sarranti; er hatte den zweiten Stock eines dem Hotel der Grafen von Cossé-Brissac gegenüber liegenden Hauses inne. Die drei Zimmer, welche seine Wohnung bildeten, waren gleichförmig mit Oel, wie die Wände einer Zelle, im Tone der weißen Wolle seiner Robe angemalt. Sieben bis acht Bilder von spanischen Meistern, eine Skizze von Lesueur und eine Skizze von Dominichino offenbarten hinreichend den künstlerischen Geschmack des Miethsmannes.

Nach diesem Punkte der Rue du Pot-de-Fer wandte sich der Abbé Dominique, als er die Rue de Tournon verließ. Unter Freudenschreien, mit denen sie seine Ankunft begrüßte, überreichte ihm die Concierge einen Brief, bei dessen Anblick allein die ernste Miene des jungen Mannes sich aufhellte: er hatte die Handschrift erkannt, und dieser Brief war von seinem Vater.

Dominique öffnete ihn rasch. Er enthielt folgende Zeilen:

„Mein lieber Sohn, ich bin seit gestern Abend unter dem Namen Dubreuil in Paris. Mein erster Besuch war Dir bestimmt: man sagt mir, Du seist noch nicht zurückgekommen, man habe Dir jedoch meinen ersten Brief zugeschickt, und Du könnest folglich nicht säumen. Kämest Du heute Nacht oder morgen früh, so finde Dich um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche, beim dritten Pfeiler, wenn man links eintritt, ein."

Keine Unterschrift; doch für Dominique war die fieberhafte Handschrift seines Vaters wohl erkennbar. Ueberdies rechtfertigte seine Flucht in Folge des Complottes vom Jahre 1820 diese Vorsichtsmaßregel; er befürchtete ohne Zweifel beunruhigt zu werden, und der Leser weiß schon, — Dank sei es der Unterredung von Herrn Jackal und von Gibassier, — daß diese Befürchtungen nicht ganz illusorisch waren.

„Armer Vater," murmelte der Abbé, während er in seine Wohnung hinaufging, — denn da das Rendez-vous erst für Mittag war, so hatte er noch eine Stunde zu warten; — „armer Vater, gutes, vortreffliches Herz, das Alter ist über Dein Haupt hingegangen, ohne einen Schlag Deines Pulses, einen edlen Gedanken Deines Geistes wegzunehmen. Du kommst nach Paris zurück, mitten unter die Gefahren, die Du kennst, und unter die, welche Du nicht kennst, um ein neues, hochherziges Unternehmen zu wagen. Gott gewähre Dir den Lohn

für Deine fromme Ergebenheit und für Deine muthige, beharrliche Resignation. Oh! mein Vater, ich, ich bringe Dir mehr als das Leben, ich bringe Dir den Beweis der Unschuld an einem Verbrechen, das Du nicht nur nicht begangen hast, sondern von dem Du nicht einmal vermuthest, daß Du desselben bezüchtigt bist."

Und während er die Treppe hinaufstieg, steckte er die Hände in die Falten seiner Robe, um darin die Erklärung zu suchen, die er von Herrn Gérard auf seinem Sterbebette erhalten und, da er an demselben Tage nach der Bretagne abgereist war, mitgenommen hatte.

Er trat in sein seit fast fünf Wochen verlassenes Zimmer ein und fand mit einem Gefühle tiefer Melancholie die ruhige, einsame kleine Wohnung wieder, aus der er fortgerissen worden war, wie ein Vogel fern von seinem Neste in einem Sturmwirbel weggetragen wird.

Ein schöner Sonnenstrahl drang durch die Fensterscheiben ein und brachte das Leben und die Wärme in das Schlafzimmer des jungen Mönches.

Dominique sank in einen großen Lehnstuhl und überließ sich einer tiefen Meditation.

Die Pendeluhr, welche die Concierge sorgfältig während der Abwesenheit von Dominique aufgezogen hatte, schlug halb zwölf.

Dominique erhob das Haupt, und sein Blick, in dem noch ein Rest von Meditation ausgedrückt war, heftete sich, nachdem er einen Moment auf den Gegenständen, die das Zimmer schmückten, umhergeschweift, auf das bleiche, blonde Gesicht von einem der Heiligen, welche die Gegenstände der an der Wand hängenden Gemälde bildeten.

Dieses Gesicht schien sich mit einem wunderbaren Scheine zu erleuchten.

Es war das Portrait vom heiligen Hyacinth, einem Mönche vom Dominicanerorden, den die Kirchen-

geschichtschreiber den Apostel des Nordens nennen. Er war vom Hause der Grafen Oldoorans, einem der ältesten und berühmtesten Häuser Schlesiens, das zur Zeit seiner Geburt, das heißt 1183, eine Provinz Polens bildete. Es gab eine Familientradition bei den Penhoël, einer ihrer Ahnen sei Waffenbruder, zur Zeit des ersten Kreuzzuges, von einem der Ahnen des heiligen Hyacinth gewesen, und durch einen seltsamen Zufall hatte Dominique, dem Colombau eines Tags diese alte Geschichte erzählte, über die Quais gehend, unter einer ehrwürdigen Staublage, diesen heiligen Hyacinth entdeckt und ihn gekauft, da er darin Aehnlichkeit mit Colombau gefunden; nach Hause zurückgekehrt, hatte er ihn gereinigt und von Neuem gefirnißt, und nun erkannt, daß es ein vortreffliches Bildchen aus der Schule von Murillo, wenn nicht von Murillo selbst war.

So daß dieses Bild dreifach kostbar war: einmal, weil es einen Heiligen von seinem Orden vorstellte; sodann, weil dieser Heilige Colombau glich, und endlich, weil das Bild, wie gesagt, wenn nicht von Murillo selbst, doch wenigstens von einem seiner guten Schüler gemalt war.

Man begreift, in der Gemüthsverfassung, in der sich Dominique befand, nach einem im Schlosse Penhoël zugebrachten Monat und einer bei Carmelite zugebrachten Stunde, man begreift, welche Wirkung auf ihn bei der Rückkehr der unvermuthete Anblick dieses vollkommen vergessenen Bildes machte.

Er stand langsam auf, um sich ihm zu nähern, doch ehe er sich näherte, blieb er, das Auge auf das Bild geheftet, beim Lehnstuhle stehen.

Es war in der That, — und nie hatte die Aehnlichkeit Dominique so vollkommen geschienen, — es war in der That dieselbe Reinheit der Stirne, dieselbe Heiterkeit des Gesichtes. Die blonden Haare des polnischen Märtyrers umrahmten, die Identität vollendend,

das sanfte Gesicht von Hyacinth, wie die blonden Haare des bretanischen Märtyrers das milde Gesicht von Colombau umrahmten. Beide hatten ihr Leben lang, unter den Fallstricken der Welt, dieselbe Urunschuld und dieselbe Keuschheit des Leibes und der Seele bewahrt; Beide hatten, demüthig, mildherzig, einfach und stark, denselben Haß gegen das Böse, dieselbe glühende Liebe für das Gute, dasselbe brüderliche Gemüth für alle Menschen.

Allmälig und je länger er das Bild anschaute, dünkte ihm diese Aehnlichkeit mit Colombau so wahr und zugleich so außerordentlich, daß er in einer der religiösen Exstasen, denen er unterworfen war, das Wort an das Portrait richtend sprach:

„Sei glücklich! ja, guter, edler, junger Mann, und bete da oben für Deinen Vater, für Deinen Bruder und für Deine Schwester, wie hienieden Deine Schwester, Dein Bruder und Dein Vater für Dich beten!"

Hienach schritt er auf das Portrait zu, machte es von der Wand los, trug es in seinen Händen ans Fenster und schaute es so beleuchtet mit einem Ausdrucke an, bei welchem schwer zu erkennen war, ob mehr Zärtlichkeit für den Freund oder mehr Religion für den Heiligen darin lag.

„Ja, Du bist es, edles, theures Geschöpf," sagte er, „und Deine Tugend muß auf die Stirne der Menschen als unvertilgbares Siegel gedrückt sein, daß ich in einer Entfernung von acht Jahrhunderten, und ohne daß der Maler den Einen oder den Andern von Euch kennen konnte, auf der Stirne des Heiligen das Tugendmahl wiederfinde, das Gott auf die Stirne meines Freundes gesetzt hatte."

Dann murmelte er rasch, als würde er plötzlich von einem Gedanken erleuchtet:

„O Carmelite!"

Und nach einem Augenblicke der Ueberlegung sagte er:

„Ja, es wird so sein!"

Er legte sodann das Portrait auf einen Stuhl, trat an seinen Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und eine Feder, rückte einen Stuhl an sein Bureau, ließ einen Augenblick seinen Kopf in seine Hände fallen und schrieb endlich folgenden Brief:

„Erlauben Sie mir, meine Schwester, Ihnen das Portrait des heiligen Hyacinth anzubieten. Sie werden beiliegend eine Geschichte des Lebens dieses Heiligen finden, — ein Leben, das ich vor ein paar Jahren zu skizziren versucht habe.

„Von der Bretagne zurückkehrend, von Ihnen weggehend, nach Hause kommend, war ich betroffen von den geheimnißvollen Verwandtschaften, welche in einer gemeinschaftlichen Aehnlichkeit den Heiligen und den Freund verbinden, den wir beweinen. Es sind zwei Brüder des Guten, Zwillinge der Tugend. Sie, ihre Schwester, nehmen Sie dieses Portrait als eine Familienerbschaft an."

Er faltete den Brief zusammen, versiegelte ihn und schrieb die Adresse darauf; dann ging er an seine Bibliothek und nahm von einem der Fächer ein kleines Manuscript, auf dessen erster Seite die Worte geschrieben standen: Lebensabriß des heiligen Hyacinth vom Dominicanerorden.

Er schaute abwechselnd das Manuscript und das Portrait an; dann wickelte er das eine und das andere in ein großes Blatt Papier, versiegelte das Ganze, und als er sah, daß es drei Viertel auf zwölf auf der Pendeluhr war, nahm er das Päckchen unter seinen Arm, den Brief in seine Hand und ging rasch hinab.

Er kehrte zu Carmelite zurück, und nachdem er sich bei der Concierge über die Folgen der Ohnmacht des Mädchens erkundigt hatte, gab er ihr das Portrait und den Brief, mit der Bitte, Beides sogleich an die Adresse zu überliefern, ging auf der Seite der Quais hin, und wandte sich durch die Rue de Seine und über den Pont des Arts nach der Himmelfahrts-Kirche.



Am Morgen erst angekommen, und völlig unwissend in Betreff dessen, was in Paris vorging, konnte der Abbé Dominique nicht begreifen, warum ihm sein Vater in der Himmelfahrts-Kirche Rendez-vous gegeben hatte, während, angenommen, er wolle ihm durchaus Rendez-vous in einer Kirche geben, die Saint-Sulpice-Kirche nur hundert Schritte von ihm war. Als er aber in die Rue Saint-Honoré eintrat und die ungeheure Menge, welche sie besetzt hielt, so wie die Reihe von Wagen sah, die weit jenseits der Rue du Coq anfing, und deren äußerstes Ende man nicht erblickte, erkundigte er sich bei dem ersten dem besten Vorübergehenden nach der Ursache, welche alle diese Menschen versammelte.

Da theilte man ihm mit, die Menge sei gekommen, um dem Leichenbegängnisse des Herzogs de la Rochefoucauld-Liancourt, der vor zwei Tagen gestorben, beizuwohnen.

CXLIX.

Das Leichenbegängniß eines lieberalen Edelmannes im Jahre 1827.

Der Herzog de la Rochefoucauld-Liancourt hatte, auf eine so brutale Art 1823 von Herrn von Corbière verletzt, wirklich im Alter von achtzig Jahren ein Leben der Menschenliebe, der Redlichkeit und der Ehre beschlossen, was gemacht hatte, daß er mit dem Rufe eines der wohlthätigsten, der tugendhaftesten und der ehrenwerthesten Männer Frankreichs gestorben war. Welcher Partei man angehörte, man mußte die außerordentliche Tugend des Herzogs de la Rochefoucauld-Liancourt bewundern, und vom ärmsten Arbeiter bis zum reichsten Bürger bedeutete sein Name, mit gleicher Verehrung ausgesprochen, in Aller Munde Seelengröße, Wohlthätigkeit, Rechtschaffenheit.

Als er den Tod des edlen Herzogs erfuhr, begriff der Abbé Dominique den Sinn dieser sympathetischen

und dankbaren Demonstration der Bewohner von Paris; — es war die Zeit der Demonstrationen.

Da die Opposition damals, mit wenigen Ausnahmen, in der Majorität bei allen Klassen der Gesellschaft war, so ergriff man die geringste Gelegenheit im Fluge, und nie hatte das Rad, auf dem sie sich dreht, häufiger Halte gemacht. Alles war ein Anlaß zu Demonstrationen.

Touquet erfand die Tabaksdosen **à la Charte,** und Touquet verkaufte fünfmalhunderttausend Tabaksdosen! Diejenigen, welche nicht schnupften, benützten sie, um Bonbons darein zu thun; das war eine Demonstration.

Pichat ließ Leonidas für die Freiheit Spartas sterbend aufführen, und man erdrückte sich an den Thüren des Théâtre=Français: das war eine Demonstration.

Der General Foy starb; hunderttausend Menschen folgten seinem Leichenbegängnisse, und Frankreich unterzeichnete eine Million für seine Witwe: das war eine Demonstration.

Endlich war der Herzog de la Rochefoucauld=Liancourt gestorben; das war allerdings ein Edelmann, ein Royalist, da er aber zugleich ein Liberaler war, so benützte man seinen Tod, um eine Demonstration gegen die Ultras und gegen die Jesuiten zu machen.

Es waren auch alle Klassen der Gesellschaft bei dieser Menge repräsentirt. Der Kittel, die Blouse, das Wamms des Arbeiters, der Alpaga und die Castorine des Bürgers, die Uniform des Nationalgardisten, der Frack des Pair von Frankreich, die Simarre des Richters. Alles war vermischt.

Ein und derselbe Schmerz, der Alles auf dasselbe Terain zog, erniedrigte, was zu hoch war, erhob, was zu niedrig war, vermengte den Armen mit dem Reichen, den Civilisten mit dem Militär, den Academiker und den Deputirten, den Beamten und den Arzt.

Was sich aber am Krampfhaftesten unter dieser Menge bewegte, das war die Jugend der Schulen, das waren die Hunderte von Studenten, welche, Kinder des vorhergehenden Tages, geheiligte Leute durch die religiöse

Mitwirkung wurden, die sie dieser allgemeinen Trauer gewährten.

Zu jener Zeit gab es noch Schulen.

Schien ein Aufstand eine gewisse Consistenz zu erlangen, so steckte der Bürger ganz zitternd die Nase zum Fenster hinaus und schaute nach rechts oder nach links, immer aber nach der Seite des Quartier Latin, und sagte dann zu seiner Frau:

„Beruhige Dich, Minette, es wird nichts sein; ich sehe die Schulen nicht herabkommen."

So schaute man 1792 nach der Seite der Vorstädte; nur, wenn diese Vorstädte herabkamen, wie am 5. und am 6. October, wie am 20. Juni, wie am 10. August, war es die Gewalt, welche die Gewalt verstärkte, während, wenn die Schulen herabkamen wie am 5. Juni, es die Intelligenz war, welche die Gewalt verstärkte.

Sah derselbe Bürger in der Ferne den Wind die Schöße der knappen Jacken der Studenten aufheben, hörte man ihren Gesang wie einen Donner auf dem Gipfel des Berges tosen, den man die Rue Saint-Jacques nennt, dann schloßen die Bürger, da sie jede Hoffnung verloren, den politischen Horizont sich aufheitern zu sehen, wie der Constitutionnel so poetisch sagte, die Bürger schloßen, verstopften, verrammelten ihre Buden und ihre Fenster, und die Furchtsamen eilten in ihre Keller hinab und riefen:

„Rette sich, wer kann, meine Kinder! die Schulen kommen herab!"

Der Name Schulen*) bedeutete Jugend, Unabhängigkeit, Muth und Kraft, vielleicht aber auch ein wenig Ungestüm und Leidenschaft.

---

*) **Ecoles**, nicht zu verwechseln mit dem, was man gewöhnlich in Deutschland Schulen nennt: Unterrichtsanstalten für Knaben etwa bis zum fünfzehnten Jahre; unter diesen Schulen versteht man die Polytechnische Schule, die Rechtsschule u. dergl. Anstalten, in welchen Jünglinge bis zum Mannesalter ihre wissenschaftliche Bildung genießen. Ist z. B. bei Aufständen von Schulen, **Ecoles**, die Rede, so sind darunter die Zöglinge der so eben erwähnten Anstalten verstanden.

D. Uebersetzer.

Und dann, war das wirklich die Sendung, die sie erhalten hatten?

Mittlerweile gaben alle diese jungen Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren, welche von ihren Müttern aus allen Provinzen abgeschickt waren, Herzhaftigkeit den Schwachen, Zuversicht den Furchtsamen. Sie waren immer bereit, zu kämpfen und zu sterben für ein Wort, für eine Idee, für ein Princip, alten Soldaten, oder vielmehr jungen Spartanern ähnlich, deren männliche Tugenden sie unter einer leichteren, sorgloseren Form hatten. Sie kamen tanzend zum Aufruhr, sie kämpften singend, sie starben lächelnd.

Doch nicht um sich zu einem Aufstande zu begeben, waren sie an diesem Tage, — bedienen wir uns des geheiligten Ausdruckes, — herabgekommen. Sie tanzten nicht, sie sangen nicht, sie lächelten nicht einmal. Betrübt, traurig, trug ihr junges Gesicht Merkmale des Kummers an sich, mit dem das Herz jedes Bürgers der Tod dieses Gerechten erfüllte.

Unter ihnen bemerkte man eine Deputation der Zöglinge der Ecole des Arts=et=Métiers von Châlons, welche dem Leichenbegängnisse ihres Wohlthäters beiwohnen wollte; denn unter anderen Ansprüchen auf die Hochachtung und die Liebe seiner Mitbürger kam dem Herrn Herzog von Larochefoucauld=Liancourt auch der zu, daß er der Stifter der Ecole des Arts=et=Métiers in Chalons war.

Es war schwierig für den Abbé Dominique, durch diese Menge zu dringen. Als er aber mitten unter die Schulen gekommen war, traten die jungen Leute, da sie diesen schönen Priester sahen, der kaum fünf bis sechs Jahre älter als sie, und den die Meisten von ihnen kannten, ehrerbietig auf die Seite, um ihn passiren zu lassen.

Nach einer starken halben Stunde des Kampfes gelangte er endlich vor das Gitter der Himmelfahrts=Kirche, in dem Augenblicke, wo die Trauerwagen aus dem, in der Rue Saint=Honoré liegenden, Hotel de la Rochefoucauld hervorkamen und in der Ferne wie eine

schwarz bewimpelte Leichenflotte die hohlgehenden Wogen dieser Menge durchschneidend zu erscheinen anfingen.

In diesem Augenblicke, und als der Abbé durch eine Gruppe schritt, hörte er einen Mann, der schwarz gekleidet war und einen Flor am Arme trug, halb laut zu einem Andern sagen:

„Nichts vor, noch während der Feier, verstehen Sie wohl?"

„Und hernach?" fragte der Eine von den zwei Männern.

„Wird man ihnen bedeuten, sie sollen gehen."

„Wenn sie sich weigern?"

„So verhaftet man sie."

„Wenn sie sich zur Wehre setzen?"

„Ihr habt Euere Casse-têtes?"

„Ja, gewiß."

„Wohl; Ihr bedient Euch derselben."

„Und das Signal?"

„Sie werden es selbst geben... wenn sie den Leichnam tragen wollen."

„St!" sagte Einer von den zwei Männern, „hier ist ein Mönch, der uns hört."

„Gut! was liegt daran! sind die Priester nicht mit uns?"

Dominique machte eine Bewegung, als wollte er diese seltsame Solidarität leugnen; doch er erinnerte sich, daß sein Vater ihn erwartete, daß dieser unter dem Gewichte einer doppelten Anklage war, daß er also so viel als möglich die Aufmerksamkeit nicht nur von seinem Vater, sondern auch von sich selbst fern halten mußte.

Dem zu Folge schwieg er.

Nur, wenn es ihm, da er den Chef sah, übel geworden war, wurde es ihm vollends zum Erbrechen, als er die Gesichter der zwei Agenten erblickte.

Er setzte seinen, gezwungener Weise unterbrochenen, Marsch wieder fort und glaubte unter dieser Menge eine große Anzahl Menschen zu erkennen, welche nach seiner Meinung Träger von Casse-têtes zu sein schienen.

Er kam so unter den Porticus der Himmelfahrts-Kirche.

Seine Tracht, die ihm einen Weg durch die Studenten gebahnt hatte, diente ihm besser noch bei den Zugängen zur Kirche.

Man trat vor ihm auf die Seite, und er konnte eintreten.

Mit dem ersten Blicke gewahrte er, an den dritten Pfeiler links angelehnt, unbeweglich wie eine Bildsäule, seinen Vater, dessen Auge auf die Thüre geheftet war: er wartete offenbar. Dominique erkannte ihn, obschon er ihn sieben Jahre nicht gesehen hatte. Nichts hatte sich an ihm verändert: dasselbe Feuer in den Augen, dieselbe Entschlossenheit in allen Zügen des Gesichtes, dieselbe Kraft in seiner ganzen Person, nur waren seine Haare grau geworden, und sein Gesicht hatte sich in der Sonne Indiens gebräunt.

Dominique ging gerade auf seinen Vater zu, mit der Absicht, sich ihm in die Arme zu werfen; doch ehe er die Hälfte des Weges gemacht hatte, hatte Herr Sarranti einen Finger auf seinen Mund gelegt und ihm durch dieses Zeichen, so wie durch den Blick, der es begleitete, die tiefste Discretion empfohlen.

Der Abbé begriff, daß er, wenigstens scheinbar, seinem Vater völlig fremd bleiben mußte. Statt ihn zu umarmen, mit ihm zu sprechen oder ihm nur die Hand zu reichen, kniete er auch, als er in seiner Nähe war, bei dem Pfeiler nieder, und nachdem er ein Dankgebet an Gott gerichtet hatte, suchte er die Hand, die sein Vater wieder fallen ließ, küßte sie mit Inbrunst und Ehrfurcht, und sprach nur die zwei Worte, welche eben so wohl an Gott, als an den Mann, zu dessen Füßen er kniete, gerichtet sein konnten:

„Mein Vater!“

CL.

Was sich in der Himmelfahrts-Kirche am 30. März des Jahres der Gnade 1827 zutrug.

Die Himmelfahrts-Kirche, deren Erbauung in das Jahr 1670 zurückgeht, ist ohne Zweifel eines der gemeinsten Monumente von Paris. Ihre Form ist eine unglückliche: sie stellt einen Thurm bedeckt mit einer ungeheuren Kuppel von zwei und sechzig Fuß im Durchmesser vor, etwas der Kornhalle Aehnliches; „so daß," sagt Legrand in seiner Beschreibung von Paris und seinen Gebäuden, „so daß, da dieses Baudenkmal für seinen Durchmesser zu hoch ist, das Innere eher das Ansehen eines tiefen Brunnens als die Grazie einer wohl proportionirten Kuppel hat."

Ehe dieses Gebäude zur Himmelfahrts-Kirche erhoben wurde, war es ein Nonnenkloster. Die Schwestern, die dieses Convent bewohnten, hießen die Haudriettes*). Sie waren ursprünglich beauftragt, ein Hospital von armen Frauen zu bedienen; allmälig wurde das Hospital ein Kloster, und sie lebten unnütz und als religiöse Gemeinde constituirt.

Die Aufführung dieser Nonnen war durchaus nicht regelmäßig, und man hatte es mehrere Male, jedoch vergebens, versucht, die Reform in ihrem Hause anzuwenden. Endlich unternahm es der Cardinal de la Rochefoucauld, sie der Regel zu unterwerfen und sie in ein Hotel zu versetzen, das er im Faubourg Saint-Honoré besessen und 1603 an die Jesuiten verkauft hatte, und das diese durch Vertrag vom 3. Februar 1623 an die Haudriettes wiederverkauften. Sie waren hier seit sechs Monaten untergebracht und hatten schon das Innere auf eine ihrem Stande entsprechende Art einrichten lassen, als der Titel Haudriettes aufgehoben und die Einkünfte mit dem neuen Kloster des Faubourg

*) Hospitaliterinnen von Mariä-Himmelfahrt, nach ihrer Stifterin Dolona Haudry Haudryetten genannt.

Saint-Honoré, dem man den Namen **Assomption***) gab, vereinigt wurden. Nur schien die Kapelle dieses Hauses nicht genügend für die Nonnen: sie kauften das Hotel eines Sieur Desnoyers und ließen 1670 den Bau ihrer Kirche beginnen, welche sechs Jahre nachher beendigt wurde.

Diese schwerfällige, durch einen schwarzen Himmel beschattete, Kuppel bot an diesem Tage, wie immer, einen ziemlich traurigen und gemeinen Anblick, und es brauchte nicht weniger, als diese ganze imposante Menge, um dem Schauspiele, das man vor Augen hatte, seine poetische und feierliche Seite zu geben.

In dem Augenblicke, wo der Trauerzug im Begriffe war, das Sterbehaus zu verlassen, um sich nach der Kirche zu begeben, verlangten die ehmaligen Zöglinge dieser Schule von Chalons, welche Herr von Liancourt gestiftet hatte, den Sarg eines ihrer Wohlthäter tragen zu dürfen. Einer der Minister von Karl X. der Herr Herzog de la Rochefoucauld-Doudeauville, ein naher Verwandter des Todten, der eine von den Ecken des Bahrtuches halten sollte, ertheilte die Erlaubniß im Namen der Familie.

Der Zug setzte sich nun langsam, feierlich in Marsch, und man kam in größter Ordnung zur Kirche.

Auf beiden Seiten der Straße zusammengeschaart, ruhig und still, trat die Menge zurück und entblößte sich ehrerbietig, so wie der Zug näher kam.

Man müßte das Wappenbuch der Notabilitäten jener Zeit haben, um einen Begriff von den illustren Anwesenden zu geben, welche die Obsequien des edlen Herzogs an diesem Tage nach der Himmelfahrts-Kirche gezogen hatten.

Es waren vor Allem die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochefoucauld, Söhne des Verstorbenen, und die ganze Familie des Herzogs; sodann die Herzoge von Brissac, von Lévis, von Richelieu; dann die Grafen Portalis und de Bastard, der Baron Portal, die Herren von Barante, Lainé, Pasquier, Decazes, der

*) Mariä Himmelfahrt.

Abbé von Montesquiou, de la Bourdonnaie, von Villèle, Hyde de Neuville, von Noailles, Casimir Perrier, Benjamin Constant, Royer=Collard, Béranger.

Zwischen zwei von den Pilastern, welche die Kreismauer der Kirche bilden, wechselte ein Mann, der schon 1789 eine große Rolle gespielt hatte und 1830 wieder eine in den Landesangelegenheiten spielen sollte, von Zeit zu Zeit mit einem andern Manne von zweiundvierzig bis vierundvierzig Jahren, welcher jedoch kaum fünfunddreißig alt zu sein schien, ein paar Worte in Begleitung jenes Tones der Ehrfurcht, den der vortreffliche Greis für Jedermann hatte, welchen er aber so gut zu Gunsten der Leute zu accentuiren wußte, die er mit seiner besondern Hochachtung beehrte.

Dieser Mann, dessen Name schon wiederholt unter unserer Feder erschienen ist, ohne daß wir indessen die Ehre gehabt haben, ihn unseren Lesern vorzustellen, war Herr Anténor von Marande, der Gatte von derjenigen von den vier Schwestern von Saint=Denis, die wir um das Bett von Carmelite und in der Saint=Germain=des=Prés=Kirche versammelt gesehen haben, von derjenigen, sagen wir, welche bis jetzt von uns nur mit dem Namen Lydie bezeichnet worden ist.

Herr von Marande, damals, wie wir schon erwähnt haben, zweiundvierzig bis vierundvierzig Jahre alt, war ein schöner und eleganter Banquier, mit blonden Haaren, blondem Barte, blauen Augen, weißen Zähnen und rosenfarbigen Wangen. Eine große Distinction, nicht die, welche die Geburt gibt, sondern die, welche das Studium, die Erziehung, der beständige Umgang mit der Welt geben, diejenige endlich, deren Privilegium die englischen Gentlemen zu haben scheinen, war einer von den Hauptcharakteren seiner Person. Es war an ihm etwas Steifes, was von seiner ersten Erziehung herkam. Von seinem Vater, einem alten Obersten des Kaiserreichs, der bei Waterloo getödet wurde, zur militärischen Laufbahn bestimmt, war er in der Ecole Polytechnique erzogen worden, die er 1816 verließ. Nun,

da er sah, daß die Zukunft auf Frieden stand, wandte er seine Studien der Seite der Banque zu. Wie er Polybius, Montecuculi und Jomini studirt hatte, so studirte er Turgot und Necker, und da sein Geist fähig war, Alles zu begreifen, so wurde er, statt ein berühmter Officier zu werden, ein ausgezeichneter Banquier.

Seine Tournure hatte, wie gesagt, etwas von der schwarzen seidenen Halsbinde und vom zugeknüpften Rocke behalten, in den er zehn bis zwölf Jahre eingezwängt gewesen war. Eine Frau konnte ihn schön finden; — denn für die Frau sind die Eleganz und die Distinction schon die Hälfte der Schönheit; doch ein Mann mußte ihn geschraubt, gespannt, steif, mit einem Worte geckenhaft finden.

Dieser Affectation des englischen comme il faut hatte er übrigens ein paar Affairen zu verdanken gehabt, aus denen er sich mit außerordentlichem Muthe und mit merkwürdiger Kaltblütigkeit herausgezogen.

Die erste von diesen Affairen, die ihm am 1. des Monats zugestoßen, war unverzüglich mit dem Degen ausgemacht worden, und er hatte seinen Gegner schwer verwundet.

Bei der zweiten, welche auf Pistolen stattfinden sollte und ihm am 22. des Monats zugestoßen war, hatte er eine Frist von zehn Tagen verlangt: der Zweck dieser von ihm verlangten Frist von zehn Tagen war, seinen 30., wie man in Ausdrücken der Banque sagt, in Ordnung zu bringen. Als sein 30. in Ordnung gebracht war, hatte er sein Testament geschrieben, dann hatte er seinen Gegner daran erinnern lassen, daß er sich, da am anderen Tage die von ihm verlangte Frist abgelaufen sei, für den andern Tag, zu einer Stunde und an einem Orte nach seinem Belieben, zu seiner Verfügung stelle. Die Gegner, welche dreißig Schritte von einander standen, schoßen zu gleicher Zeit, und Herr von Marande wurde am Schenkel verwundet; — sein Gegner blieb auf dem Platze; — Alles dies, ohne daß eine Falte von der weißen Halsbinde, welche Herr von Marande zu tragen pflegte, in ihrer gewöhnlichen Symmetrie verrückt worden wäre.

Nie sprach er von diesen zwei Affairen, und er schien sehr ärgerlich, wenn man ihn daran erinnerte.

Was seine Stärke im Degen oder seine Geschicklichkeit auf die Pistole betrifft, so hatte er hievon nur diese zwei Beweise gegeben, und ohne dieses doppelte Duell hätte man wahrscheinlich, selbst in seiner vertrautesten Gesellschaft, nicht gewußt, ob er eine Pistole oder einen Degen anzurühren im Stande sei. Nur sagte man, er habe bei sich einen Fechtsaal und eine Schießstätte, eine Schießstätte, welche nie ein anderer Mensch betrat, als sein Diener, einen Fechtsaal, in welchen Niemand kam, als ein alter Italiener Namens Castelli, der den ersten Fechtmeistern von Paris als Repetitor diente.

Herr von Marande war, mit den Herren von Rothschild, Laffitte und Aguado, einer der berühmtesten Banquiers des Continents, nicht als einer der reichsten, sondern als einer der verwegensten. Man führte von ihm Finanzoperationen von unglaublicher Kühnheit, glänzende Actionen, Actionen des Glücks und des Genies an.

Sobald er das gesetzliche Alter erreicht hatte, wurde er in die Kammer von seinem Departement geschickt, in welchem er eine Majorität erlangt hatte, welche an die Unanimität gränzte; und zwei Jahre vorher hatte er, nach einem Stillschweigen von beinahe drei Jahren, eine Rede über die Preßfreiheit gehalten, die bewies, daß er die Redner des Alterthums, wie die der Neuzeit nicht minder gewissenhaft studirt hatte, als die Strategisten und die Oeconomisten.

Ein vertrauter Freund von Manuel, Benjamin Constant und Lafayette, hatte er seinen Sitz im linken Centrum und schien unter die Fahne der politischen Banquiers Casimir Perrier und Laffitte eingereiht zu sein.

Diese Fahne, was für eine war es?

Das ließ sich sehr schwer definiren, doch diejenigen, welche in den Angelegenheiten jener Zeit wohl unterrichtet zu sein behaupteten, sagten: diese Fahne, die eine zwischen der Republik und der absoluten Monarchie liegende Meinung repräsentire, sei die eines Prinzen, welcher, um kluger

Weise im Schatten verborgen zu bleiben, nichtsdestoweniger am Umsturze des gegenwärtigen Zustandes der Dinge arbeite.

Man sieht, daß eine Nuance zwischen der Meinung des General Lafayette, der die republikanische Monarchie mit der Constitution von 89 repräsentirte, und der von Herrn von Marande existirte, welcher, wenn er wirklich Agent des Prinzen, nur den Ausdruck einer bürgerlichen Monarchie mit einer Umarbeitung der Charte von 1815 war.

Uebrigens wäre man vollkommen in die Meinung des Einen und in die des Andern eingeweiht gewesen, hätte man die paar Worte gehört, die wir sie haben austauschen sehen.

„Sie sind von dem, was dort vorgeht, unterrichtet worden, General?"

„Ja, die österreichischen Fonds steigen."

„Werden Sie auf die Hausse oder auf die Baisse spielen?"

„Ich werde neutral bleiben."

„Ist das nur Ihre Meinung, oder auch die der Banquiers Ihrer Freunde?"

„Es ist die allgemeine Meinung."

„Und das Losungswort?"

„Laßt machen! ... Und Sie, Sie haben den Prinzen gesehen?"

„Ja."

„Haben Sie ihn von der Bewegung unterrichtet, welche vorgeht? ... Ich glaube er hat Fonds beim Hause Arnstein und Eskeles."

„Er hat dort einen großen Theil seines Vermögens."

„Wird er für spielen? wird er gegen spielen?"

„Nein, wie Sie wird er machen lassen," erwiederte Herr von Marande.

„Das ist das Klügste," sagte der General Lafayette.

Und von diesem Augenblicke an schwiegen Beide, während sie zugleich mit der tiefsten Aufmerksamkeit das, was um sie her vorging, studirten.

Fünf oder sechs Schritte vom General und vom Banquier hatten, nachdem sie mit Ehrfurcht ein paar Worte angehört, welche Béranger an sie richtete, vier junge Leute

einen Schritt rückwärts gemacht, und sie sprachen mit leiser Stimme gerade in dem Augenblicke, wo der Sarg in die Kirche hereinkam.

Diese vier jungen Leute waren unsere vier Freunde Jean Robert, Ludovic, Petrus und Justin.

Sie suchten mit den Augen unter dieser ganzen Menge Jemand, den sie hier zu finden erwarteten, den sie aber trotz ihrer hartnäckigen Forschung nicht fanden.

Endlich erblickten sie ihn unter der Zahl der Personen, welche hinter dem Sarge hatten eintreten können.

Es war Salvator.

Der junge Mann gewahrte sie mit dem ersten Blicke, und die Menge durchschneidend ging er gerade auf sie zu.

Er brauchte übrigens ziemlich lange Zeit, um den Raum zurückzulegen, der ihn von den jungen Leuten trennte, denn den ganzen Weg entlang, den er gemacht hatte, streckten sich die Hände zu Hunderten aus, um die seinige zu drücken.

Als er die Pilaster erreicht hatte, an deren Base unsere Freunde angelehnt standen, rückten die vier Hände zu gleicher Zeit vor, und die jungen Leute bildeten einen Kreis, in dessen Mitte sich Salvator befand.

„Sie haben uns etwas zu sagen?" fragte Jean Robert, der eine Nuance von Besorgniß in den Augen des jungen Mannes gelesen hatte.

„Ja, und sogar etwas sehr Wichtiges!" erwiederte Salvator.

Sodann, indem er mit einem Blicke des Mißtrauens umherschaute:

„Was Sie auch sehen mögen, was Sie auch hören mögen, so gut Ihnen auch die Gelegenheit scheinen mag, thun Sie nichts!"

„Was soll denn vorgehen?" fragte Ludovic.

„Ich weiß es nicht," antwortete Salvator, „doch etwas wie ein Aufstand."

„An einem Begräbnißtage?" fragte Justin.

Salvator lächelte.

„Sie kennen das Sprüchwort, mein lieber Justin: „„Der Zweck heiligt die Mittel.""

„Warum sagen Sie uns denn, wir sollen nichts thun?"

„Weil ein Unterschied zwischen den Aufständen ist."

„Allerdings," erwiederte Ludovic, der den Sinn der Worte von Salvator begriff; „es gibt die Aufstände, welche man macht, und die Aufstände, die man machen läßt."

„Mit anderen Worten: es gibt Aufstände ohne Aufrührer," fügte Jean Robert bei.

„Teufel!" sprach Petrus, „das sind die gefährlichsten, wie ich immer meinen Oheim sagen hörte."

„Und Ihr theurer Oheim ist ein Mann von Verstand, Herr Petrus," bemerkte Salvator.

Sodann sich an Justin wendend:

„Halten Sie sich ruhig, mein lieber Justin, und ruft man gleichviel was beim Ausgange aus der Kirche, entweder: „„Es lebe die Preßfreiheit!"" oder: „„Nieder mit den Ministern!"" oder irgend etwas Anderes, so lassen Sie rufen; gibt man sich einige Kläppse, so lassen Sie klappsen; bedroht man Sie, so leisten Sie keinen Widerstand; mit einem Worte, wohnen sie dem ich weiß nicht was, das in Erfüllung gehen wird, und das ich in der Luft fühle, mit der Kaltblütigkeit eines Tauben, mit der Ruhe eines Stummen und der Unempfindlichkeit eines Blinden bei."

„Gut," sagte Justin seufzend und wie ein Mensch, der mit Bedauern eine erste Gelegenheit, seine Proben abzulegen, sich entschlüpfen sieht.

Salvator begriff die Bewegung des jungen Schulmeisters und sprach in Form eines Trostes zu ihm:

„Ein wenig Geduld, mein lieber Freund, es wird sich in Kurzem eine günstigere Gelegenheit bieten. Stecken Sie also bis dahin Ihren guten Willen wieder in die Scheide, und vor der Hand das tiefste Stillschweigen! Wir haben schon zu viel gesagt: sehen Sie die Galgengesichter, die uns umgeben."

Es gingen in der That in allen Richtungen, in der Nähe der jungen Leute, wie fern von ihnen, langsam und mit Salbung; frommen Beiwohnenden ähnlich, welche die allgemeine Sammlung des Gemüths

durch das Geräusch ihrer Tritte zu stören befürchten, in zahlloser Menge Menschen umher, die keine Toilette vor geübten Augen verbirgt, Menschen, welche immer, wenn sie sich unter die gute Gesellschaft begeben, die Wirkung hervorbringen, die in einem Drama oder in einem Vaudeville, sich unter die Schauspieler mischend, die Comparsen machen, welche die zu einer Hochzeit oder zu einem Mahle Eingeladenen darstellen.

Unter diesen Menschen, wie ein Mittelpunkt, an den sich die Blicke aller dieser seltsamen Gäste anschloßen, gingen zwei Individuen, welche wiederzufinden unseren Lesern vielleicht nicht unangenehm sein wird.

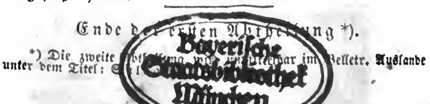
Der Eine, bekleidet mit einer langen blauen Levite, trug das Band eines Ritters der Ehrenlegion, stützte sich auf ein spanisches Rohr wie ein Mensch, den eine alte Wunde nöthigt, jenes dritte Bein zu suchen, von dem der Sphinx von Oedipus spricht, und schien ein ehemaliger Militär zu sein; der Andere, der mit einem braunen Ueberrocke bekleidet war, hatte das ehrliche Aussehen eines Kaufmanns, welcher sich aus den Geschäften zurückgezogen.

Sprachen sie mit einander, so gaben sie sich statt jeder andern Benennung den Titel **Nachbar**.

Diese zwei Individuen mit gemüthlicher Miene waren Niemand Anderes als unsere alten Bekannten Gibassier und Carmagnole.

Wie fanden sich nun Carmagnole, der mit Herrn Jackal nach Wien abgereist, und Gibassier, der allein nach Kehl abgereist war, in der Himmelfahrts-Kirche vereinigt, bereit, das Losungswort einem ganzen Heere von Agenten, das Salvator beunruhigte, zu geben?

Das werden unsere Leser erfahren, wenn wir ihnen das Verlangen, die Folge dieser Geschichte zu kennen, eingeflößt haben.



Ende der ersten Abtheilung *).

*) Die zweite [illegible] im Belletr. Auslande unter dem Titel: [illegible]



